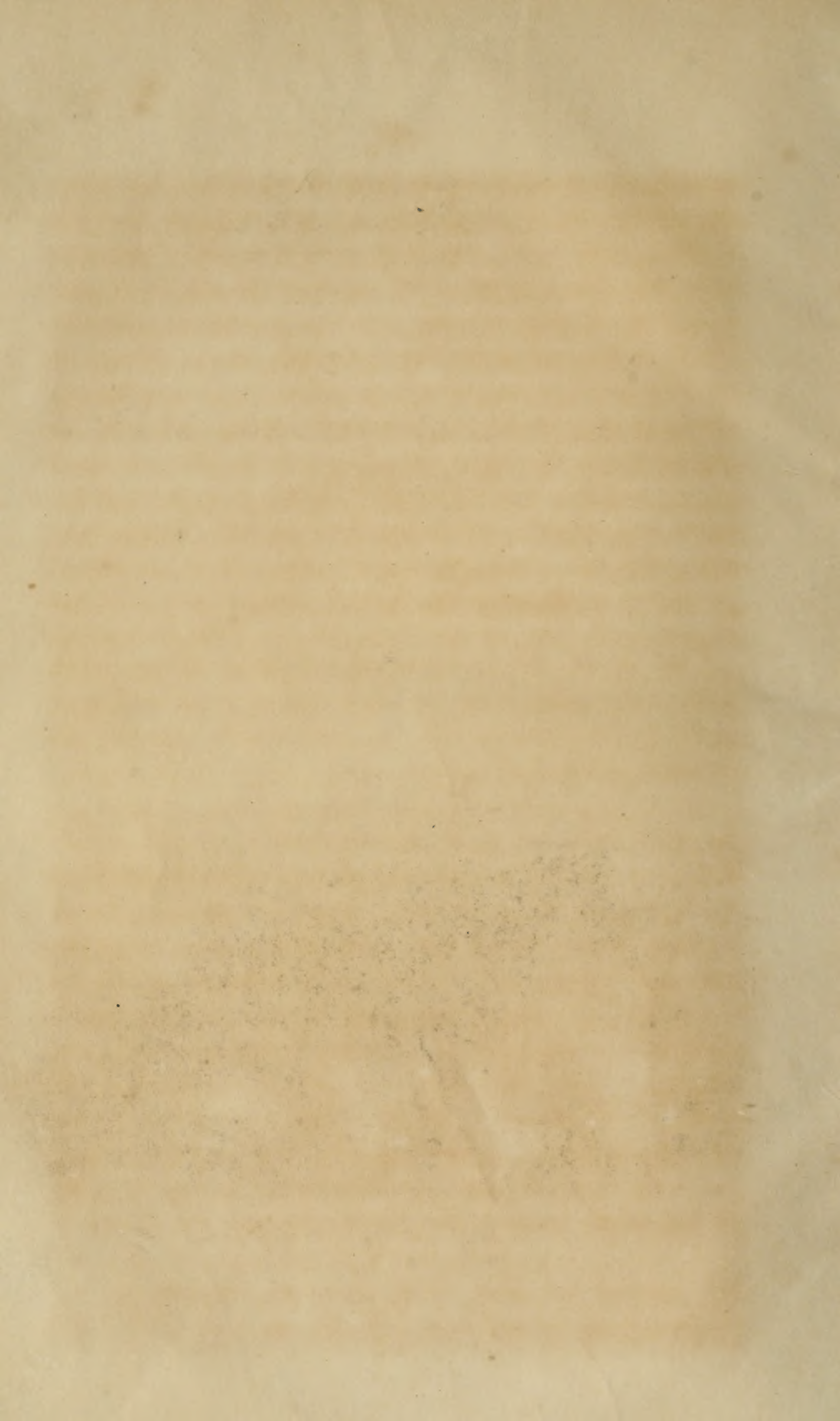








CHINA

historisch, romantisch, malerisch



Kin-shan am Yang-tschi-Kiang.

Carlsruhe im Kunst-Verlag.



Einleitung.

Kanghi, Kaiser von China.

Drei Fürsten, Beherrscher von ebensoviel großen Ländern, lebten im siebenzehnten Jahrhundert bis zum Beginn des achtzehnten, ebenso verschieden unter sich, wie sie, jeder in seiner Sphäre, große Talente entwickelten. Wir meinen Ludwig XIV., Peter den Großen und Kanghi.

Ludwig XIV. war es, der in seinem Lande die gesunkene Königsgewalt wieder aufrichtete, und Frankreich von der Günstlingsherrschaft befreite; er führte Krieg der Vergrößerung wegen, und hielt Europa in einem Zustande beständiger Aufregung während seiner ganzen Regierung; aber er erhob Frankreich; Literatur und Künste blühten auf zu einer bis jetzt unübertroffenen Höhe; französischer Geschmack und französische Bildung machten sich von nun an überwiegend in Europa geltend. Peter von Rußland war größer als Ludwig XIV., denn er civilisirte sein Volk und schuf ein großes Reich. Wenige Fürsten wirkten in der Geschichte heilsamer, als der russische Selbstherrscher.

Das Auftreten Kanghi's ist verschieden von beiden. Ihm war die Bestimmung geworden, seine Herrschaft über das zahlreichste Volk der Erde zu befestigen, ein Volk, welches unter das Joch von Barbaren gerathen war. Von Geburt ein Tartar, konnte er nicht die Erziehung genossen haben, welche Peter zu Theil ward, und war nur

ein Barbar im Vergleich zu Ludwig XIV.; aber er war eben so geistig groß, als einer der Beiden, und die Aufgabe, die ihm geworden war, weit größer und umfassender. Nach dem Tode Ludwigs XIV., in dessen Hände alle Mittel gegeben waren, Gutes zu thun, war Frankreich ein verarmtes, der Zerrüttung entgegengehendes Land; Peter der Große erhob dagegen Rußland zu größerem Ruhme, als es je zuvor genossen hatte, und Kanghi vererbte sein ganzes, ungeheures und blühendes Reich seinem Nachfolger. Die Geschichte hat den beiden Letzten ihren Platz unter den Ruhmwürdigsten ihres Geschlechts angewiesen; schwer ist es aber, zu bestimmen, welchem von ihnen der Vorrang gebührt. Peter der Große that mehr für Rußland, als Kanghi für China; aber der Erstere beging größere Fehler, seine Leidenschaften waren ungezügelter, seine Herrschaft unsicherer. Beide schlossen ihre rechtmäßigen Erben von der Thronnachfolge aus. Peter ging auf Reisen, um sich zu bilden; Kanghi dagegen lud Gelehrte an seine Tafel, um mit ihnen über wissenschaftliche Gegenstände zu sprechen. Gleichwie Peter eines Zimmermanns Lehrling ward, bildete sich Kanghi wie ein emsiger Schüler durch den Umgang mit dem verachteten Fremdling; trotzten daher Beide den Vorurtheilen ihrer Nation, so war der Sieg, den Kanghi errang, weit preiswürdiger. Wägt man den Werth menschlicher Handlungen nach dem Resultate ab, das sie in ihrem Einflusse auf die Geschichte von Reichen herbeiführten, so muß man zugeben, daß das Gute, was Kanghi während seiner Lebzeit wirkte, mit seinem Tode aufhörte. Seine Herrschaft war weit ausgedehnter und gegen fremden Angriff gesichert; aber China sank wieder in den ruhm- und thatenlosen Zustand zurück, der das himmlische Reich so unvortheilhaft charakterisirt. Ist nicht Rußland ungemein vorgeschritten seit 150 Jahren? und hat es nicht diesen Fortschritt Peter dem Großen zu danken? — Beide Monarchien gränzten schon damals aneinander. Obgleich Männer von geistiger Verwandtschaft, wurden sie doch hartnäckige Feinde, und bekriegten sich um sibirische Eisfelder. So ist der Mensch in seiner Größe!

Betrachten wir die großen Zwecke, welche die Vorsehung diese drei Fürsten vollbringen ließ, so müssen wir die Weisheit Gottes

bewundern. Aus Nichts ruft sie solche Männer hervor und befähigt sie, ihr Werk auf Erden zu thun, bildet sie also eigentlich für ihre Laufbahn. Sobald sie den göttlichen Willen erfüllt haben, der sie in's Leben rief, haben sie Rechenschaft von ihrem Amte zu geben. Allen drei Fürsten war ein außerordentlich großer Wirkungskreis von der Vorsehung angewiesen; ihre Lebenszeit dauerte länger, als sonst gewöhnlich das Leben von Fürsten, und ihre Regierung fiel in eine Epoche, die die größten Unternehmungen begünstigte. Die Geschichte erscheint uns in einem neuen und ganz verschiedenen Lichte, wenn wir sie als eine Schilderung von Ereignissen betrachten, die die weise Vorsehung angeordnet hat. Die größten Fürsten sind als Menschen schwach und verächtlich, in der Hand der Vorsehung erscheinen sie hingegen als außerordentlich mächtige Werkzeuge. Keiner dieser Herrscher war ein wahrer Anhänger der heiligen Schrift; Louis der XIV. verfolgte ihre Bekenner; Peter der Große scheint in Bezug auf religiöse Lehrsätze gleichgültig gewesen zu seyn, und Kanghi bewies sich aus bloßen politischen Gründen und aus Vorliebe für die Jesuiten dem Pabstthum günstig. So wahr ist es, daß selbst große und berühmte Männer nicht immer fähig sind, des Heils durch die Religion theilhaftig zu werden.

Louis XIV. hat unter den Geschichtschreibern Lobredner gefunden; die Schöpfungen Peters des Großen brachten seinen Namen auf die Nachwelt, mehr, als es ein Livius oder Tacitus zu thun fähig gewesen wäre, und Kanghi's Namen ward am eifrigsten von den Jesuiten, seinen beständigen Gesellschaftern, gepriesen. Was die chinesischen Berichte über ihn betrifft, so sind dieselben, so weit wir solche kennen, bloß magere Tagebücher oder Sammlungen von Gesetzen, die dieser Fürst erlassen hat. Unter einer großen Zahl von Eingebornen China's, die sich durch Talent, Gelehrsamkeit oder Rang auszeichneten, haben wir keinen einzigen gefunden, der ein Wort zum Lobe dieses großen Fürsten geäußert hätte. Die Chinesen betrachten ihn vielmehr als einen Neuerer, dessen Geist, obgleich genährt mit altclassischem Wissen, doch nicht stets zur Quelle des Alterthums zurückkehrte. Forschen wir daher nach Materialien, um sein Andenken in uns aufzufrischen,

so bleiben uns bloß die Werke seiner Lobredner, wie die „Lettres édifiantes; du Halde, histoire générale de la Chine; le Compte, mémoire sur l'état présent de la Chine" und einige Reiseberichte. Abel Remusat hat einen kurzen Lebensabriß Kanghi's geliefert in „Nouveaux mélanges asiatiques". Der Leser muß sich daher, wie schon erwähnt, auf eine große Parteilichkeit von Seiten dieser Schriftsteller gefaßt machen; denn sie alle staunten bewundernd einen Fürsten an, der so hoch über den Vorurtheilen seiner Zeit und seiner Nation erhaben war, und sich stets als den Freund und Gönner seiner Biographen erwies.

Alle sind sie jedoch einstimmig, was seinen Charakter, seine großen Unternehmungen, seine geistigen Fähigkeiten betrifft. Wer immer einen Fortschritt der Civilisation oder das Glück von Nationen will, kann nur gleicher Ansicht damit seyn. Wünschenswerth wäre es jedenfalls, eine unparteiische Schilderung von ihm zu besitzen. Lange, Sekretär der russischen Mission, wäre wohl am fähigsten dazu gewesen; auch hätte irgend ein intelligenter Kalmücke oder Mongole, deren Nationen von diesem großen Kaiser geknechtet wurden, einen nicht unpassenden Biographen Kanghi's abgegeben.

Schwer würde es seyn, wollte man Kanghi mit andern berühmten Kaisern China's vergleichen. Der namhafteste unter einer langen Reihe von Herrschern war wohl Kublai, gleich Kanghi ein Barbare; chinesische Geschichtschreiber wissen aber nur wenig von ihm zu erzählen. Unsere Kunde von ihm beschränkt sich daher auf venetianische Berichte und auf die riesenhaften Denkmale seines Wirkens, die bis auf den heutigen Tag übrig sind. Die Chinesen, die nicht frei schreiben dürfen, sind ungewohnt, Charaktere zu schildern; wollen sie einen Helden verherrlichen, so preisen sie ihn in den Versen von Yau und Schun; wollen sie aber ihren Abscheu vor den Lastern der Fürsten darthun, so ergießen sie sich in den Klagliedern von Schau und Kie. Man darf also von ihnen weder Unparteilichkeit noch überhaupt Wahrheitstreue erwarten.

Einige chinesische Fürsten erheben sich übrigens dennoch über die Masse der Menschen, und können in vielen Beziehungen mit Kanghi

verglichen werden. Darunter können wir die Stifter der Tang- und Mingdynastien, und vielleicht Schi-wang-ti, den berühmten Neuerer und Zerstörer der Wissenschaften, nennen. Zum Lobe der beiden Ersten ist manches Lied gedichtet worden, während den Letztern nur Verwünschung traf. Sie alle aber kämpften gegen große Schwierigkeiten an, die ihnen entgegenstunden, und wurden nur allein durch die Kraft des ihnen innewohnenden Geistes befähigt, sich über den unwürdigen Zustand ihrer Zeitgenossen zu erheben. Kanghi war es vorbehalten, gelehrte Fremdlinge um sich zu versammeln, die aber religiöse Zwecke mit der Intoleranz des Pabstthums in China verfolgten, und aus deren Umgang er sich besser zu belehren wußte, als sein großer Vorgänger Kublai. Zum erstenmal in der Geschichte wurde das Uebergewicht des Occidents in wissenschaftlicher Beziehung im kaiserlichen Palaste China's anerkannt. Der Monarch bewunderte das Genie, das Männer entwickelten, welche sein Volk Barbaren nannte; aber trotz der großen Gunst, die er ihnen erwies, folgte doch keiner der chinesischen Höflinge seinem Beispiel. Es erscheint daher nur als ein vergebliches Bestreben eines mächtigen Fürsten, daß er durch sich allein den Geschmack und die Gewohnheiten von Millionen zu reformiren unternahm.

Der Eifer, mit dem Kanghi sich seinen Studien widmete, beweist, wie gut der Zweck war, den er sich vorsetzte. Da er aber keine Unterstützung fand, so hielt er schnell inne, und erwog jetzt erst die Schwierigkeiten, die sich seinem Vorhaben entgegenstellten. Dadurch wankend gemacht in seinem Bestreben, begnügte er sich jetzt damit, sich selbst zu bilden, indem er die Reform seiner Nation aufgab. Kaum hatte er jedoch die Augen geschlossen, als sein Sohn jeden wissenschaftlichen Fortschritt von sich wies, und den früheren Zustand von Geistesschlummer für China herbeiführte. Dies gelang ihm nur zu wohl. Seine Nachfolger verfolgten gleiche Zwecke, und so kam es dahin, daß jetzt ein Kaiser auf dem chinesischen Throne sitzt, dessen Regierungszeit emphatisch von den Chinesen „der Ruhm der Vernunft" (Tau-kwang) genannt wird. Die Geschichte nennt sie besser einen öffentlichen Zustand von Vernunftlosigkeit, der sich seiner eigenen Schmach freut.

Die Mantschu und deren Kriege.

Diejenigen Theile von China, die wir unter der Benennung „die Mantschurei“ begreifen, sind in mannigfacher Beziehung den mongolischen Steppen vorzuziehen. Sie sind hinreichend bewässert und bewaldet, und könnten troß dem rauhen Klima unsere europäischen Getreidearten hervorbringen, wenn die Bewohner nicht zu träge wären, sie zu pflanzen. Diese Ländereien scheinen jedoch nur zum Aufenthalte von Nomadenvölkern da zu seyn, und niemals hatten Ackerbauer dieselben inne. Gegen den Fluß Amur zu wohnten zerstreute Tartarenstämme, kaum dem Barbarenzustande entwachsen, und hierin den Samojeden Sibiriens gleichend; im Westen hausten Mongolen, und nur im Süden hatten Tartaren einige einigermaßen geordnete Staaten gegründet, da, wo jetzt zum Theil die chinesischen Provinzen Kirin und Leao-tong sind. Letztere waren ein rohes Volk und unversöhnliche Feinde der Chinesen. Sie bekriegten oft die nördlichen Provinzen des Kaiserreiches, und hielten sie ziemlich lange besetzt; so unterwarfen sie sich auch die Halbinsel Korea, und gründeten ein großes Reich, das China die Oberherrschaft streitig machte. Bald stund aber unter den Chinesen ein Held auf, der gegen die Barbaren den Vertilgungskrieg führte, und sie seiner Macht unterwarf; durch die Vermischung mit den Chinesen wurden sie jedoch weichlich und unterlagen einem andern Stamme, der aus den Steppen her gegen sie vordrang. Dies ist im Allgemeinen die Geschichte aller dieser Stämme während Jahrhunderten. Wer sie liest, wird finden, daß die Geschichte von Nomadenvölkern so unbestimmt ist, als ihre Lebensweise; ihre Horden erscheinen auf der Bühne und verschwinden eben so schnell; Eroberer treten auf und verlieren sich eben so schnell unter der namenlosen Menge, wie die ineinander wogenden Wellen der See.

Sowohl fremde als chinesische Geschichtschreiber haben sich viele unnöthige Mühe gegeben, den Ursprung der jetzt in China regierenden Mantschufamilie nachzuweisen. Aber selbst ihre Glieder waren genöthigt, ihren Stammbaum auf Fabeln zu gründen, und besser wäre es gewesen,

wenn der Eroberer von China hätte sagen können, wie Napoleon: „Ich bin der eigene Gründer meines Hauses!"

Um die Geschichte der Mantschu zu schreiben, ist es nöthig, daß wir ausführlicher werden.

Zur Zeit der Sing- und Tangdynastien (erstere regierte von 389 bis 618, letztere von 618 bis 907 der christlichen Aera) waren die Väter der Mantschustämme unter dem Namen der Mutschu bekannt. Die Helden unter ihnen führten die chinesischen Heere, und einige derselben mit großem Ruhme an. Im achten Jahrhundert gründeten sie ein großes Reich, das ebenfalls einen Theil von Korea umfaßte. Das Wenige, was wir davon wissen, ersehen wir aus chinesischen Geschichtsbüchern, die nicht allein häufig unzuverlässig sind, wo es sich um Geschichte der Nachbarstaaten handelt, sondern sogar nur wenig darüber berichten. Diese Mutschu wurden ihrerseits durch einen Stamm von Leao-tong angegriffen und aus ihren Wohnstätten verdrängt. Endlich finden wir die Sing gegen das Ende ihrer Dynastie als Eroberer des nördlichen China unter dem Namen Niud-sche wieder. Erhoben durch den großen Erfolg ihres Sieges, stifteten sie ein Reich, das den größten Theil China's bis nördlich des Yang-tschi-kiang umfaßte; sie nannten es Aischen Gurun, mongolisch Altun Schän, chinesisch Kir oder Gold. Sie versuchten es, China nach der Weise seiner Regenten zu beherrschen, und schienen es auf die Unterwerfung des ganzen himmlischen Reiches abgesehen zu haben. Der Eroberer Kublai störte sie jedoch in diesem Vorhaben, indem er sie aus den Gränzen China's vertrieb, und den Ueberrest derselben seiner Herrschaft unterwarf (1234).

Jetzt schienen diese Nomadenvölker in ihren Steppen sich verloren zu haben. Plötzlich tauchen sie aber wieder aus dem Dunkel auf, sammeln um sich alle die Stämme, die sie auf ihrem Wege treffen, gleich einem reißenden Strome, und erscheinen unter einem neuen Namen, der die verschiedenen, in China einfallenden Stämme und Völkerschaften in sich begreift. Sobald als sie eine Niederlage erleiden, oder sie sonst ein Mißgeschick trifft, laufen ihre Hülfsvölker und Sklaven davon oder gehen zum Feinde über. Hülflos und entmuthigt ergreifen sie nun selbst die Flucht, um ihre alten Wohnplätze wieder

aufzusuchen, werden aber nahezu vernichtet, ehe sie die Heimath erreichen. So erschienen und verschwanden wieder die mächtigen tartarischen Stämme seit undenklichen Zeiten vom Schauplatz der Geschichte. Nun hören wir nichts mehr von ihnen; die chinesische Geschichtschreibung erwähnt selbst ihrer nicht mehr. Sehr wahrscheinlich schlossen sich viele derselben den Mongolen an, um China zu erobern; der kleine Ueberrest aber lebte unrühmlich in den Steppen.

Das Reich der Mongolen war indeß nur von kurzer Dauer. Im Jahr 1369 erfuhren sie dasselbe Loos, das sie den Niud-sche bereitet hatten, wo auch sie von den siegreichen Chinesen verjagt wurden. Diese waren so erbittert gegen ihre grausamen Unterdrücker, daß sie dieselben bis in's Innere von Tsitsihar, das Land der Zolon, eines flüchtigen mongolischen Stammes, verfolgten. Hier errichteten die Chinesen ein Siegesdenkmal, und bauten die bekannte chinesische Mauer, die noch heute zum Theil vorhanden ist. Die Mongolen aber erholten sich bald von dem erlittenen Schrecken, und die Verzweiflung trieb sie an, von Neuem in China einzufallen. So lange dieselben einig waren, blieben sie Sieger über die Chinesen; als es aber dem Kaiser von China gelang, Zwietracht unter ihre Häuptlinge zu säen, und einige derselben dem himmlischen Reiche zinsbar zu machen, wurden ihre Horden leicht überwunden und unterjocht. Verhältnisse des Landes, sowie andere Umstände und der Trieb der Selbsterhaltung veranlaßten die Gründung verschiedener Reiche in den Steppen, die jedes sich auszudehnen strebten. Von diesen Stämmen war derjenige, Tschakar genannt, in unmittelbarer Berührung mit den Mantschu.

Von Zeit zu Zeit erschienen die zerstreuten mongolischen Stämme an China's Gränzen, um Pferde, Rindvieh, Pelzwerk und Apothekerwaaren mit den chinesischen Kaufleuten auszutauschen. Dieser für beide Theile vortheilhafte Handel wurde sehr lebhaft betrieben. Unglücklicher Weise entstand einstmals Streit zwischen diesen Halbwilden und den chinesischen Mandarinen, den zu schlichten diese rohen Naturkinder zu den Waffen griffen. Die chinesischen Würdeträger benahmen sich bei diesem Anlaß als feige Prahler, was nur das Selbstvertrauen der Tartaren erhöhte, als sie sich von der Muthlosigkeit ihrer Gegner überzeugten.

Während des sechzehnten Jahrhunderts war die chinesische Regierung zu sehr von dem Kriege mit den Japanesen, die wiederholt in China zu landen versuchten, in Anspruch genommen, als daß sie den kleinen mongolischen Stämmen ihre Aufmerksamkeit zuwenden konnte. Dadurch waren die Mantschu im Stande, sich zu vergrößern und immer näher bis an die fruchtbare Provinz Leao-tong vorzubringen.

Nun aber werden die geheimnißvollen Wege und Absichten der Vorsehung deutlich. Unter den vielen Stämmen, Horden und Familien, die sich auf den Steppen tummelten, war eine zu Größerem ausersehen. Dem beredten Mantschugeschichtschreiber zufolge, der zweihundert Jahre später ihre Geschichte schrieb, hatte eine derselben sogar göttlichen Ursprung. Die Sage lautet: Während drei Schwestern, die am Fuße der langen weißen Berge (an den nördlichen Gränzen von Korea) lebten, einst in einem Flusse badeten, ließ eine Elster auf das Kleid der jüngsten derselben eine schöne rothe Frucht fallen. Sie aß von der unverhofften Gabe und genas eines wunderschönen Knaben. Auf die Frage an ihre ältere Schwester, wie sie das Kind heißen solle, antwortete diese: „Der Himmel sandte dir diesen Sohn, um Frieden in diese Reiche zu bringen; gieb ihm daher den Namen Aisin-ghioro mit dem Beinamen Balkhori Yong-schu.“ Bald darauf starb die Mutter; der Waisenknabe aber bestieg in kindlichem Muthwillen ein kleines Boot, und trieb damit den Fluß hinab in bevölkertere Landtheile. Vom Tage seiner Geburt an hatte er sprechen können, und in seinem Aeußern lag etwas Uebernatürliches. Sein Erscheinen ward daher von einem der drei in Fehde liegenden Mantschuhäuptlinge bemerkt, der Wasser zu holen an's Ufer kam. Der Knabe ward als ein überirdisches Wesen betrachtet, gekommen, den Zwiespalt, der unter den zerstreuten Stämmen herrschte, aufzuheben, und von allen als ein Friedensfürst begrüßt. Er fing damit an, daß er die verschiedenen Familien zu einem gesellschaftlichen Bande vereinigte, und Ordnung wiederherstellte, bis er, nachdem dies vollbracht war, starb und die Zügel der Regierung seiner Nachkommenschaft hinterließ.

Bald trennte aber wieder Zwietracht diese Völker. Die Gegner dieses berühmten Königsstamms wurden ihrerseits wieder mächtig, und

tödteten alle seine Glieder, mit Ausnahme eines jungen Prinzen, der in die Steppen floh. Hier wäre er beinahe seinem Schicksale erlegen, hätte nicht eine Elster ihre Flügel über ihn ausgebreitet. Dadurch wurden seine Verfolger getäuscht, und zogen ihres Wegs, ohne ihn zu verletzen. Dieser Knabe wurde der Ahne des späteren Königshauses. Wir wissen nicht, wann dieses wundervolle Ereigniß statthatte; solche Sagen berühren in der Regel unsere Zeitrechnung nicht; aber das ist klar daraus, daß die Mantschu erst dann aus dem geschichtlichen Dunkel hervortraten, als die Steppenvölker aufhörten, einander zu bekriegen.

Erst Tai-tsoo vereinigte im Jahr 1616 die Hauptstämme unter seiner Regierung, worunter wir folgende nennen: Isukssutschu, Isargu, Andarki, Griamutschu, Dschan, Faunschia, Elmin, Dschakumu, Ssakda, Ssuan, Mardun, Unn'galo, Antu-Gualgia, Tschunecki, Dschetschen, Tomoko, Dschann'gia, Barde u. s. w. Wir führen diese Stammnamen nur an, um zu zeigen, in wie zahlreiche Horden, die nicht einmal einen gemeinschaftlichen Namen hatten, die Nation getheilt war. Diesen erhielt sie erst von dem Syrer Estrangulo, der sie in mongolischer Sprache schreiben lehrte, und durch den Kaiser Tai-tsoo, einen wahrhaft großen Mann, wurde sie zu Siegen und Eroberungen vorwärts geführt. Von seiner Zeit an führten sie den Namen Mantschu, den sie bis auf den heutigen Tag beibehielten.

Tsong-bil, geboren im Jahr 1559, wie es heißt, mit dem Kopfe eines Drachen und dem Auge eines Phönix, besiegte alle die Stämme, die östlich vom Flusse Suksukhho wohnten. Dadurch erwarb er sich großen Ruhm, und zuerst im Jahre 1583 finden wir die Niud-schen in den chinesischen Annalen verzeichnet. Er war derjenige Fürst, der den Krieg begann, welcher beinahe sechszig Jahre dauerte, und mit der vollständigen Unterwerfung China's endete. Diese Horden hatten weder Waffen noch Kriegszucht, worin sie den Chinesen weit nachstanden, dagegen verdankten sie ihr Uebergewicht ihrem großen persönlichen Muthe, den die Raubsucht noch erhöhte, und ihrer ausgezeichneten Reiterei. Ihre Krieger waren an Strapazen gewöhnt; in ihren Stammfehden hatten sie Uebung in den Waffen gelernt; sie waren daher von Kriegs- und Thatenlust beseelt.

Chinesische Mandarinen, die den Dienst ihres Landes an den Gränzen versahen, bemerkten bald das Wachsthum der Barbaren, und versuchten es, Zwietracht unter sie zu säen, um sie unter sich aufzureiben. Tai-tsoo aber, der seinem Großvater in der Regierung folgte, besiegte diejenigen Mongolen- und Mantschustämme, die feindlich gegen ihn gesinnt waren, und ließ sich im Stolze seines Herzens zum Kaiser ausrufen. Noch waren seine Absichten bloß auf die Provinz Leao-tong gerichtet, welche die Mantschu unter großem Blutvergießen ihrer Herrschaft unterwarfen.

Auch jetzt noch hätten die Chinesen mit Erfolg den Feind abwehren können, wenn nicht das himmlische Reich durch ungeschickte Regierung eine Beute von Freibeutern und Abenteurern geworden wäre; gesetzlose Banden durchzogen das Reich, mordeten und raubten; Elend und Hungersnoth rafften Tausende dahin; die Truppen erhielten keinen Sold mehr, und die Mandarinen herrschten. Vergebens versuchte der Kaiser die letzten Reste seiner Armee zu sammeln; er ward vollständig geschlagen, und starb vor Kummer. Sein Name war Hi-tsong, ein Ming. Sein Nachfolger, Hwai-tsong, vernahm mit Staunen, daß der Tartarenkönig Tsai-tsong-wan-hwangti sich seit dem Jahre 1627 zum Kaiser von China hatte ausrufen lassen. Erfahrung hatte denselben bereits gelehrt, daß nichts ihm widerstehen könne; sein Bestreben ging daher dahin, den Thron der Ming mit einem Schlage zu vernichten. Erhoben durch diese Hoffnung, machte er bereits Zurüstungen zu dem nächsten Feldzuge; seine Kriegslust ward aber durch einen ausgezeichneten chinesischen Befehlshaber, der ihm gegenüber stand, ziemlich im Schach gehalten. China war jedoch durch Schicksalsspruch bereits in die Hände der Tartaren gegeben, und alle Umstände trugen dazu bei, dieses große Ereigniß vollenden zu helfen. Als sich Li-tschi-tsching, der durch Talent und Thatkraft ausgezeichnetste Anführer der Räuberbanden, die das Land durchzogen, Peking näherte, nahm sich der arme Kaiser, zum Tode erschreckt, in seiner Verzweiflung das Leben, ohne nur zu versuchen, den kühnen Räuber von den Thoren seiner Residenz abzuhalten. Auf diese Nachricht schloß Wu-san-ki, der Befehlshaber der chinesischen Truppen an den Gränzen, sogleich einen

Frieden mit den Mantschu, der sie zu seinen Verbündeten machte, und mit deren Hülfe er die Raubschaaren in die Enge trieb. Jetzt versuchte er, sich stützend auf die Bedingungen des Friedensschlusses, die Mantschu aus den Gränzen von China zu weisen. Ihre Antwort war, sie wünschten vorher China ruhig zu sehen, und, mit andern mongolischen Stämmen vereinigt, vereitelten sie alle seine Bemühungen, sie zum Rückzuge zu veranlassen. Siebentausend derselben hatten allein die chinesische Armee vor gänzlicher Vernichtung durch die Raubschaaren bewahrt — sechszigtausend weitere rückten nunmehr aus den Steppen herbei, um die reiche Beute theilen zu helfen. Doch selbst jetzt waren die vereinigten chinesischen und Mantschuarmeen noch nicht im Stande, die Räuber aus ihren Verschanzungen zu verjagen, so tapfer und entschlossen vertheidigten sie sich. Wu-san-ki, dem die fast ausschließliche Besorgung der Staatsangelegenheiten anheimgefallen war, zog es vor, den Hülfsvölkern den versprochenen Beuteantheil zu geben, statt die Wölfe zum Schutz vor den Hunden in das Land zu rufen. In dieser Absicht ließ er die tartarischen Häuptlinge zu einer Berathung berufen, in der er sie ganz höflich ersuchte, sich in ihre Heimath zurückzubegeben. Diese aber antworteten eben so höflich, daß ihre Anwesenheit nothwendig für die Ruhe des Landes sey, und Wu-san-ki war gezwungen, ihnen nachzugeben. Hierauf theilten sie ihre Armee in drei Heerhaufen; der eine schloß sich den Chinesen an, um ihnen die Räuber vertilgen zu helfen; der zweite marschirte nach Schan-tong, um diese Provinz von den Banden, die dieselbe unsicher machten, zu reinigen; der dritte und stärkste aber zog nach der Hauptstadt, um ihre Ruhe zu erhalten.

Der berühmte Tsai-tsong, der sich um sein Land so verdient gemacht hatte, war acht Jahre vor diesen Vorgängen gestorben, und hatte keinen Thronerben hinterlassen. Eifersüchtig auf die Macht ihrer Familien, verzögerten die Großen des Reichs die Wahl eines neuen Kaisers, und regierten unterdessen durch einen Staatsrath. Nicht wenig staunenswerth bleibt jedoch die Klugheit, die dessen Berathungen leitete, der Nachdruck, mit dem dessen Beschlüsse verkündet, und der pünktliche Gehorsam, mit dem sie befolgt wurden. Stets waren ihre Truppen

marschfertig, wenn mit einer Trompete das Zeichen hierzu gegeben wurde. Unbedingt folgten sie ihren Anführern, ohne je zu fragen, wohin es ging. An Strapazen gewöhnt, begnügten sie sich mit Wenigem, wo es an Lebensmitteln fehlte, und machten nichtsdestoweniger forcirte Märsche, die sie, dem Feinde unerwartet, in der kürzesten Zeit in dessen Flanken oder in seinen Rücken brachten. Solche Truppen konnten von Chinesen nicht besiegt werden. Pecking nahe gekommen, wurden sie vom Volke als Befreier begrüßt. Eine große Anzahl Mandarinen ging ihnen in Staatskleidern entgegen; das Volk war freudetrunken und Aller Herzen schlugen den Freunden China's entgegen. Plötzlich jedoch besetzten die Mantschu die Thore, und entließen diejenigen Chinesen, die in ihren Reihen dienten, worauf die ganze Stadt von Schrecken erfüllt wurde. Zu spät sahen die Chinesen ihren Irrthum und ihre Leichtgläubigkeit ein; denn die Tartaren hatten bereits die Stadt inne. Ein großer Rath wurde jetzt zusammenberufen, in dem die tartarischen Fürsten sich über die China zu gebende Staatsform besprachen. Nach langen Debatten kam man darin überein, daß ein Kaiser zu wählen sey; um jedoch die ehrgeizigen Absichten so manches gefährlichen Bewerbers zu vereiteln, wurde ein sieben Jahre alter Knabe, Tai-tsongs Neffe und späterer Vater Kanghi's, zum Kaiser proclamirt. Hierauf wurde eine Regentschaft bis zur Volljährigkeit bestellt, und damit die Unterjochung des ganzen Landes in's Werk gesetzt. Chinesische Geschichtsforscher nennen seine Regierungszeit Schunschi oder die glückliche Regierung. Bei seiner Thronbesteigung hielt er eine Anrede an die versammelten Großen, die natürlicher Weise von seinen Ministern abgefaßt war; darin versprach er den Chinesen Schutz der Personen, Sicherheit des Eigenthums, seinen Anhängern aber glänzenden Lohn.

Waren jedoch die Chinesen zu dieser Zeit schwach und uneinig, so waren es die Tartaren in noch höherem Grade. Ihr Kaiser war noch Kind, ehrgeizige Große saßen in ihrem obersten Rathe, ihre Armee bestand aus Vasallen, und vor ihnen lag ein ungeheures Land, dessen geographische Verhältnisse sie nicht einmal kannten — wie ließ sich unter solchen Umständen ein glückliches Resultat ihres Sieges

erwarten? Denn was vermochten einmalhunderttausend Krieger, auf der weiten Oberfläche eines Landes zerstreut, dessen Millionen von fanatischen Bewohnern sogar den Namen eines Fremdlings haßten? Die Vorsehung hatte jedoch China den Mantschu bestimmt; sie überwanden alle Hindernisse, und durchzogen das Land von Norden nach Süden, von Osten nach Westen. Noch nie ist eine Eroberung in so kurzer Zeit und mit so anscheinend ungleichen Kräften vollbracht worden. China wurde oft von Barbaren unterjocht, aber sie waren tapfer, ihre Anzahl groß und ihr Vorrücken nur langsam. Hier sehen wir aber eine verhältnißmäßig kleine Anzahl Tartaren, die weder ausgezeichnet tapfer, noch durch Schlachten geprüft, ja noch Halbwilde sind, den einheimischen Fürsten die Herrschaft streitig machen, und erblicken sie nach empfindlichen Verlusten als Sieger.

Auf die Nachricht von diesen Vorgängen machten die Mandarinen zu Nanking einen Abkömmling der Ming zu ihrem Kaiser. Wu-san-ki hatte inzwischen die Raubschaaren lebhaft verfolgt, und es war ihm gelungen, ihren Anführer gefangen zu nehmen, und dadurch die nordwestlichen Provinzen zu beruhigen. Der neue Tartarenfürst verlieh ihm den Titel: der Friedensstifter des Westens, und lud ihn ein, sich mit ihm gegen die Feinde der chinesischen Krone zu vereinigen.

Während indessen der neuerwählte Kaiser zu Nanking, einer der schwächsten und unwürdigsten Fürsten des Orients, seine Zeit im Harem zubrachte, hatten sich frische Tartarenschwärme aus den Steppen über China verbreitet. Jetzt suchte er bei den Mantschu um ein Freundschaftsbündniß nach, und schrieb ausführlich hierüber an Schun-schi, erhielt aber eine abschlägliche Antwort. Zum unbeschreiblichen Schrecken des Kaisers nahten sich jetzt die Tartaren in großen Massen dem Flusse Yang-tsi-kiang. Diese kritischen Augenblicke brachte der unwürdige Abkömmling von Ming bei Zechgelagen zu, und war vor Trunkenheit kaum im Stande, die Botschaften zu lesen, die ihm den kläglichen Zustand der chinesischen Armee meldeten. Selbst dieser Fluß, das letzte Bollwerk der Chinesen, blieb unvertheidigt, so groß war der Schrecken des Mantschu-Namens. Der schwache Kaiser floh feige aus der Stadt, und die Tartaren, deren bloßes Erscheinen die chinesischen Truppen in

die Flucht trieb, nahmen ruhig Besitz von Nanking. Jetzt gab es für den unglücklichen Fürsten keinen Zufluchtsort mehr; er sah sich verfolgt und ertränkte sich mit seinem Begleiter, der keinen Ausweg mehr wußte, im Yang-tsi-kiang.

Den ledigen Thron bestieg jetzt ein Mann, der zu herrschen verdiente. Auch er war ein Ming und hatte bisher in Hang-tschu, der Hauptstadt von Tschi-kiang, gelebt. Zum Kaiser ausgerufen, war sein Erstes, sich zum Widerstand zu rüsten, aber schon standen die Tartaren vor den Thoren seiner Hauptstadt. In Verzweiflung hierüber unterhandelte er bloß für seine Unterthanen, indem er sich allein der Wuth der Belagerer überlieferte. Ein solch edles Benehmen hätte von Seiten seines Volkes die regste Anerkennung verdient; sie aber zeigten keine Lust, den rechtmäßigen Erben des Thrones zu vertheidigen, wie Sklaven, die gleichgültig sind wegen des Schicksals ihrer Zuchtmeister, die sie nie lieben können.

Auch jetzt noch wäre das Reich zu retten gewesen, hätte sich nur ein fähiger Anführer gefunden. Zwar gab es mehrere Competenten um den Thron, so unter andern ein Ming in der Provinz Fokien, und ein anderer in Kwang-si; sie besaßen aber keine Herrschertalente, und versäumten auch die so nöthige Zeit des Zusammenwirkens. So vereitelte einer des andern Absichten, bis sie alle nach einander eine Beute des Feindes wurden.

Schun-schi dagegen bot Alles auf, Eintracht unter ihnen herzustellen; statt die Chinesen zu verachten, betraute er sie mit den höchsten Aemtern, wählte aus ihnen die Befehlshaber der Städte und berief die Truppen unter ihre Fahnen. Die Verrätherei der Chinesen vereitelte jedoch häufig seine gütigen Absichten. Unter diesen Umständen war es schwer, den Freund vom Feinde zu unterscheiden; er erließ daher einen Befehl, daß, wer die Tartarenoberherrschaft anerkenne, sein Haupthaar scheeren und einen Haarbüschel auf den Nacken fallen lasse, wie es die Tartaren trugen. Die Chinesen jedoch hätten lieber zehnmal die Dynastien gewechselt, als sich einer Neuerung unterworfen, wovon ihre Geschichte nichts wußte. Dies hob ihren Nationalgeist und rief einen tödtlichen Haß gegen ihre Unterdrücker hervor. So

bewirkte eine Kleinigkeit Größeres, als die ärgste Verfolgung und vollständigste Umwälzung ihrer Staatsverhältnisse. Die Mantschu ihrerseits bemerkten nicht, welche Umänderung mit dem chinesischen Volksgeiste vorgegangen war. Sie schmeichelten sich mit der Hoffnung, sie könnten die Chinesen in Tschi-kiang eben so leicht zu Paaren treiben, wie ihnen dies mit dem Rest von China geglückt war. Nachdem sie über den Tseen-tang gesetzt hatten, griffen sie mit großem Eifer eine chinesische Abtheilung an, die ihnen den Uebergang hatte streitig machen sollen. Wie groß war aber ihr Erstaunen, als sie sich von den Chinesen mit wahrer Tigerwuth angefallen sahen! Die Hälfte ihrer Armee blieb auf dem Schlachtfelde, ein großer Theil wurde in den Fluß gejagt, und der Ueberrest kam im jämmerlichsten Zustande in den festen Plätzen an, die Mantschubesatzungen hatten. Verzweiflung trat jetzt an die Stelle der freudigsten Hoffnungen; bisher hatten sie nirgends Widerstand gefunden, und waren daher stets kühn gewesen; jetzt aber, einmal geschlagen, war ihr Stolz dahin, und erschienen sie sich nunmehr als eben so feig, wie es die Chinesen bisher in ihrer Meinung gewesen waren.

Hätten die Chinesen den Schrecken ihrer Feinde benützt, und dem entsprechende Maßregeln ergriffen, so wäre der Erfolg unmittelbar und entschiedener gewesen. Was ihnen jedoch mangelte, war ein Anführer; die bisherigen Befehlshaber ihrer Armeen waren Höflinge ohne Grundsätze gewesen, Männer, die keines rühmlichen Entschlusses fähig waren.

In der Provinz Fokien hatte sich ein Ming, der Prinz von Tang, zum Kaiser ausrufen lassen. Mit Hülfe des Piraten King-tschi-long machte er dem Prinzen Loo, der sich mit der Kaiserwürde in Tschikiang bekleidet hatte, den Thron streitig. Beide übten die schändlichste Verrätherei. Mit der ausgesuchtesten Bosheit verfolgte einer den andern, und der Pirat schürte das Feuer, das beide verzehren sollte. Ein Gesandter, der sich von Seiten des Prinzen Loo an dem Hofe seines Nebenbuhlers befand, war von Letzterem auf die Weigerung, ihn als Beherrscher von Fokien anzuerkennen, in's Gefängniß geworfen und mit kaltem Blute ermordet worden. Diese schauderhafte Handlung forderte strenge Vergeltung, und die beiden Fürsten hatten sich blutige

Rache geschworen. Um den Zorn seines Nebenbuhlers zu besänftigen, sandte der Prinz von Tang eine Botschaft nach Tschi=kiang, die den geheimen Zweck haben sollte, die Höflinge daselbst mit Geschenken und Gold zu bestechen. Als sich jedoch der Gesandte den Gränzen Tschi=kiangs näherte, erschlug ein Höfling Loo's, der die Botschaft begleitete, den Ueberbringer derselben, und kehrte mit dem Raube zu seinem Gebieter zurück.

Die Zeit der Bürgerkriege war jedoch für China vorüber. Nach Verfluß einiger Monate hatten sich die Mantschu wieder von ihrem Schrecken erholt, und erschienen am jenseitigen Ufer des Tseen=tang. Hier hatte der Pirat von Fo=kien, der seinem früheren Gebieter untreu geworden war, mit seiner Flotte eine feste Stellung inne, und machte so den Uebergang unmöglich. Vergebens prallten die Mantschu=Horden an; alle ihre Versuche mißlangen, und sie mußten sich auf einer andern Stelle durch eine Furth den Weg bahnen. Mit Blitzesschnelle ergossen sie sich nun über die Hauptstadt des Prinzen von Loo, nahmen die Stadt ein, erschlugen deren Bewohner, und bemächtigten sich mit ihrer dreifach abgetheilten Armee fast der ganzen Provinz Tschi=kiang. Nachdem dieß geschehen war, drangen sie in die Ebenen von Fo=kien, die unvertheidigt geblieben waren.

Die Mandarinen, stets bereit, dem Stärkern zu schmeicheln, unterwarfen sich jetzt und versprachen, ihren Fürsten zu verrathen. Sobald als Tang hiervon Kunde erhielt, erklärte er sich unfähig, länger zu regieren, verbrannte die Anklageacten der Verräther, und floh bestürzt. In Ting=tschu=fu, einer Stadt in der Provinz Fo=kien, eingeholt, stürzte er sich in einen tiefen Graben; seine Gemahlin aber wurde gefangen genommen und in Fuh=tschu, der Hauptstadt, enthauptet.

Die Provinz Fo=kien ist sehr gebirgig und daher für Reiterei nur schwer zugänglich. Wenige entschlossene Männer wären im Stande gewesen, ihre zahlreichen Engpässe gegen ganze Armeen zu vertheidigen; dieß geschah aber nicht, und die Tartaren verbreiteten sich über das ganze Land. Das Volk fühlte keinen Trieb, sich für seinen Fürsten zu erheben, die Armee bestand bloß aus einer Schaar entnervter Söldlinge, und die Mandarinen waren Verräther. King=tschi=long folgte ihrem

Beispiel. Zum Oberbefehlshaber bestellt, ging seine Absicht dahin, mit Hülfe der Tartaren seine Familie auf den Thron zu setzen; aber er fing sich in seinem eigenen Netze. Er ließ sich von dem tartarischen Heerführer zu einer Unterredung einladen, und ward mit einer Ehrenwache nach Pecking gesandt. Sein Sohn wartete lange auf die Rückkehr des Vaters; endlich erfuhr er jedoch, daß derselbe verrätherischer Weise ermordet worden sey, und schwur tödtliche Rache seinen Mördern. Er hielt sein Wort, und der Name King-tsching-kong's ward mit blutigen Buchstaben in die Geschichtsbücher China's geschrieben.

Nicht alle Befehlshaber von Städten wurden zu Verräthern an ihrem Vaterlande. Die Hauptstadt Kiang-si ward von einem derselben wacker vertheidigt, und die ungeschickten Belagerer so oft zurückgeschlagen, daß sie bereits fast alle Hoffnung auf deren Eroberung aufgegeben hatten. Endlich kam jedoch schweres Geschütz den Tartaren zu Hülfe; sie schossen eine Bresche in die Mauer, drangen ein und ermordeten die wehrlosen Bewohner. Dieser Sieg der Mantschu erfüllte die feigen Chinesen mit bleibendem Schrecken.

Auf die Kunde von diesen Unfällen versammelten sich die Fürsten in Canton sogleich zu einer Berathung, und entschieden sich für die Wahl eines neuen Kaisers. Unter den Kroncandidaten befanden sich drei Glieder der Mingdynastie; da sie jedoch alle drei nach der Krone trachteten, so zogen die Fürsten vor, einen Bruder des Fürsten von Tang zu wählen, der sich zur See den Händen der Tartaren zu entziehen gewußt hatte. Aber selbst diese wohlbedachte Wahl fand die Billigung des geheimen Rathes von Kwang-si nicht, und ein Abkömmling des letzten Kaisers, der den Titel eines Fürsten von Kwii führte, ward auf den Thron gehoben. Seine erste Regierungshandlung war gegen seinen Nebenbuhler gerichtet, den er vollständig besiegte. Bei diesem Anlaß schwächte er jedoch seine eigenen Kräfte. Die Tartaren ihrerseits suchten aus diesen Bürgerkriegen der Chinesen unter sich Nutzen zu ziehen, nahmen unter dem Oberbefehl eines zu ihnen übergegangenen chinesischen Kriegers Canton ein, und folgten dem Sieger nach Kwang-si. Der neue chinesische Kaiser rüstete sich nun zwar in feigem Aufgeben seiner Sache, wie alle seine Vorgänger auf dem

Throne, zur Flucht, die Tartaren erlitten aber bei Belagerung seiner Hauptstadt eine vollständige Niederlage. Entschlossen, die Mingdynastie zu vernichten, drangen neue Schwärme der Tartaren mitten im Winter aus den Mauern der Hauptstadt Peking (1648), und Kwi=lin=fu, die Hauptstadt von Kwang=si, ward von ihnen wiederholt belagert. Bei dieser Gelegenheit aber mußten sie ihre Verwegenheit schwer büßen. Zwei chinesische Armeen griffen sie, in Verbindung mit der Besatzung der Stadt, zu gleicher Zeit an; überrascht und bestürzt von ihrem schnellen Anfall, flohen die Mantschu in verschiedenen Richtungen, und was nicht im Flusse umkam, ward von den wüthenden Siegern erschlagen. Um die Freude dieses Sieges zu erhöhen, gebar die Gemahlin des Fürsten von Kwii ihm einen Sohn und Thronerben. Da sie eine Christin und Katholikin war, ward ihr Sohn getauft und erhielt den Namen Constantin. Diese Fürstin richtete eine Botschaft nach Rom ab, und legte ihr Reich dem Pabst zu Füßen.

Zwei chinesische Heerführer, die bisher der tartarischen Sache angehangen hatten, folgten jetzt dem Wechsel des Glücks. Li=tsching=tong, der Eroberer von Kwang=tong unter tartarischem Banner, versammelte seine Soldaten, schnitt sich seinen Zopf, das Zeichen der Knechtschaft, ab und tödtete den Vicekönig; seine Truppen aber überredete er, indem er Geld unter sie vertheilen ließ, seinem Beispiele zu folgen. Der Befehlshaber von Kwang=si erklärte sich ebenfalls zu Gunsten des chinesischen Fürsten; ein Priester Buddha's trieb die Tartaren aus Fo=kien, und hielt in Keen=ning=fu eine lange Belagerung aus. Endlich ward die Stadt von den Tartaren mit Sturm genommen, ihre Einwohner erschlagen und die Mauern derselben geschleift.

Eine solche Grausamkeit brachte Schrecken in die Reihen der Chinesen. Vergebens wandten ihre beiden Heerführer Alles an, um ihren Truppen Muth einzuflößen, die zwar zweimal tapfer vorrückten, aber eben so oft mit großem Verlust von den Tartaren zurückgeschlagen wurden. Ihre Bewegungen geschahen ohne Einsicht, und da alle ihre Bemühungen, die Mantschu an ihrem schnellen Vorrücken zu verhindern, dergestalt mißlangen, so verzweifelten sie an der Rettung ihres Vaterlandes. Einer derselben ertrank beim Uebersetzen über einen Fluß;

der andere ergab sich, um seinen Kummer zu vertilgen, dem Trunke, und fand bald in einem Flusse sein Grab.

Die Provinz Honan hing der Mingdynastie an, doch reichte eine einzige Mantschuabtheilung hin, sie wieder zu unterwerfen. In Schan-si drohte eine allgemeine Erhebung der Unzufriedenen den Mantschu mit Vernichtung. Bereits waren alle Städte in den Händen der Rebellen, bereits die Hauptstadt im Zustande der Belagerung, als fünfzigtausend Mantschu von Peking zur Hülfe der Belagerten anrückten. Der bloße Name Mantschu reichte hin, die chinesischen Patrioten zu zerstreuen, und die Städte kehrten zum Gehorsam zurück, ohne daß ein Schwertstreich fiel.

Unter allen Anhängern der chinesischen Sache zeichnete sich Kiang-tsai, ein Statthalter in Schan-si, am vortheilhaftesten aus. Die Begleitung eines Mantschugesandten, der nach der Mongolei reiste, um dort eine Gemahlin für den Kaiser Schun-tschi zu holen, hatte durch ihr ausgelassenes Betragen die Stadt Tai-tong in Aufruhr gebracht. Kiang-tsai verfaßte sogleich einen würdig gehaltenen Aufruf an das Volk, der die Mantschu für Feinde des Landes erklärte und die Chinesen aufforderte, das schmachvolle Joch abzuschütteln; sogar die benachbarten mongolischen Stämme sagten ihre Hülfe gegen den gemeinschaftlichen Feind zu. Obgleich Letztere ihr Versprechen nicht erfüllten, besiegten doch die Chinesen ihre Feinde in zwei Feldschlachten; Peking selbst zitterte schon, in Kurzem eine triumphirende chinesische Armee in seinen Mauern zu sehen. In dieser Noth zog der Regent, Tsi-tsching-wang, alle Mantschutruppen, die letzte Hoffnung der Dynastie, an sich, und suchte damit auf den Feind zu treffen. Vergebens wandte er List an, um zu siegen; bloß der Tod seines patriotischen Gegners befreite den Hof von der drohendsten Gefahr. Die chinesischen Truppen gingen hierauf auseinander, und die ganze Provinz unterwarf sich von Neuem den Mantschu (1649).

In der Zwischenzeit hatte sich einer der noch übriggebliebenen Räuberhäuptlinge, Kang-heen-tscheng, nach Hoo-kwang begeben, wo er der Regierung trotzte, und in einem Treffen die Tartaren gänzlich besiegte. Durch seinen Erfolg gehoben, sammelte er um sich eine Schaar von Leuten, die zum Aeußersten entschlossen waren. An ihrer

Spitze eroberte er Si-khuen, wo er durch die schauderhaftesten Mittel eine eigene Dynastie zu gründen bemüht war. Er war ein vollkommener Menschenfeind, ein menschliches Ungeheuer der schlimmsten Art.

Als nun die Schan-si-Armee gegen ihn marschirte, wadete er tief im Blute seiner Mitmenschen. In seinem Eifer, dem Feinde eine Schlacht zu bieten, ritt er auf Recognoscirung aus, und ward von einem Pfeile getödtet. Seine wilden Trabanten flohen oder wurden erschlagen.

Im Jahre 1650 befand sich Niemand mehr gegen die Tartaren im Felde, die jetzt Herren des größten Theils von China waren. Ihre ganze Kraft war daher jetzt auf die Vernichtung des Fürsten von Kwii gerichtet. Ein plötzlicher Schrecken ergriff nun die Chinesen. Sie verloren zwei Schlachten; selbst der tapferste ihrer Generale floh, und fiel unterwegs von den Händen der Feinde, da er für dieselben nicht zu gewinnen war. Canton ward verrätherisch übergeben, die Besatzung erschlagen, die Stadt geplündert. Der Mingkaiser flüchtete sich, erschreckt durch das schnelle Vorrücken der Tartaren, nach Ava. Solchergestalt war, nach einem achtjährigen Kampf, das ganze Reich den Barbaren unterworfen.

Im selben Jahre starb Tsi-tschiing-wang, der gefeierte Herrscher. Er war ein großer Mann, der mit ausgesuchter Klugheit alle bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten leitete. In den unruhigsten Zeiten saß er, allein unerschrocken, am Staatsruder, ohne einen Augenblick die Unterwerfung aller Provinzen aus dem Auge zu verlieren. Ohne Schätze und sonstige künstliche Regierungsmittel befolgte er weise Grundsätze, war schnell in der Ausführung seiner Pläne, erhöhte die Mannszucht und den bürgerlichen Gehorsam, und wußte überhaupt zu versöhnen oder zu schrecken, wo es Noth that. Der letzte Act seiner Regierung war die Ernennung von drei berühmten Chinesen von Rang, worunter ein Abkömmling von Confucius, zu Vicekönigen von eben so viel südlichen Provinzen. Diese thaten mehr, um das Volk mit dem Joche der Tartaren zu versöhnen, als die tüchtigsten und tapfersten Heerführer. Die Chinesen empfanden nämlich die fremde Herrschaft

jetzt weniger drückend, weil sie weniger dem Ausländer, als den Großen ihres Landes gehorchen mußten.

Während dieser glücklichen Ereignisse wuchs Schun-tschi heran. In einem Alter von fünfzehn Jahren (1651) wurde er bereits für volljährig erklärt und ergriff den Scepter. Um die mit den Waffen eroberte Macht zu befestigen, wurde jetzt auf die öffentliche Meinung einzuwirken versucht. Zu diesem Zwecke wurden Gelehrte in die Provinzen gesandt, und genossen gleiche Ehrenbezeigungen, wie die Eroberer selbst. Trotz aller dieser klugen Maßregeln wäre die Herrschaft der Mantschu doch nichts weniger als gesichert gewesen, hätte nicht der Kaiser von China einen weisen Rathgeber besessen. Dieß war der berühmte Jesuit Adam Schoal, ein eben so ausgezeichneter Astronom und Staatsmann, wie ein treuer Freund der jungen Dynastie. Einfach als Diener gekleidet, war er der warme Freund und stete Begleiter des jungen Kaisers, wie er denselben mit seinem Rathe unterstützte. Als Mann von höherer Bildung und genau mit den chinesischen Staatsverhältnissen vertraut, schlug er die Maßregeln vor, die der Kaiser als seine eigenen in Ausführung brachte. Urtheilen wir über den Werth Dessen, was wir als sein Werk betrachten müssen, nach dem Erfolg, womit es begleitet war, so that er mehr, um die Herrschaft der Mantschu zu befestigen, als der berühmteste Staatsmann neuerer Zeit. Für die außerordentlichen Dienste, die er solchergestalt leistete, wurde er nach dem Tode seines Mündels in's Gefängniß geworfen und mit Ketten beladen.

Neue Hoffnungsstrahlen schienen jetzt dem Prinzen von Kwii zu leuchten, der noch immer in Ava lebte. Einige Patrioten in der Provinz Kwi-tschu hatten ihm eine große Anzahl Anhänger gewonnen, und unterstützten ihn mit ihrem Gelde. Freudig leistete er nun der an ihn ergangenen Aufforderung Folge, vom Reiche wieder Besitz zu ergreifen. Dieses Vorhaben verhinderte der verrätherische Wu-san-ki, sein Anverwandter, der ihn und seinen Sohn gefangen nahm und in dem Kerker erdrosselte. Dieser Heerführer hatte sich in unbegreiflicher Blindheit durch die Versprechungen der Tartaren hinreißen lassen, und wollte sich nunmehr durch diese verabscheuungswürdige That ihnen dankbar erweisen.

Die kurze Regierung Schun-tschi's war dadurch merkwürdig, daß verschiedene Nationen, als: Russen, Holländer, Tibetaner und Mongolen, Gesandtschaften an seinen Hof abrichteten; die beiden Ersteren in der Absicht, mit dem chinesischen Reiche Handelsverbindungen anzuknüpfen; die Lama's in dem Bestreben, die Vorrechte wieder zu erlangen, die sie unter der Mingdynastie verloren hatten, und die Mongolen, um politische Vortheile zu erreichen.

Jetzt blieb den Mantschu nur noch ein Feind übrig: dieß war King-tsching-kong. Derselbe griff wiederholt die Küste von Fo-kien an, und es gelang ihm jedesmal, Schrecken unter den Mantschu zu verbreiten. Kühn gemacht durch diesen Erfolg, belagerte er Nanking, und würde die Stadt erobert haben, wenn sich seine Soldaten, aus Anlaß der Feier seines Geburtstages, nicht der Ausschweifung ergeben hätten. Die beständige Gefahr, mit der die Meeresküsten bedroht waren, zwang den Kaiser, eine Seemacht zu bilden. Kaum waren aber diese Seetschonken zum ersten Mal in die See gelassen, so griff sie King-tsching-kong an, vernichtete sie vollständig, und nahm viertausend Mann auf denselben gefangen, die er, nachdem er ihnen Nasen und Ohren hatte abschneiden lassen, wieder an's Ufer setzte. Später vertrieb er die Holländer aus Formosa, und setzte sich dort fest.

Ueberblickt man diesen langjährigen blutigen Krieg, so findet man, daß, so häufig auch die Feinde zusammentrafen, die Schlachten doch schnell entschieden wurden. Keiner der Theile focht mit besonderer Tapferkeit, sondern floh bestürzt, sowie seine Waffen ein Unfall traf. Der Niederlage folgte stets ein blutiges Gemetzel, und schrecklich waren die Gräuel, die am Ueberwundenen vollzogen wurden. Die Armeen bestanden nicht aus geübten Soldaten, sondern aus Pöbel, der den Fahnen des Siegers folgte. Sie liefen auseinander und traten eben so leicht wieder zusammen; Provinzen erklärten sich in Aufruhr und kehrten ebenso wieder zur Pflicht zurück: alles Dieses im Verlauf weniger Monate. Die Mantschu gewannen die Oberhand durch die Einheit ihres Willens und der Maßregeln, womit sie alle ihre Pläne durchsetzten. Wären auf der andern Seite die Chinesen nur von einem Tausend regulärer europäischer Truppen unterstützt worden, wie man

es sie vor dem Einfall der Tartaren hatte hoffen lassen, so wäre es diesen Myriaden der Wüste unmöglich gewesen, sich auch nur auf einer Strecke in China festzusetzen. Ein einziger holländischer Ingenieur vertheidigte Canton gegen ein starkes Mantschuheer; wäre die Stadt nicht verrathen worden, so hätten die Belagerer sich unverrichteter Dinge entfernen müssen. Alle schlimmen Leidenschaften der menschlichen Natur waren in diesem Kriege thätig; unschuldiges Blut, grausam vergossen, floß in Strömen, und der Allmächtige in seiner Gerechtigkeit gab das Land den Mantschu, um Frieden und Ordnung wieder herzustellen.

Schun-tschi's glückliche Regierung war von kurzer Dauer. Er gewann eine Leidenschaft für die Frau eines seiner Mantschuofficiere, dessen Tod er durch die Kränkungen veranlaßte, die er auf ihn häufte. Aber des Kaisers sündige Lüste wurden nach Verdienst belohnt: die Wittwe gebar ihm einen Sohn, aber beide, Mutter und Kind, überlebten die Geburt nur um wenige Tage. Untröstlich über den Verlust, befahl Schun-tschi, daß dreißig Menschen den Manen seiner Geliebten geopfert würden. Ihr Leichnam ward in einem Sarge verbrannt, der mit Perlen besetzt war; über das Gemach, in dem ihre Asche beigesetzt war, wurde ein buddheistisches Kloster erbaut, und der Kaiser ließ, trotz den Ermahnungen Adam Schoal's, vor Trauer sein Haupt kahl scheeren. Die Entbehrungen, die er sich in Folge dieses Verlustes auferlegte, zogen ihm eine schwere Krankheit zu; todtkrank versammelte er die Großen seines Reichs um sein Bett, bekannte seine vielfachen Fehler und Irrthümer, und empfahl ihnen seinen zweiten Sohn, den berühmten Kanghi, damals ein Knabe von acht Jahren. Im Alter von vier und zwanzig Jahren starb er.

Schun-tschi zeigte nur wenig Talent: er war gelehrig, aber schwach, gedachte nur wenig seiner Versprechungen und war ein Werkzeug in den Händen listiger Höflinge. Dieß war der Vater von China's größtem Kaiser.

Erste Regierungshandlungen Kanghi's. Krieg mit den Anhängern der Mingdynastie.

Die Regentschaft, von 1661 bis 1666.

In China gibt ein sehr altes Gesetz dem Kaiser das Recht, seinen Nachfolger ganz nach eigenem Willen, ohne Rücksicht auf Geburt und Erziehung, zu wählen. Die Wahl findet in der Regel geheim statt. Der Kaiser tritt in die Halle seiner Ahnen, fleht dort Himmel, Erde und die Geister seiner Voreltern um Erleuchtung an, und schreibt dann den Namen seines Nachfolgers auf ein Blatt Papier nieder, das an einem hiezu bestimmten Platze aufbewahrt wird. Stirbt der so erkorne Thronerbe, so wird ein anderer an dessen Statt auf dieselbe Weise gewählt. Sobald als der Monarch auf dem Todtenbette liegt, macht er ein Testament, in welchem er seinen Nachfolger und den Ort bezeichnet, wo die frühere Wahlurkunde aufbewahrt ist. Es geschah oft, daß kluge Monarchen unfähige Söhne auf den Thron beriefen, aber auch eben so oft, daß der Ruhm- und Verdienstlose sich einen fähigen Nachfolger erkor. So würde auch Schun-tschi's Wahl, die vor dem versammelten Rathe und dem Herkommen entgegen geschah, seiner Einsicht Ehre gemacht haben, wäre Kanghi nicht noch zu jung gewesen, um schon Beweise von dem großen Geiste abgelegt zu haben, der ihn beseelte.

Ehe er den Thron bestieg, hieß er Heu-en-ye; Kang-hi, in der Mantschusprache Elkhi-taifin (Glück und Frieden), ist die Bezeichnung seiner Regierungsepoche; in der Halle seiner Ahnen trägt er jedoch den Namen: Sching-tsu-tschin-kwangti (der heilige Hüter und gnadenvolle Kaiser).

Die chinesische Regierungsmaschine bewegt sich stets gleichförmig und abgemessen. Daher die Leichtigkeit, wo Alles und Jedes sich in seiner eigenen, ausschließlichen Sphäre befindet, ein Land zu regieren, und die große Schwierigkeit, wenn unglücklicher Weise dem kleinsten Theil dieser Maschine etwas Störendes begegnet.

Kanghi, obgleich erst acht Jahre alt, fand sich dergestalt auf den größten Thron der Erde berufen. Den Tag nach dem Tode seines berühmten Vaters bestieg er denselben. Alle Prinzen und Große, bürgerliche und militärische Beamte seiner Hauptstadt, zusammen mit den Präsidenten der Tribunale, lagen zu seinen Füßen und beugten neunmal ihr Haupt und dreimal ihre Kniee, wie es die chinesische Hofsitte vorschreibt. Die Pracht, die bei dieser Gelegenheit entfaltet wurde, war unbeschreiblich. Die in zwei Reihen stehenden Mandarinen waren in seidene, mit goldenen Rosen gestickte Gewänder gekleidet. Zwanzig jeder Reihe trugen große Sonnenschirme von Goldbrokat, und nicht weniger als fünfzig Hofbeamte hatten gleich prachtvolle Fächer in den Händen. Nichts übertrifft die Vielfarbigkeit und den Glanz der Fahnen, die bei dieser Gelegenheit vorüber getragen wurden. Sie stellten den Mond, die goldenen Sterne, hauptsächlich aber die acht und zwanzig Sternbilder vor. Der Kaiser entlehnt nämlich, als Stellvertreter des Himmels, die Embleme seiner Macht aus dem Weltall, und entfaltet bei feierlichen Gelegenheiten diese Sinnbilder seines himmlischen Amtes. Den Fahnenträgern folgten Mandarinen mit Achsen, Bannern und anderem Kriegsgeräthe.

Den Antritt seiner Regierung verkündete eine hochtrabende Proclamation, die einen Nachlaß der Steuern, den guten Beamten und Unterthanen große Belohnungen, den Verbrechern aber eine Amnestie versprach. Eine neue Aera sollte jetzt beginnen. Chinesen wie Tartaren sollten mit gleichem Rechte öffentliche Aemter bekleiden — bis dahin etwas Unerhörtes! Die Constitution des Reichs erlitt eine Veränderung; während so nach und nach eine neue Ordnung der Dinge Wurzel faßte, wuchs ein neues Geschlecht in milderer Stimmung gegen die fremde Herrschaft heran. Die gnadenvollen Versprechungen des kaiserlichen Kindes lauteten weit angenehmer, als die gutgemeinten und warmen Erklärungen gleicher Art, die dessen Vater gegeben hatte.

Der Regierungsantritt Kanghi's begann mit der Vertreibung der Buddhapriester aus dem Palaste. Sein Vater hatte die kaiserliche Wohnung in ein Kloster umwandeln lassen, und war einer der eifrigsten Götzendiener geworden, worüber er später Gewissensbisse empfunden

zu haben scheint. So verworfen auch der Mensch ist, so sieht er sich doch nach einem religiösen Troste um; hauptsächlich in den letzten Augenblicken seines Daseyns, wenn die allmählige Auflösung der irdischen Hülle den erschütternden Uebergang in die Geisterwelt ankündigt, bedarf sogar der Heide der Stütze, um ihn aufrecht zu erhalten. So lang er derselben entbehrt, sucht das verstörte Gemüth im Aberglauben und Götzendienst den vermißten Frieden, und verliert sich so immer mehr in den Pfuhl der verderblichsten, lasterhaftesten Irrlehren. Die Mantschu befolgten als Nation vor dem Zeitpunkt ihrer vollständigen Eroberung von China kein eigentliches religiöses Glaubenssystem. Kaiser Schun-tschi scheint während seiner Jugend für Glaubenssachen ganz gleichgültig gewesen zu seyn; erst später, nach dem Tode seines geliebten Weibes, als ihn die Verzweiflung, die natürliche Folge von Irr-Religion, übermannte, huldigte er dem schändlichsten Götzendienst. Diesen Moment hatten die lüsternen Lama's begierig erwartet, und freudig empfingen sie den kaiserlichen Frömmler. Kaum hatte er jedoch seine Augen geschlossen, als die Rache sie übereilte. Hätte Schun-tschi länger gelebt, so wäre dieß der Untergang seiner Dynastie gewesen, denn schon hatten die schlauen Priester mannigfach Einfluß auf die Regierungsgeschäfte zu gewinnen gesucht. Dieser Umstand scheint die Maßregel ihrer Vertreibung beschleunigt zu haben — eine Maßregel, die sonst gegen die Verfassung des Reiches war, da ein Sohn vor Verfluß von drei Jahren nichts an den Schöpfungen seines Vaters ändern durfte.

Wenige Tage darauf versammelte sich der hohe Rath und wählte aus seiner Mitte die Klügsten zu Regenten während der Minderjährigkeit des Fürsten. Diese Gewählten waren alle Mantschu und Verwandte des jungen Kaisers. Sie begannen damit, die Verschnittenen, diese verworfenen Creaturen, die sich seit lange in dem Palaste von Pecking eingenistet hatten, zu vertreiben. Die meisten Kaiser waren von ihnen beherrscht gewesen; jeder Zugang zu dem Kaiser war bis dahin nur Demjenigen offen gestanden, der sich ihres verderblichen Einflusses zu bedienen wußte, und ihr Uebergewicht hatte stets den nahen und gewissen Fall einer Dynastie verkündet.

Die Regenten benützten so die Lehren der früheren Geschichte China's. Sie ließen den Obersten der Eunuchen verhaften und ohne weitere Förmlichkeit enthaupten; die übrigen aber wurden aus dem Harem entlassen und ihren Familien zurückgesandt. Um die Vertreibung dauerhaft zu machen und ihre Rückkehr zur Gewalt auf immer zu verhindern, ward ein Gesetz, das ihnen solches verbot, auf eine eiserne Platte gegraben, die mehr als tausend Pfund wog. Aber selbst eiserne Gesetze vermögen nichts gegen dasjenige der Nothwendigkeit; so lange, als chinesische Kaiser einen Harem halten, werden ihnen Verschnittene unentbehrlich seyn. Das Verbot besteht zwar noch, aber die Zahl der Verschnittenen ist noch eben so groß, als in einer früheren Periode; sie haben Officiersrang, und einer derselben war sogar so mächtig, um gegen Kia-king eine Verschwörung zu bilden.

So weit hatten die Regenten klug und tadelfrei gehandelt, und es war glückverheißend für China, daß sie solchergestalt die Uebel mit der Wurzel zu vertilgen wußten. Von jetzt an waren jedoch ihre Maßregeln unglückschwanger und im höchsten Grade verderblich.

King-tsching-kong hatte sich, wie schon oben erwähnt, auf Formosa festgesetzt, und behauptete von da aus mit seinem Geschwader die Herrschaft zur See, während die Chinesen nach dem Verlust einer Flotte es nicht rathsam hielten, eine zweite sicherem Verderben auszusetzen. Die schreckliche Rache, die dieser Pirat an viertausend Tartaren verübt hatte, forderte zur Vergeltung auf. Anstatt nun diese unglücklichen Seeleute, die im Dienste ihres Landes Ohren und Nase eingebüßt hatten, zu bemitleiden, ließ man die armen Geschöpfe hinrichten, weil sie vor dem Feinde geflohen seyen. In der Brust der Mantschu-Officiere hatte jedoch der Haß gegen diesen verwegenen Freibeuter tiefe Wurzel gefaßt; die Regenten traten daher zu einer Berathung zusammen, wie die Piraten an der Küste gedemüthigt werden könnten. Niemand war im Stande, ihnen diese gewichtige Frage zu beantworten; die Regenten selbst waren dieser Dinge völlig unkundig und schwankten in ihren Ansichten. Endlich machte einer von ihnen den kühnen Vorschlag, man solle alle Bewohner der Seeküste zwingen, zehn Meilen landeinwärts zu wohnen, Städte und Dörfer zerstören und allen Seehandel

streng verbieten. Dieser Rath, der nur von einem Rasenden ertheilt werden konnte, ward anfangs mit stiller Verachtung aufgenommen; in einer zweiten Sitzung erschien er jedoch den Regenten als das zweckmäßigste Mittel, den Piraten fern zu halten, und man beschloß daher die Maßregel. Niemand darf jedoch glauben, daß die Chinesen ebenso entschlossen handeln, als sie reden. Die Sprache, die die Regierung in ihren Edicten führt, lautet zwar sehr energisch, die Mandarinen jedoch, die die Befehle vollziehen sollen, thun davon gerade nur soviel, als ihnen beliebt. Wir wissen nun nicht, in wiefern diejenigen Mandarinen, die mit der Ausführung der erwähnten Maßregel beauftragt waren, solche nach dem Buchstaben vollzogen; so viel ist indessen gewiß, daß keine nur irgend bedeutende Stadt dem Erdboden gleich gemacht wurde. Makao ward auf die Verwendung Adam Schoal's mit Zerstörung verschont. Dürfen wir daraus, wie ähnliche Befehle in China heut zu Tage befolgt werden, auf die Vergangenheit schließen, so endete das Ganze wohl damit, daß man einige elende Fischerdörfer zerstörte, und daß die chinesischen Staatsbeamten sich, für die Gnade, die sie bedeutenderen Orten gewährten, um hohe Summen bestechen ließen. Wie gewöhnlich ward jedoch nach der Hauptstadt berichtet, die Befehle des kaiserlichen Hofes seyen auf's Pünktlichste befolgt worden. Die Maßregel desselben, ohne den Besitz einer Flotte den Küstenhandel zu vernichten, war höchst lächerlich; denn der Handel von Provinz zu Provinz ist so gewinnbringend, daß die Kaufleute die Waaren von den Seehäfen aus auf Fischernachen einschmuggeln lassen, und die Zollbeamten durch Bestechungen leicht dahin bringen, ein Auge zuzudrücken. Sogar heute noch sind Edicte unter des Kaisers Siegel in Kraft, die den Anbau verschiedener Küstenstriche entweder beschränken oder ganz verbieten. Und doch leben Tausende von Menschen auf denselben; sieht man sogar daselbst nicht bloß unbedeutende Dörfer, sondern große Städte, um den Beweis zu liefern, wie in China den Gesetzen gehorcht wird. Wird hie und da ihre Befolgung von Neuem eingeschärft, so kommt ein Seeofficier mit einem Geschwader heran, brennt ein Paar armselige Hütten nieder und läßt sich dann bestechen, um größere Wohnungen unversehrt zu erhalten.

Dieß hindert ihn aber nicht, dem Admiral oder Vicekönig zu berichten, daß die Verräther sämmtlich verjagt seyen. Wird später ruchbar, daß Tausende noch auf jenen Punkten leben, so lautet die Antwort: sie seyen nach der Vertreibung wieder zurückgekehrt. So mag es auch in Kanghi's Zeit ergangen seyn: die buchstäbliche Ausführung der Maßregel war unthunlich und keineswegs geeignet, den damit beabsichtigten Zweck zu erfüllen. Welcher Nachtheil entstand dem Piraten dadurch, daß ganze Küstenstriche verwüstet wurden? Eine um so größere Zahl Unglücklicher ging aus Verzweiflung zu seinem Heere über, und mit ihrer Hülfe war er stark genug, die Flüsse hinaufzusegeln und den vereinigten Mantschukräften Trotz zu bieten, wie es auch wirklich geschah. Plötzlich erblicken wir, durch ein fast unbegreifliches Zusammentreffen der Umstände, die Holländer als Alliirte der Chinesen. Die ostindische Compagnie erhielt den Alleinhandel nach Fah-tschu, der Hauptstadt von Fo-kien, als Lohn für die Unterstützung, die China von derselben empfangen sollte. Eine holländische Flotte griff auch in der That die Piraten unweit der Kin-mon-Insel an, nachdem der Tartarengeneral sich verbindlich gemacht hatte, die Holländer im gemeinschaftlichen Angriff auf den Feind mit seinen Landtruppen zu unterstützen. Während nun aber der holländische Admiral seine Batterien gegen die chinesischen Schiffe und Forts spielen ließ, hielten sich die Tartaren in gehöriger Entfernung aus dem Bereich des Gefechts. Erzürnt über diesen Vertragsbruch ließ der holländische Admiral seine Alliirten auffordern, ihre Pflicht zu thun, erhielt aber zur Antwort, daß die Truppen des himmlischen Reiches sich weigerten, vorzurücken; wolle jedoch der Admiral einen zweiten Angriff machen, so werde ohne Zweifel der Mantschugeneral ihn unterstützen können. Da trotzdem keine kaiserlichen Soldaten den Feind angriffen, so verjagten die Holländer auch ohne sie die Piraten, und nahmen Besitz von der Insel, auf der jetzt die Stadt Amoy erbaut ist. Nach einem weitern vergeblichen Versuche auf Formosa schlossen sie Waffenstillstand mit den Piraten, in dessen Folge die Feindseligkeiten, aber auch die holländische Allianz mit den Mantschu aufhörte. Die Holländer blieben aber nichtsdestoweniger im Besitz des Alleinhandels nach Fah-tschu.

Eine Regierung, die so die ersten Gesetze der Menschlichkeit verletzen und zugleich in diesem Maße unklug handeln konnte, war noch größerer Verbrechen fähig. Seitdem Ricci, der berühmte italienische Jesuit, das himmlische Reich betreten hatte, war die Anzahl der Bekenner des Christenthums mit jedem Tage gewachsen; mit dem Sturz der Mingdynastie erhielt dasselbe sehr zahlreiche Anhänger unter den Mantschu; Schoal, der persönliche Freund des Kaisers, hatte sogar den Kaiser selbst den Lehrsätzen der römischen Kirche günstig zu machen gewußt. Dieser berühmte Mathematiker wurde der Mentor des jungen Kanghi, und war ohne Zweifel bemüht, sich Einfluß auf die höchsten Regierungshandlungen zu verschaffen. Die Jesuiten haben indessen diesen geheimen Zweck des Chefs ihrer Mission verschwiegen. Männer von Einfluß am chinesischen Hofe brachten jetzt gegen Schoal und seine Schüler die Anklage einer geheimen Verschwörung vor. Einer derselben benützte den Umstand, daß Schoal in Folge eines Schlagflusses sprachlos wurde, und schrieb ein Buch, in dem er die Lehrsätze der römischen Kirche zu widerlegen suchte, und welches die heftigsten Anklagepunkte gegen die Missionäre enthielt, unter Anderem: „Daß sie gänzlich unwissend in der Sternkunde seyen (welch' lächerliche Anklage in dem Munde eines Chinesen!) und nur trachteten, diese Wissenschaft förmlich zu untergraben. Diese Europäer," fährt der Ankläger fort, „wurden wegen Aufruhrs aus ihrem Vaterlande vertrieben, und sind nach China gekommen, um Alles gegen die Regierung aufzuwiegeln. Schoal's Absicht, indem er sich in Peking in solches Ansehen zu setzen wußte, ging dahin, eine Menge Fremder nach dem Reiche zu bringen, die von ihm den Auftrag haben, alle Provinzen zu bereisen und die Pläne der festen Städte aufzunehmen, um so deren Eroberung zu erleichtern. Zahllos sey die Menge seiner Anhänger, die zugleich verkleidete Krieger wären, und jedes Jahr sehe man Fremde in Makao landen, die bloß den günstigen Augenblick abwarteten, um ihre verbrecherischen Zwecke in's Leben zu rufen. Sie lehren, daß der Stifter unseres Reiches, Fo-hi, von Adam abstamme, aus einem Lande, genannt Judäa, in's himmlische Reich gekommen sey, und dort eine alte Religion habe gründen wollen. Geht daraus nicht hervor, lautet die Anklage, daß

die Missionäre das Volk überreden wollen, unsere Kaiser stammen aus Europa, und daß folglich die Fürsten Europa's ein Recht auf den chinesischen Thron haben?" Er verwies weiter auf ein Buch Schoal's, in welchem die Chinesen und Tartaren ermahnt wurden, die christliche Religion, als die einzig wahre, anzunehmen. Dasselbe Buch enthielt eine Liste der christlichen Kirchen im ganzen himmlischen Reiche, und die Namen der Mandarinen, die sich hatten taufen lassen. In allem Dem sah der Ankläger weiter nichts, als die Musterrolle einer Armee, die auf das Geheiß ihres Chefs augenblicklich in's Feld rücken sollte; die Rosenkränze aber betrachtete derselbe als eben so viele äußere Zeichen der Verschwörung. Auf das heilige Kreuz deutend, fuhr er schmähend fort: „Seht da den Gott der Christen, der an's Kreuz genagelt wurde, weil er sich zum König der Juden machen wollte; dieß ist der Gott, zu dem sie in der verbrecherischen Absicht beten, sich zu Herren dieses Landes zu machen.

Diese Sprache fachte die Flamme an, die schon lange in den Herzen der Großen des himmlischen Reiches glühte. Freudig übergaben die Regenten die Anklagepunkte den Tribunalen zur Untersuchung. Verbuist, Schoal's Begleiter, sprach zwar für die Richtigkeit ihrer astronomischen Berechnungen; für ihren Aufenthalt in China konnte er jedoch keinen glaubwürdigen Grund anführen.

In Ketten vor den Gerichtshof gebracht, war der greise Schoal, damals 78 Jahre alt, und dessen Aeußeres die tiefste Ehrfurcht einflößte, außer Stande, sich mit seiner gelähmten Zunge zu vertheidigen. Sein Begleiter, Verbuist, ein eben so talentvoller Mann, als Schoal, antwortete jedoch auf alle Anklagepunkte mit einem edeln Freimuth. Es befand sich damals in ganz China Niemand, dessen Verdienste um das Land so groß waren, als die Schoal's, Niemand am chinesischen Hofe konnte sich mit dem Angeklagten in Wissen und Klugheit messen. Sein geheimer Einfluß hatte sich bis in's Innerste der Tartarei fühlbar gemacht; jede kluge Maßregel war sein Werk gewesen. Seine Verdienste hatten überall Anerkennung gefunden, und gerade das war es, was seinen Sturz veranlaßte. Der Ketzerei schuldig befunden, ward er zum Strange verurtheilt. Da dieses Urtheil aber nicht nach

dem Buchstaben des Gesetzes war, und besonders weil sich die Rachsucht seiner Feinde hierdurch noch nicht genug befriedigt fand: so wurde er späterhin zu der martervollen und schimpflicheren Todesart verurtheilt: „In Stücke zerschnitten zu werden." Die Jesuiten erzählen aber: als die Richter im Begriff waren, dem Delinquenten dieses Urtheil vorzulesen, hätte sie ein Erdbeben genöthigt, von ihrem schändlichen Vorhaben abzustehen. Eine Feuersbrunst, welche in demselben Augenblicke im Palaste ausbrach, zerstörte eine Menge Häuser, wie ein zu gleicher Zeit erscheinender Komet die Kaiserin-Mutter mit Furcht und Schrecken erfüllte. Nun hieß es, der Himmel sey durch dieses Verfahren beleidigt; die Gefangenen wurden (wie es oft bei solchen Gelegenheiten geschieht) freigelassen, und selbst Schoal erhielt etwas später seine Freiheit wieder. Er überlebte diese Schrecken aber nicht lange, sondern starb, aufgerieben von den Plackereien, die er hatte erfahren müssen, schon im Jahre 1666.

Um diese Zeit starb auch Souni, der bis dahin vorzüglich die Regierung geführt hatte, und Kang-hi, fast 13 Jahre alt, hielt sich für gewachsen, jetzt das Scepter selbst zu ergreifen.

Weil der Tod die einflußreichsten Glieder der Regentschaft hinweggerafft hatte, und die übrigen als Tyrannen verhaßt waren, wurde dieser Entschluß des jungen Monarchen mit allgemeinstem Beifall aufgenommen. Die schwerste Beschuldigung traf unter den Regenten Patourou-kong; er sollte nach der Alleinherrschaft gestrebt haben.

Das Gericht, welches der Kaiser nach Auflösung der Regentschaft zusammenrief, um diese Sache zu untersuchen, klagte im Verlauf des Prozesses jenen Großen an, zwölf Criminalverbrechen begangen zu haben. Sein Urtheil lautete deshalb, er solle in 10,000 Stücke zerschnitten werden, welche Strafe aber Kang-hi gnädig in Strangulation verwandelte. Außerdem wurden nicht nur seine Güter confiscirt, sondern von seinen Söhnen mußte der dritte dieselbe Strafe leiden, die übrigen sieben wurden geköpft. Diese grausame Handlung des rohen Tartaren pries die Nation als einen besondern Beweis des Gerechtigkeitssinnes ihres dreizehnjährigen Herrschers, und nicht Eine Thräne floß dem traurigen Ende so vieler ersten Männer des Reiches.

Es ist die Grundmaxime des chinesischen Staates, daß die Interessen der Individuen durchaus rücksichtslos dem Wohl des Ganzen aufgeopfert werden. Hohe wie Niedere müssen sich diesem mit solcher eisernen Consequenz durchgeführten Grundsatze beugen, da es wenig darauf ankommt, hier Tausende von Bauern, dort die einflußreichsten Minister diesem Moloch zu opfern; wie denn überhaupt Despotismus im strengen Sinne des Wortes unmöglich ist ohne völlige Unabhängigkeit gegenüber den Landesgesetzen, und ohne ein Schreckenssystem gegenüber den Unterthanen. Es stand vielleicht zu befürchten, daß die Regenten in Opposition kommen möchten mit der Regierung eines unerfahrenen Jünglings, und den alten Gang der Verwaltung umstürzen würden durch ihre Kreaturen, welche ihnen allein Ehre und Einkommen verdankten. Deßhalb mußte Einer als warnendes Beispiel für die beiden Andern fallen, um überhaupt alle Beamten von der Partei ihrer früheren Herren zurückzuschrecken. Die Ausführung dieser Maßregel war furchtbar, aber die entgegengesetzte Hofpartei war energisch genug, um jedes Murren im Keime zu ersticken.

Kang-hi's Selbstregierung, von 1667 bis 1722.

Wir wissen wenig Genaueres von der Methode, die man bei der Erziehung Kang-hi's befolgte; da er aber einen Mann wie Adam Schoal zum Erzieher hatte, so läßt sich nicht zweifeln, daß er eines Prinzen würdig erzogen wurde. Der Jüngling besaß einen frühreifen, schnell auffassenden Geist, und daher war seine Lernbegier nicht minder groß, als diese natürlichen Gaben. Er bemeisterte sich völlig der schwierigen chinesischen Sprache, und war wohl erfahren in der umfangreichen, alten Literatur dieses Volkes; seines Herzens Neigung zog ihn aber zu seiner Muttersprache hin, welche er nicht nur auf das Gründlichste studirte, sondern deren Literatur er auch zu heben suchte. Nicht minder tüchtig waren seine Fortschritte in der Mathematik und Physik, denn er war vielleicht der Einzige in seinem weiten Reiche, welcher diese Wissenschaften nach ihrem wahren Werthe zu würdigen verstand. Unter den schweren Mühen seiner Regentenpflichten, in deren

Erfüllung er nicht minder eifrig war, hörte er doch nie auf, als ein zweiter Antonin, für seine eigene Ausbildung Sorge zu tragen.

Solch ein Mann war noch nie auf dem Throne Chinas gesessen; so sanguinisch die Hoffnungen waren, denen man sich bei seinem Regierungsantritte hingab, eine günstige Gelegenheit zeigte bald, daß man sich in der hohen Meinung von der Schärfe seines Verstandes nicht getäuscht hatte. Yang-kwang-seen, der neue Präsident des astronomischen Collegiums nach dem Sturze der Jesuiten, haßte die von den Fremdlingen gemachten Verbesserungen, weil er sie nicht begriff, und trug deßhalb beim Cultusministerium auf Wiederherstellung der altchinesischen Astronomie an. Da es in China allgemeiner Grundsatz ist, am Alten festzuhalten und jede Neuerung zu unterdrücken, so erklärte sich dieses Collegium, dessen Wirkungskreis in der Aufrechthaltung der Gebräuche der guten alten Zeit besteht, augenblicklich zu Gunsten des Vorschlages. Kang-hi schickte die Erklärung dieses Collegiums an den Präsidenten der neun Tribunale, ein Collegium, welches sich mit der Prüfung aller wichtigen Angelegenheiten des Reiches beschäftigt. Auch der Bericht dieses Collegiums sprach sich gegen die Missionäre aus, und ihre Sache schien dahin abgemacht zu seyn, daß sie im Unrecht wären und alle ihre Neuerungen alsbald vertilgt würden. Wenn Kanghi auch als unumschränkter Herrscher im Besitz der Macht war, selbst die Decrete einer Generalversammlung umstoßen zu können, so würde doch jeder gewöhnliche Kaiser sich dem einstimmigen Urtheile seiner Großen gefügt haben; Kang-hi war aber kein Freund solcher ohne Weiteres absprechenden Sentenzen, sondern verlangte gründliche Prüfung der Sache. Er ließ daher den Nationalkalender durch eine feierliche Ambassade von vier Tao-sse (Staatsräthen) den Europäern überbringen, mit dem Befehl, alle Fehler zu beseitigen, welche sich, während Yang-kwang-seen den Kalender allein verfaßte, eingeschlichen hätten. Am folgenden Tage mußten nun die drei Jesuiten Verbuist, Buglis und Magalhaens ihre Sache vor einer Generalversammlung der Collegien öffentlich vertreten.

Nachdem man von beiden Seiten viel und lange höchst gelehrt gestritten hatte, und doch zu keinem Ziele gekommen war (denn hier,

wie so oft, gelang es keiner Partei, die andere zu überzeugen, und der Kaiser konnte nicht den Ausschlag geben, weil er selbst noch zu wenig von der Astronomie verstand), wurde endlich beliebt, daß eine augenfällige Probe die Sache entscheiden sollte. Auf Antrag des klugen Pater Verbuist mußten sowohl die Jesuiten als die chinesischen Gelehrten an einem Gnomen berechnen, welchen Punkt der Schatten am folgenden Mittage berühren würde. Das Resultat sprach, wie zu erwarten stand, auf das Glänzendste zu Gunsten der Jesuiten. Yang-kwang-seen mußte froh seyn, daß er nur seiner Stelle entsetzt und nach seinem Geburtsorte verbannt wurde, während sonst die kleinsten Versehen bei der Abfassung des Kalenders mit dem Tode bestraft zu werden pflegen. Verbuist erhielt jetzt die Präsidentenstelle des astronomischen Collegiums, nachdem auch Schoal's Andenken durch eine öffentliche Erklärung auf das Ehrenvollste wiederhergestellt war.

Dieser Sieg der Jesuiten war besonders deßhalb wichtig, weil der Kaiser sich von nun an immer mehr dem gelehrten Unterrichte der Patres widmete, so daß sie ihn selbst auf seinen Kriegszügen und Lustreisen begleiten mußten. Europäische Astronomie, Geometrie, ja selbst Musik wurden so sehr seine Lieblingsbeschäftigungen, daß er nicht nur eigenhändig oft Feldvermessungen unternahm, sondern auch mehrere musikalische Instrumente, z. B. die Flöte, spielen zu lernen versuchte. Erst nach und nach, indem die klugen Priester, möglichst leise auftretend, doch unverrückt ihr Ziel im Auge behielten, und indem sie, wie es sich aus diesem täglichen Umgange von selbst ergab, bald auch in nichtwissenschaftlichen Dingen des Kaisers Rathgeber wurden, konnten sie an eine Wiederherstellung ihrer Gotteshäuser und Missionsstationen in den Provinzen des Reiches denken. Ehe aber der Kaiser sich ganz jenen friedlichen Beschäftigungen hingeben konnte, sollte er sich auch als thatkräftiger Held bewähren, da jetzt so plötzlich an allen Enden des Reiches das Kriegsfeuer aufloderte, daß noch einmal die Herrschaft der Mantschu in China gefährdet schien. Aber auch hier nicht minder groß, wußte Kang-hi die Gefahr so zu beseitigen, daß aus ihr eine nur noch mehr gesicherte Stellung seiner Dynastie hervorging.

Der alte Wu-san-ki, welcher zuerst die Mantschu bei ihrem Ein-

bringen in China unterstützt hatte, und dafür zum Vicekönig der westlichen Provinzen ernannt war, hatte inzwischen durch eine weise, gemäßigte Regierung sich die Liebe und Achtung seiner Unterthanen zu erwerben gewußt. Jetzt wurde der Greis plötzlich nach Hofe berufen, um die bis dahin noch verabsäumte Huldigung am Throne des Kaisers nachzuholen. Es ist ungewiß, ob man es in Peking für unbequem, ja auf die Dauer für gefährlich hielt, in einem so ansehnlichen Theile des Reiches den Vicekönig in seiner bisherigen, fast unabhängigen Stellung zu lassen, oder ob Wu-san-ki wirklich Anlaß gegeben hatte, daß man ihn des Strebens nach Unabhängigkeit beschuldigte. Ein Sohn des Vicekönigs, welcher als Geißel für die Treue seines Vaters in Peking lebte, schrieb demselben, ihm drohe unausbleibliches Verderben, wenn er nach der Hauptstadt komme. Wu-san-ki empfing deßhalb die kaiserlichen Gesandten mit aller gebührenden Achtung und Ceremoniel, beklagte sich aber in der späteren Privataudienz bitter über den Undank der Mantschu, und ließ dem Kaiser als Antwort sagen: „Er werde nach Peking kommen, aber in Begleitung von 80,000 Mann."

Unverzüglich legte er nun auch das Zeichen der Abhängigkeit von den Mantschu, die tartarische Kleidung, ab, und ließ in allen ihm mittelbar und unmittelbar unterworfenen Provinzen den Kalender der Tsching abschaffen, und unterwarf sich mit seinem wohlgerüsteten Heere die benachbarten Provinzen Tsi-chouan und Hu-kuang. Auch sein Sohn blieb in Peking nicht müßig, um die Gefahr vom Haupte seines Vaters abzulenken, und überhaupt sein Vaterland von den Mantschu zu befreien. Er zettelte nämlich eine Verschwörung unter den zahlreichen chinesischen Sclaven an: am Neujahrstage 1674 sollten alle dann beim Kaiser zur Gratulation versammelten vornehmen Mantschu ermordet werden. Schon war die Sonne am Vorabend dieses Festes untergegangen, und noch ahnte Niemand die drohende Gefahr. Da jammerte es einen der Sclaven, daß sein Herr, der ihn besonders gütig behandelt hatte, auch sterben sollte; er warf sich ihm daher zu Füßen und entdeckte das ganze Komplott. Ma-tsi, so hieß der Herr, eilte sogleich zum Kaiser, und die aufgehende Sonne sah schon Wu-san-ki's Sohn und einige andere Häupter der Verschwörung unter

furchtbaren Qualen sterben. Die übrigen Theilnehmer wollte der Kaiser gar nicht wissen, um nicht noch mehr Blut vergießen und in einer so kritischen Lage noch mehr Haß erregen zu müssen.

Außerdem nämlich, daß er dem siegreichen Heere Wu-san-ki's nur eine Handvoll Leute (die gerade in Peking anwesenden Leibgarden) entgegenstellen konnte, so empörten sich jetzt auch im Süden die Statthalter von Fo-kien und Kwang-tong, bedrohte der Prinz von Formosa das Reich mit einer Flotte und standen im Norden die Mongolen auf. Hätten sich alle diese verschiedenen Gegner der Mantschudynastie vereinigen und einen zusammenstimmenden Angriffsplan befolgen können, so wäre Kang-hi unrettbar verloren gewesen. Statt dessen kamen der Prinz von Formosa und der Statthalter von Fo-kien mit einander wegen alter Familienfeindschaft in Streit und rieben sich gegenseitig auf. Aehnlich entzweite sich der Statthalter von Kwang-tong mit Wu-san-ki, weil dieser ihm nicht hatte den Oberbefehl ihrer vereinten Armee übergeben wollen. Die Mongolen endlich waren so unvorsichtig, sich in kleinen Haufen der chinesischen Grenze zu nähern. Mit kluger, rascher Benützung aller dieser günstigen Umstände gelang es Kang-hi, in kurzer Frist alle seine Gegner zu Boden zu schlagen, da der gefährlichste dieser Feinde, Wu-san-ki, bei seinem hohen Alter von den Mühen des Krieges aufgerieben, bald eines natürlichen Todes starb. Die Statthalter behielten jetzt nur noch einen Schatten ihrer Macht, indem sie den Commandanten der in ihre Hauptstädte gelegten tartarischen Besatzungen untergeben wurden. Die Insel Formosa wurde mit Hülfe der Holländer erobert, Wu-san-ki's ganze Familie hingerichtet, und diejenigen Mongolenhaufen, welche noch weiter zurückgeblieben, zerstreuten sich schnell, als die vordersten Haufen in raschen Angriffen besiegt und vernichtet waren.

China stand jetzt auf dem höchsten Gipfelpunkte seiner Macht. Im eigentlichen China war das kaiserliche Ansehen, wie lange nicht vor- und nachher, geltend gemacht; die Mantschurei und ein großer Theil der Mongolei waren neu unterworfen; nur im Nordwesten stand noch das mächtige Reich der Eleuten unbesiegt da und dehnte selbst über Tibet seinen Einfluß aus, obgleich der Dalai-Lama schon dem

Kaiser seine Huldigung dargebracht hatte. Dieses Reitervolk war in jenem Zeitpunkt ein doppelt gefährlicher Nachbar, weil an seiner Spitze ein Mann stand, der, nach den bisher erfochtenen Siegen, ein zweiter Dschingischan werden zu wollen schien. Der Streit dieses Kaldan, oder Ku-tu-chan, wie ihn die Russen nannten, mit den Khalkas, welche zwischen den Wohnsitzen der Eleuten und China wohnten, gab die nächste Veranlassung zu einem Kriege mit diesem Reiche. Sobald nun die Ruhe im Innern hergestellt war, wurden wiederholt große Heere gegen Kaldan ausgeschickt, und es fehlte bald auch nicht in der chinesischen Staatszeitung an den herrlichsten Siegesbülletins. Die ungeschwächte Kraft, mit welcher dessen ungeachtet Kaldan die Grenzen China's beunruhigte, ließ jedoch den Kaiser bald einsehen, daß auch hier er selbst den Ausschlag geben müsse. Zweimal rückte er jetzt mit einem Heere von 300,000 Mann gegen Kaldan in's Feld, und ließ ihn durch seine Reiterei bis in die unwegsamsten Gegenden des Wüstenlandes verfolgen. Doch gelang es erst um's Jahr 1698, den kühnen Reiterfürsten so in die Enge zu treiben, daß er sich selbst durch Gift weiteren Verfolgungen entzog. Kang-hi zeigte hier, daß er bei aller Seelengröße doch nicht über der Bildungsstufe seines Volkes stand; er ruhte nämlich nicht eher, bis er Kaldans Gebeine ausgeliefert erhalten, verbrannt und den Winden preisgegeben hatte.

Während der letzten Jahre dieses Krieges wurden auch die Grenzverhältnisse mit Rußland durch den Frieden von Nertschinsk (1689) geordnet. Die Jesuiten Pereira und Gerbillon leisteten hiebei wesentliche Dienste; wie sie überhaupt nicht nur als Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften, sondern noch weit mehr durch praktische Hülfe sich bei Kaiser und Volk nützlich und geachtet zu machen wußten. Sie waren des Kaisers Drechsler, Uhrmacher, Stückgießer, Instrumentenmacher, Kalendermacher, Maler, Unterhändler, Spediteure u. dergl. m. Andererseits hatten sie mit der diesem Orden eigenthümlichen Schmiegsamkeit auch der Religion, wie sie sie in China lehrten, eine für dieses Volk möglichst passende Form gegeben, und zeigten sich sehr wenig rigoristisch, wenn ihre Neophiten auch die Ceremonien der chinesischen Religion beibehielten. So bezeichneten diese Missionäre, auf

die religiöse Vorstellungsweise dieses Volkes eingehend, Gott als „Himmel", ohne sehr strenge zu untersuchen, ob der Chinese diesen Ausdruck, wie wir, auch metaphorisch brauche, oder ob er den sichtbaren Himmel als Gottheit anbete. Ebenso wurde die götzendienerische Anbetung der Voreltern, und namentlich die selbst mit Rauchopfern verbundene Verehrung des Confucius, als „ein Zeichen rührender Pietät gegen Eltern und Lehrer" den Neubekehrten auch ferner gestattet. Der Kaiser sah ein, er könne diese höchst nützlichen Menschen nur im Lande halten, wenn er dem christlichen Cultus einige Zugeständnisse machte. Aus Rücksicht gegen diese Missionäre, und weil diese so sorgfältig jeden öffentlichen Anstoß vermieden, nicht aus Achtung vor der Religion Christi, über welche er sich vielmehr nicht selten spöttelnd aussprach, ließ Kang-hi nicht nur zu, daß in den Provinzen christliche Kapellen gebaut wurden, sondern er erlaubte sogar die Errichtung eines solchen Gotteshauses innerhalb der Ringmauern des kaiserlichen Palastes. Eine solche stillschweigende Duldung, nur begründet auf dem persönlichen Verhältnisse des Kaisers zu den Missionären, konnte nun als Vorstufe genügen, und wirklich gelang es den unablässigen Bemühungen der Patres, unter dem 20. März 1692 ein kaiserliches Decret zu bewirken, des Inhaltes: „Die christlichen Priester hätten mancherlei Verdienste um den Staat, und da man Jedermann in die Tempel der Lamas, Hochangs und Tao-tschi zu gehen erlaube, könne man ja auch die der Christen zu betreten nicht verbieten, die ja nichts Gesetzwidriges thäten u. s. w. Damit schien für immer die Ausbreitung dieser Kirche in China gesichert, und den Bedrückungen der Mandarinen namentlich in den Provinzen ein Ziel gesetzt zu seyn. Aber der Kaiser war wankelmüthiger Natur; die chinesischen Priester wurden durch diesen Erfolg zu doppelter feindseliger Anstrengung herausgefordert und die Gelegenheit, die Missionäre von Neuem zu beunruhigen, sollte nur zu bald von Seiten der Christen selbst dargeboten werden.

Die erste Veranlassung hatte die Einwanderung etlicher Dominicaner und Franziscaner als Missionäre von den Philippinen gegeben. Kaum bemerkten diese die Accommodationen, welche sich die Jesuiten

mit der Lehre Christi in China erlaubten, als sie den Dominicaner Morales nach Rom sandten, um über diese Willkür des stolzen Jesuitenordens Zeter zu schreien. Die alsbald erfolgende päpstliche Verdammungsbulle wurde von den klugen Schülern Lojolas mit höchster Ehrfurcht in Empfang genommen und — in aller Stille bei Seite gelegt. Die Missionäre, welche den strengen Katholicismus lehren wollten, fanden, nach wie vor, unüberwindliche Hindernisse, und der neue Papst Alexander VII. ließ sich durch das von den Jesuiten beherrschte Tribunal der Inquisition sogar bewegen, durch eine zweite Bulle alles in China Geschehene zu sanctioniren. Fort und fort wurde von beiden Seiten, in Rom wie in China, intrikirt, bis endlich eine dritte Bulle die beiden früheren sich widersprechenden bestätigte und so die Verwirrung der Verhältnisse selbst mit gesetzlichem Anstande bekleidete.

Da bewirkte die neu errichtete pariser Missionsgesellschaft, daß Karl Maignot als apostolischer Vicar nach China gesandt wurde. Aber die Jesuiten hatten durch die Gunst des Kaisers zu festen Fuß gefaßt, um nicht diese Angriffe von Seiten ihrer eigenen Kirche noch viel leichter, als die von der chinesischen Priesterschaft ausgehenden, abwehren zu können. Gleich jenem Vicar wurden sogar mehrere, von den entschiedensten Verdammungsbullen unterstützte außerordentliche Gesandte des Papstes von den Jesuiten so in die Enge getrieben, daß sie sich glücklich preisen mußten, wenn sie oft nach längerer Gefangenschaft das Leben aus China davon brachten. So geschah es, daß nun erst, als die Feindschaft von Kang-hi's Nachfolgern gegen das Christenthum die Jesuiten aus ihrer Stellung am Hofe verdrängte, dieselben zur Rechenschaft gezogen werden konnten. Damit war aber auch das ganze Missionswesen in China vom innersten Keime aus zerstört, und erst in neuester Zeit haben einzelne nichtkatholische Missionäre, besonders unter englischem Schutze und von Siam aus, einigen Erfolg gehabt. Diese Streitigkeiten unter den Missionären selbst wurden aber von den Chinesen unter Kang-hi's Nachfolgern zum Nachtheile der christlichen Bekehrer auf das Fleißigste ausgebeutet. Der einzige Vortheil, welchen die ganze, von so vieler Umsicht und so großem Geldaufwande unterstützte Jesuitenmission für die Dauer brachte, bestand darin, daß durch

sie zuerst eine gründliche und beglaubigte Kenntniß dieses merkwürdigen Landes in Europa verbreitet wurde. Ein großes Hülfsmittel war dabei eine Karte von China und der Tartarei, welche auf Befehl des Kaisers von den Missionären Bouvet, Regis und Jartoux angefertigt wurde. Denn die im Durchschnitt ganz richtigen Nachrichten, welche schon in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts der Venetianer Marco Polo brachte, kamen den Leuten zu mährchenhaft vor, daß sie erst einigermaßen geglaubt wurden, nachdem sie der erste Missionär Johann von Corvino bestätigt hatte.

Nachdem so der Kaiser sich Ruhe in seinem Reiche, die Jesuiten aber Duldung für ihre Religion erkämpft hatten, wurden die inzwischen zwar nicht eingestellten aber doch mannigfach gestörten wissenschaftlichen Bestrebungen mit doppeltem Eifer wieder vorgenommen, und bis zum Tode des Kaisers erkaltete dessen Eifer nie, wenn gleich dieser Unterricht späterhin beinahe in Spielerei ausartete, da Kang-hi von den Jesuiten lernen wollte, namentlich in Chemie, Anatomie und Medizin, was die würdigen Väter selbst nicht verstanden.

Schon 1693 war Kang-hi von einem heftigen Fieber befallen, welches allen Heilmitteln der chinesischen Aerzte Trotz bot. Die Jesuiten brachten ihm Chinarinde. Nachdem dieses Heilmittel auf gewöhnliche chinesische Weise zuvor an einem andern Fieberkranken mit Erfolg probirt war, gebrauchte es auch der Kaiser und genas. Eine kurze Unpäßlichkeit 1718 abgerechnet, kehrte die Krankheit erst 1722 wieder, war dann aber von so heftigen schlagartigen Zufällen begleitet, daß sie bald dem Leben des Greises ein Ende machte. In seinem Testamente hatte er seinen vierten Sohn Young-tsching zum Nachfolger ernannt.

Kang-hi war groß von Gestalt, hatte ein volles, wohlgebildetes Gesicht, lebhafte und für China ungewöhnlich große Augen, eine breite Stirne und große Adlernase. Die sanften und doch majestätischen Züge seines Gesichtes waren durch die Blatternnarben nicht entstellt. Gesundes Urtheil, durchdringender Verstand, glückliches Gedächtniß und eine seltene Fähigkeit, seiner Leidenschaften Herr zu werden, befähigten diesen Fürsten, eine so große Rolle in der Geschichte seines Volkes zu spielen.

Young-tsching, Kaiser von China, von 1722 bis 1735.

Wenn auch die christlichen Missionäre, denen wir fast alle Nachrichten über China verdanken, parteilich seyn mußten in ihrem Urtheile über Kang-hi's Nachfolger, weil sie sich bis auf die neueste Zeit nur feindselig gegen die Europäer erwiesen, so läßt sich doch auch aus der beglaubigten Erzählung der Thaten dieser Kaiser erkennen, daß sich, etwa nur mit Ausnahme Kien-longs, Kang-hi's großer Geist nicht auf sie vererbt hatte. Wir können deßhalb in der Erzählung ihres Lebens uns viel kürzer fassen, um schließlich besonders nur noch die neuesten Ereignisse während des Krieges mit den Engländern zu berühren.

Kaum hatte sich Young-tsching durch Hinrichtung mehrerer Brüder, welche ihm den Thron streitig machten, der Herrschaft versichert, als auch die Verfolgungen der Christen begannen. Es war, als wolle er, zu schwach, selbst gleich Großes zu thun, die Thaten seines erhabenen Vorgängers dadurch in den Staub ziehen, daß er die Lehrer, Helfer und Berather desselben beschimpfte und verjagte, um so wenigstens sich als Feind alles Ausländischen bei seinem Volke beliebt zu machen.

Doch darf man ihn seiner Christenverfolgung wegen nicht als religiösen Eiferer, oder überhaupt als Tyrannen zu arg verschreien; wer weiß, ob Kang-hi ohne sein wissenschaftliches Interesse und das daraus hervorgehende Verhältniß zu den Missionären mehr Toleranz gezeigt hätte. Waren doch auch zur Zeit seiner Regierung die Jesuiten nie so aufgetreten, wie die inzwischen bedeutend angewachsenen und sicher gemachten sonstigen katholischen Missionen jetzt chinesische Sitten und Glauben öffentlich verspotteten und verabscheuten. Das Verdammungsurtheil des Kaisers wurde mit einer in China seltenen Pünktlichkeit ausgeführt. In kurzer Frist waren mehr als 300 Kirchen zerstört, alle Missionäre aus dem Lande gebracht und harte Verfolgungen gegen die zum Christenthum übergetretenen Chinesen eröffnet. Nur einige Jesuiten hielten sich, nach wie vor, in Pecking und Canton auf.

Von den inneren Regierungsverhältnissen Chinas unter diesem Kaiser läßt sich wenig für uns Bemerkenswerthes auffinden, und von den mancherlei Gesandtschaften, die nach Pecking kamen, hatte nur die

russische einen dauernden Erfolg. Nächstdem nämlich, daß man die Grenze noch weiter und bestimmter ermittelte, geschah Manches für den Handel. Alle drei Jahre sollte eine Karawane von 200 Personen herüber kommen; für den laufenden Handel wurden drei Stapelplätze am Kiachta, an der Selenga und bei Nertschinsk anzulegen beschlossen. Sechs junge Russen sollten stets in Peking auf Kosten des Czaars erhalten werden, um Chinesisch und Mantschurisch zu lernen; für sie wurde dort eine Kirche mit vier Priestern errichtet.

Schon 1735 starb Young-tsching. Nachdem wie gewöhnlich während der drei Trauerjahre vier Regenten das Reich, wenn auch eigentlich nur dem Namen nach, verwaltet hatten, folgte ihm auf dem Throne sein ältester Sohn.

Kien-long, von 1735 bis 1796.

Die lange und glückliche Regierung dieses Kaisers entsprach ganz der seines Großvaters, wenn er auch mehr nur die Schöpfungen desselben fortführte und erhielt, als selbst Neues in's Leben rief. Nur in dem Haß gegen die Christen glich er ganz seinem Vater; denn auch bei ihm war es eine der ersten Regierungshandlungen, daß er überall den etwa noch zurückgebliebenen Missionären nachspüren ließ, nicht um sie nur zu verbannen, sondern in den meisten Fällen um sie dem Richtschwerte zu überliefern. Im Mai 1747 wurden Petolo, Erzbischof von Maurinostrum, und vier Dominicaner enthauptet, die Chinesen, welche sie versteckt gehalten hatten, erdrosselt u. s. w.

An siegreichen Kämpfen gegen fast alle Nachbarn des Reiches war die Regierungszeit dieses Kaisers reicher, als die seiner Vorgänger, so daß unter ihm China sich nach allen Richtungen bedeutend erweiterte. Hierhin gehören namentlich der zehnjährige Krieg mit den Eleuten, welcher mit der Ausrottung dieses Volkes und Tributpflichtigkeit Tibets endete, dessen Dalai-Lama fortan ganz unter chinesischem Einflusse gewählt wurde, bis sich endlich auch europäische Mächte einmischten. Wichtiger noch war die Eroberung der fruchtbaren kleinen Bucharei, welche als Provinz Ily dem chinesischen Reiche einverleibt wurde; man versicherte sich des Besitzes, und daß die ansehnlichen Abgaben richtig

beigebracht wurden, durch eine Reihe von Militärkolonien. Ueber die Kriege mit Ava und den Ghorkas in Nepal fehlen alle chinesischen Nachrichten, doch lassen die spärlichen birmanischen nach mancherlei Wechselfällen einen glücklichen Ausgang erkennen. Tunking und Cochinchina, welche schon 968 aus einer chinesischen Provinz ein eigenes Reich unter Oberlehnsherrlichkeit des Kaisers geworden waren, suchten vergebens dieses Verhältniß aufzulösen. Außerdem geht neben den auswärtigen Kriegen noch eine Reihe innerer Unruhen her, deren Resultat die Ausrottung aller mit der Mantschu-Dynastie noch unzufriedenen Parteien war. Einen Begriff von der Art dieser Verheerungskriege gibt, daß allein der in der Provinz Fo-kien angerichtete Schaden auf 15 Millionen Franken taxirt wurde.

Diese fortdauernden kriegerischen Bewegungen hielten den Kaiser aber nicht ab, eine Menge neuer Staatseinrichtungen in's Werk zu setzen, und sich zur Zeit der furchtbaren Ueberschwemmung des Tloangho (1780) und in den für das übervölkerte Land noch schrecklicheren Hungerjahren 1783 — 1785 als ein wahrer Vater seines Volkes zu erweisen. Bauten, welche in ihrer kolossalen Größe an die Werke der Aegypter erinnern, mußten, trotz der großen Unkosten jener vielen Kriege, den zahllosen Armen Beschäftigung und Verdienst, und so dem Lande Ruhe vor diesen stets zu Aufständen geneigten Volksmassen geben. Auch in der Liebe zu den Wissenschaften und Künsten ähnelte Kienlong seinem Großvater, wie er denn außer zahlreichen Gedichten eine Geschichte der Ming schrieb. Endlich ermüdet von der langen Regierung übergab er „die Siegel" 1796 seinem Sohne Kia-king. In beschaulicher Ruhe verlebte er dann noch drei Jahre auf dem herrlichen Lustschlosse Ning-chlou-kong, dem „Palaste der Ruhe". Für sein hohes Alter anscheinend noch sehr rüstig, war er gerade mit den Vorbereitungen beschäftigt, seinen neunzigsten Geburtstag auf eine alle Armen Chinas erfreuende Weise zu begehen, als ihn ein sanfter, schneller Tod am 7. Februar 1799 ereilte.

Kia-king, von 1796 bis 1820.

Sowohl weil die Regierung viel unbedeutender an inneren und äußeren Ereignissen war, als die des vorigen Kaisers, als auch, weil

die Nachrichten über dieselbe äußerst spärlich zu uns gekommen sind, müssen wir uns hier noch kürzer fassen.

So lange der alte Kaiser lebte, stand Kia-king ganz unter der Vormundschaft Ho-kien's, des Günstlings von Kien-long. Die erste selbstständige Handlung Kia-king's war, diesem Minister aus den unhaltbarsten Gründen als Hochverräther den Proceß machen zu lassen.

Außer manchen inneren Unruhen, mit denen auch dieser Kaiser zu kämpfen hatte, werden uns keine Kriegsthaten desselben berichtet, als daß er dem furchtbar überhand nehmenden Unfug der Seeräuber mit Hülfe der Europäer ein Ziel setzte. Die Macht dieser Piraten bestand aus 4000 Böten, die größten mit 2—300 Mann Besatzung und 12—18 Kanonen, die kleinsten mit 30—50 Mann. Gehörig concentrirt wären diese Streitkräfte unbesiegbar gewesen, jetzt erlagen sie aber, durch innere Streitigkeiten geschwächt, bald einer portugiesischen Flottille von sechs Schiffen mit 118 Kanonen, welche Kia-king in seinen Sold genommen hatte, und durch 60 eigene Kriegstschonken unterstützen ließ. Da wir seine und seines Sohnes Verhältnisse zu den Europäern schließlich besonders erwähnen wollen, können wir unmittelbar das über den jetzt regierenden Kaiser zu Sagende anreihen.

Tao-kwang,

d. h. „Glanz der Vernunft", nannte der gegenwärtige, 1820 zur Regierung gekommene Herrscher seine Epoche; den eigentlichen geschichtlichen Namen gibt nämlich nach chinesischer Sitte erst die strenger richtende Nachwelt, wie sie auch wohl bei uns dem Namen der Fürsten ein „Groß" oder „Gut" oder „Grausam" anhängt. Wenn auch weniger schwach und schwelgerisch, als sein Vater, ist doch auch seine Regierung ein nur zu klarer Beweis, daß die Herrschaft der Mantschu in China unter Kien-long ihren Höhenpunkt erreicht hat, und jetzt immer schneller ihrem Verfall entgegeneilt, wenn nicht ein neuer, besonders großer Fürst dem Zustand der Dinge einen ganz andersartigen Umschwung gibt. Nachdem die Aufstände im Nordwesten und auf der Insel Formosa mit Geld beschwichtigt waren, brachte eine Empörung der Muhamedaner (sie sollen 2—300,000 Mann auf den Beinen

gehabt haben) den Kaiser an den Rand des Verderbens, da eine Reihe von Hungerjahren die Beitreibung der ungeheuren Kriegskosten fast unmöglich machte. Auch hier, wie bei der Ermordung des Prinzen Jehanghir, des tartarischen Gesandten (1828), mußten Treulosigkeit und Verrath endlich zu dem gewünschten Ziele führen.

Merkwürdig wird Tao-kwang's Regierung wohl für alle Zukunft bleiben durch den letzten Krieg mit den Engländern. Denn wenn auch jetzt noch die Folgen dieses Ereignisses nicht zu übersehen sind, und gewiß einerseits zu hoch, andererseits zu niedrig angeschlagen werden, so datirt sich jedenfalls doch von hier eine neue Epoche in den Verhältnissen Chinas zu den Haupthandelsstaaten von Europa. Nachdem verschiedene frühere Versuche der Engländer, mit China Handelsverbindungen anzuknüpfen (1685, 1734, 1736, 1755), besonders durch die Intriken der Portugiesen und Holländer ohne wesentlichen Erfolg geblieben waren, gewannen sie und die Amerikaner endlich auch hier den Vorrang vor jenen Nationen. Doch konnte selbst die Gesandtschaft Lord Macartney's nicht erreichen, daß man erlaubte, auch außer Canton Faktoreien anzulegen, und die unglaublich großen Abgaben etwas ermäßigte. Auch die des Lord Amhurst 1814 bewirkte nur, daß die übermäßigen Erpressungen, welche sich die Unterbeamten zu ihrem eigenen Vortheile erlaubten, abgeschafft wurden.

Am 22. April 1834 war das Privilegium der ostindischen Compagnie für den Handel mit China abgelaufen. Als Oberhaupt der zahlreichen Privatleute, welche sich jetzt dieses Geschäftes annahmen, wurde nun Lord Napier nach Canton geschickt. Ihm folgten in kurzen Fristen in diesem Amte Davis, Robinson und endlich 1837 Charles Elliot. Vergebens bemühten sich diese Alle, die Abschaffung des Privilegiums der Hongkaufleute zu bewirken, welche die Preise willkürlich setzen konnten, da den Europäern nur mit ihnen zu verkehren gestattet war. Diese Einrichtung war der chinesischen Regierung zu bequem; denn was der Hongkaufmann nach und nach so zusammengescharrt hatte, pflegte zuletzt die Regierung unter irgend einem Vorwande sich in Masse zuzueignen.

Es wäre dessen ungeachtet wohl noch lange in alter Weise fort-

gegangen, wenn nicht der seit 1796 verbotene Opiumhandel (jährlich 30—40,000 Kisten) in neuester Zeit so zugenommen hätte, daß der Kaiser etwas dawider thun mußte. Im December 1838 wurde ein Opiumhändler vor den Thoren der englischen Faktorei hingerichtet, und als die Engländer sich hierdurch nicht schrecken ließen, kam ein kaiserlicher Commissär, Lin, nach Canton, und versetzte die Faktorei förmlich in Blokadezustand. Nothgedrungen lieferte man jetzt 20,283 Kisten, im Werth von 13 Millionen Thalern, aus, welche die Chinesen sofort in den Strom schütteten.

Am 21. Juni 1840 wurden denn in Folge eines Parlamentsbeschlusses die Feindseligkeiten durch den Obersten J. Gordon Bremer eröffnet, welche weniger durch tüchtigen Widerstand, als durch Schein-Verträge von Seiten der Chinesen in die Länge gezogen wurden. Doch hatten sie am Schlusse des Kriegs in jeder Beziehung große Fortschritte in der Kriegskunst gemacht, und die Festung Tschin-kien-tin, deren Eroberung den Weg nach Peking eröffnete, wurde von den Tartaren mit bisher nie erfahrener Tapferkeit vertheidigt. Am 29. August 1842 kam endlich durch Sir Henry Pottinger im Wesentlichen folgender Friedensschluß zu Stande:

1) Dauernder Friede zwischen beiden Nationen.

2) China zahlt binnen vier Jahren 21 Millionen Dollars.

3) Außer Canton werden dem englischen Handel noch vier Häfen eröffnet, wo englische Consuln residiren sollen.

4) Billige Zölle jeder Art.

5) Die Insel Hong-kong wird den Engländern abgetreten. Die Inseln Tschusan und Kalanghu bleiben bis zur Erfüllung aller Bedingungen in den Händen der Engländer.

6) Amnestie für alle Chinesen, welche den Engländern dienstlich oder behilflich gewesen sind.

7) Der Verkehr zwischen den chinesischen und englischen Beamten soll auf dem Fuße vollkommener Gleichheit erhalten werden.





DIE GROSSE CHINESISCHE MAUER

Die große chinesische Mauer.

In den ersten Anfängen der Geschichte mögen rohe gesellschaftliche Zustände, Besorgnisse vor Nomadenvölkern und das Bedürfniß, sich gegen dieselben zu schützen, große militärische Vertheidigungslinien nöthig und wirksam gemacht haben. Große Erdwerke, die zu solchen Zwecken dienen mußten, von Völkern geschaffen, deren Geschichte in die ersten Anfänge der Staatenbildung hinaufreicht, sind noch auf verschiedenen Punkten des Erdballs sichtbar. Meder, Syrer, Egypter, Römer, Picten und Walliser, sie alle haben zum Theil heute noch vorhandene Befestigungen angelegt, die den Beweis von dem Vertrauen liefern, das ihre Gründer in solche Schutzwerke setzten. Oestlich vom kaspischen Meer baute ein Nachfolger Alexanders des Großen eine solche Gränzmauer; selbst der Eroberer Tamerlan hielt es nicht unter seiner Würde, sich auf solche Weise zu schützen. Die beiden letzterwähnten Trennungs- und Vertheidigungslinien wurden, wie diejenige des himmlischen Reiches, geschaffen, um die tartarischen Nomaden von ihren plötzlichen Einfällen abzuhalten. Wo jedoch die Geschichte der Urheber dieser großen Zeugnisse der Vergangenheit erwähnt, stellt sich uns die betrübende Thatsache dar, daß solche Schöpfungen nur der schlimmsten Tyrannei und der furchtbarsten Unterjochung ihr Daseyn verdanken. Dieser Umstand vermindert sehr das Vergnügen, mit dem der Geschichtsforscher den Ursprung dieser Riesenwerke untersucht, und führt ihr Vorhandenseyn auf die Existenz barbarischer Eroberer zurück, die die Freiheit von

Millionen mit Füßen traten. Voltaire sah in den egyptischen Pyramiden nichts als ebensoviele Denkmale einer Tyrannei, unter deren Druck das Land, wie das Grab des Königs Mausolus, lange Zeit seufzte. Dies ist nur zu wahr, wenn anders Herodot recht berichtet. „Unter einer der Pyramiden von Gizeh", erzählt dieser alte Geschichtschreiber, „ruhen die Gebeine von Cheops, unter der andern die seines Bruders Cephrenes. Einmalhunderttausend Menschen waren zwanzig Jahre lang beschäftigt, diese größte aller Pyramiden aufzubauen, und von diesem Zeitpunkte an ward Cheops Andenken von den Egyptern verflucht." Gleiche Gefühle und geschichtliche Erinnerungen knüpfen sich an den Aufbau der großen chinesischen Mauer. Chinesische Geschichtschreiber erzählen, je der dritte Mann des ganzen Reiches sey zum Aufbau der Mauer ausgehoben worden, viermalhunderttausend davon seyen wegen dürftiger Nahrung, vor Mißhandlung und Erschöpfung umgekommen, und der Bericht über solch ungeheures Elend schließt mit den Worten: „die Herstellung der Mauer habe zwar eine ganze Generation aufgerieben, aber dafür Tausende gerettet." Auch kann der Grad von Sklaverei, der auf die Egypter zur Zeit des Aufbaues der Pyramiden drückte, nicht mit demjenigen der Chinesen verglichen werden, als sie auf Geheiß ihres kaiserlichen Zuchtmeisters durch ihrer Hände Arbeit eine Masse Material aufhäuften, die zu bezeichnen keine Vorstellung ausreicht.

Bevor die Mantschutartaren das eigentliche China eroberten, war die große chinesische Mauer, das Riesenhafteste, aber zugleich auch Unsinnigste, was der Mensch je schuf, die nördliche Gränze des Reiches; ihr Gründer war der Kaiser Chi-Hoang-Ti, von der vierten Tsindynastie, dessen Thronbesteigung auf das Jahr 237 vor Christus fiel, und der der erste Beherrscher des Gesammtreiches von China war. Da die kleinen Fürsten der Tartarei die nördlichen Gränzen seines Landes beunruhigten, sandte er eine Armee gegen dieselben, und verjagte sie in die Schluchten ihrer Berge; die chinesischen Gränzbewohner aber verwandte er dazu, einen Wall zu bauen, der die Feinde in Zukunft von Einfällen in sein Land abhalten sollte. Chinesische Geschichtschreiber, die das Andenken dieses ungezügelten

Tyrannen verfluchen, erkennen ihm gleichwohl das Verdienst zu, der alleinige Gründer dieses Riesenwerks gewesen zu seyn, behaupten jedoch, daß er bloß den an die Provinz Ken-si angränzenden Theil desselben erbaut habe, daß aber die anderen Theile von den benachbarten Fürsten errichtet worden seyen. Diese Ansicht wird jedoch durch andere geschichtliche Beweise nicht genügend unterstützt, und müssen wir daher Chi-Hoang-Ti das volle Verdienst eines Urhebers dieses Weltwunders zuerkennen.

Aus dem Hauptcharakter dieses stolzen Fürsten wird es allerdings wahrscheinlich, daß er der wirkliche Stifter dieses kolossalen Werkes war. Sein Ehrgeiz, sowie die Handlungen, deren die Geschichte von ihm erwähnt, erklären dieß. Er bereitete allen tartarischen Fürsten der angränzenden Reiche und deren männlichen Abkömmlingen einen grausamen Tod, mit Ausnahme des Königs von Tsi, den er in einen Fichtenwald einschließen und dort elendiglich umkommen ließ. Ihre Reiche selbst vereinigte er mit dem seinigen. Die zweite merkwürdige Handlung seiner Regierung war die Colonisation von Japan, wohin er unter Anführung eines jungen, talentvollen Seemanns dreihundert junge Männer und Frauen bringen ließ. Derselbe schüttelte jedoch bald die chinesische Oberherrschaft ab, und ließ sich als souveränen Fürsten ausrufen. Gewißlich hätte die Erbauung der großen Mauer allein hingereicht, das Andenken dieses Fürsten auf die Nachwelt zu bringen, und die meisten Tyrannen hätten sich mit einem so ungeheuren Denkmal ihres Wirkens begnügt, aber damit war der Ehrgeiz Chi-Hoang-Ti's noch nicht gesättigt; er entschloß sich sogar, nicht allein seinen Namen zu verewigen, sondern auch den seiner Vorgänger auf dem Throne zu vernichten. Um dieß mit einem Schlage zu bewirken, ließ er alle Bücher, in denen die Thaten seiner Vorgänger verzeichnet waren, den Flammen übergeben, und lud dadurch eine Schande auf sich, gleich der des Kalifen Omar, der die Bibliothek zu Alexandria aus ähnlichem Grunde verbrannt haben soll.

Das östliche Ende der Mauer erstreckt sich bis in den Meerbusen von Laotong, unter dem nämlichen Breitengrade, wie Pecking. Es besteht aus ungeheuren Granitblöcken, die, wie man annimmt, auf

Fundamenten ruhen, welche aus großen, mit Eisen angefüllten Schiffsrümpfen gebildet werden, die der Kaiser zu diesem Zwecke in das Meer versenken ließ. Der gegen Westen gelegene Theil der Mauer ist mit großer Sorgfalt aufgeführt worden, indem den Arbeitern bei Todesstrafe geboten war, die einzelnen Steine so genau zu verbinden, daß sich kein Nagel in die Fugen eintreiben ließ. Die Bauart ist diejenige an den Mauern von Pecking und anderer befestigten Städte, doch ungleich großartiger. Mit Einschluß der 5 Fuß hohen Brustwehr, die von der 15 Fuß vom Boden aufsteigenden Plattform sich erhebt, beträgt die Höhe der ganzen Mauer durchschnittlich 20 (englische) Fuß. An ihrem unteren Theile ist sie 25 Fuß dick, auf der Plattform 15. Sie besteht aus zwei Lagen von Mauersteinen, deren jede 2 Fuß dick und deren Zwischenraum mit Erde, Rollstein und anderem leichten Material ausgefüllt ist. Bis zu 6 Fuß Höhe der Mauer sind die äußeren Theile derselben von behauenem Granit, höher hinauf aber von bläulichtem, an der Sonne getrocknetem Ziegelstein. Zu der Plattform, die ebenfalls mit Ziegeln gedeckt ist, gelangt man auf Treppen von demselben oder anderem harten Material, und zwar so allmählig, daß man bequem hinaufreiten kann. In der Provinz Pitscheli ist die Mauer terrassenförmig mit Ziegeln gedeckt; sowie sie die Provinz Chen-si berührt, ist sie weniger sorgfältig, und hie und da nur aus Erde aufgerichtet; bei Ka-hu-kiu, wohin die russischen Kaufleute direct aus Selingisko in Sibirien kommen, besteht sie hingegen wieder aus Steinen mit Ziegeldächern, und wird durch lange und feste Thürme, die stets Besatzungen haben, beschützt. Südlich von hier aus sieht man zahlreiche, militärisch besetzte Posten längs der Ufer des Hoangho, um die Gränze zwischen den Provinzen Chan-si und Chen-si zu bewachen, und feindliche Horden von der Schifffahrt auf dem Flusse abzuhalten. Gelangt man über den Hoangho in die Provinz Chen-si, so besteht die Mauer durchgehends aus Erde und ist theilweise zerstört, an wichtigen Punkten hingegen durch Thürme und große Städte mit starken Besatzungen vertheidigt.

Trotz der hie und da schwachen Beschaffenheit des Materials besteht nun schon seit zweitausend Jahren dieses große Nationalwerk in

einer Ausdehnung von fünfzehnhundert englischen Meilen, ohne daß in dieser ganzen langen Zeit viel Sorgfalt auf dessen Erhaltung verwandt worden wäre. In der That ist sein Schutz auch, seitdem die zu beiden Seiten der Mauer wohnenden Völker unter demselben Scepter vereinigt sind, nicht länger mehr nöthig, und daher auch ihre gänzliche Vernachläßigung entstanden. Es gab einst eine Zeit, wo Millionen Krummsäbel in ihrer ganzen Länge von Osten nach Westen blinkten; seitdem ist jedoch alle Besorgniß vor räuberischen Einfällen überflüssig geworden, und begnügt sich daher die chinesische Regierung, die Haupteingänge, wodurch man aus fremden Ländern nach China gelangt, bewachen zu lassen. Wo die Mauer einen Fluß berührte, wurden ein oder mehrere Bögen aus festem Mauerwerk darüber gebaut und mit einem eisernen Gitterwerk verwahrt, das bis auf die Oberfläche des Wassers herabreichte, und wodurch man die Schifffahrt auf dem Flusse oder wenigstens das Herannahen des Feindes auf demselben verhindern konnte; selbst über steile Berge wurde die Mauer hinweggeführt, und erreicht an einer Stelle die ungeheure Höhe von fünftausend Fuß über der Meeresfläche. Wo die Beschaffenheit des Bodens den Angriff leicht macht, da ist die Mauer zweifach, dreifach, ja überhaupt so vielfach aufgeführt, als es die Umstände nöthig zu machen schienen.

Die Hauptthore der Mauer sind bloß auf der chinesischen Seite befestigt, und durch große flankirende Thürme beschützt; in Zwischenräumen von je hundert Ellen sieht man längs der Mauer Thürme, die unten zu einen Umfang von vierzig Quadratfuß, oben an der Plattform aber von dreißig Fuß haben, und worauf sich mitunter zwei oder auch nur ein Stockwerk befindet. Das erste Thor dem Seeufer zu heißt Chang-hai-kiu. Die Mauer läuft hier über eine weite, schöne Ebene, und dieser Theil derselben ist geschichtlich merkwürdig wegen der Verrätherei eines chinesischen Befehlshabers, der zuerst die Tartaren von Laotong zum Einfall in sein Vaterland einlud. Die andern erwähnenswerthen Eingänge heißen Ni-fong-kiu, Tschu-schi-kiu und Tschang-kia-kiu. Durch die beiden letztern gelangt man aus der Tartarei nach Peking. Ein weiterer Eingang heißt Ku-pi-kiu, und

durch denselben pflegte Kaiser Kanghi nach seinem Sommerpalaste Zehol in der Tartarei zu reisen; auch hatte die Gesandtschaft unter Lord Macartney das Glück, durch denselben nach der kaiserlichen Residenz geführt zu werden.

Man kennt drei Ansichten der chinesischen Mauer, die von Europäern aufgenommen wurden: die erste, welche Ku-pi-kiu darstellt, ist in gegenwärtigem Werke enthalten; die zweite rührt von dem Künstler her, der die holländische Gesandtschaft unter Isbrand Yves im Jahr 1705 begleitete; die dritte verdanken wir dem Zeichner, der sich unter der letzten englischen Expedition nach China befand. Es läßt sich nicht wohl annehmen, daß Abgesandte mehrerer Höfe sich das Wort gegeben haben, die Länder, die sie repräsentirten, in Bezug auf dieses ungeheure Werk zu täuschen; überdieß haben auch französische Missionäre eine Skizze von der ganzen Mauerlinie mit in ihre Heimath gebracht. Alle diese übereinstimmenden Gewährschaften und Zeugnisse von Männern, die zu so verschiedener Zeit lebten, widerlegen wohl hinreichend die Annahme mehrerer Zweifler, die, sich darauf stützend, daß der berühmte Reisende Marco Polo nichts darüber erwähnt, das Vorhandenseyn der Mauer bestreiten. Nachstehendes ist ein Auszug aus dem Tagebuche eines Gesandten, und erklärt Marco Polo's Stillschweigen weniger aus dem Umstand, daß die Mauer überhaupt nicht existirt, als vielmehr daraus, daß er auf seiner Reise nicht so weit nördlich kam. „Marco Polo's Reisebeschreibung nach China, die sich im Dogenpalast zu Venedig befindet, gibt den nöthigen Aufschluß. Es geht daraus hervor, daß er nach Pecking nicht den Weg wählte, der aus der Tartarei dahin führt, sondern daß er mit dem gewöhnlichen Karawanenzuge nach Samarkand und Kaschgar kam, und von da aus seine Richtung südöstlich über den Ganges nach Bengalen nahm. Von da folgte er südlich dem tibetanischen Gebirgszuge, und erreichte so die chinesischen Provinzen Chen-si und Chan-si, von wo aus er sich, ohne die Mauerlinie zu berühren, nach der chinesischen Hauptstadt wandte."





Die Bambuswasserleitung bei Hong-kong.

Wenige Gegenden von so kleinem Umfange schließen so viele Scenerien von waldiger Schönheit ein, als die sonnige Insel Hong-kong. Namentlich ist die Umgebung von Queentown besonders reich an kleinen romantischen Thälern oder Wiesengründen, die mit Felsmassen geschmückt sind, aus deren Spalten die herrlichsten Waldbäume emporsprossen.

Diese waldumkränzten Felsspitzen steigen schroff aus den sie umgebenden Reisfeldern hervor, so daß jeder Fleck auf der bunten Oberfläche der Insel entweder zur Verschönerung der Landschaft oder der ackerbauenden Betriebsamkeit dient. So findet man auf Hong-kong eine kleine schmale Schlucht, durch die sich ein Bächlein träge seinen Lauf nach der offenen See bahnt. Ungeheure, mit einer an Kunst gränzenden Regelmäßigkeit zu beträchtlicher Höhe aufgehäufte Granitblöcke umhängen diesen reizenden Aufenthalt, dem noch eine Gruppe üppig wachsender Bäume das größte Interesse verleiht. Die Gegend umher bildet zu dem wildkühnen, trotzigen Charakter der Landschaft einen auffallend starken Contrast. Der Chinese besitzt in solchem Grade den Hang der Betriebsamkeit, daß er diese schroffen Felsstücke, die der Landschaft solchen Reiz verleihen, als Pfeiler benützt, um zur Bewässerung einer entfernten unfruchtbaren Ebene, die sonst nimmer etwas hervorgebracht hätte, als Unkraut, eine Wasserleitung durch die Schlucht zu führen. Dieses Kunstwerk ist ein Beweis von der Ausdauer und der Betriebsamkeit, die den Chinesen charakterisirt, zugleich aber auch

von dem Takt und der Geschicklichkeit, womit er die geringsten Mittel und das unbequemste Material seinem Zwecke dienlich macht.

Die Oberfläche der Insel Hong-kong ist eine Abwechslung von Berg und Ebene, das Klima heiß, der Boden gering. Ersteres begünstigt das Wachsthum des Zimmerholzes in Bergthälern, die die anmuthigsten Dörfer bergen. Die Blätter dieser üppigen Vegetation mildern einigermaßen die große Hitze einer tropischen Sonne, und die Betriebsamkeit, die im ganzen Reiche ihres Gleichen nicht findet, hat den unfruchtbarsten Boden zu dem ergiebigsten gemacht. Hauptsächlich zu Zwecken des Ackerbaues, zu Wasserleitungen, wird der Bambus verwandt; aber man schätzt die Nützlichkeit dieses Baumes in den östlichen Theilen Asiens so hoch, daß, selbst wo anderes Material vorhanden wäre, man doch vorzugsweise solches aus Bambus verwenden würde.

Der Bambus (**Bambusa Arundinacea**) ist ein inwendig hohles, rundes, gerades Rohr, an dessen Stiel, abwechselnd mit den Aesten und in Zwischenräumen von zehn bis zwölf Ellen, Knoten wachsen, und welches sich durch seine schöne Form auszeichnet. Seine Blätter sind spitzig, und es erreicht mitunter eine Höhe von vierzig Fuß. Heimisch in den Tropenländern beider Hemisphären, reift es jedoch vollendeter im Osten, wo es sehr geschätzt und zu unzähligen Zwecken verwandt wird. Aus dem Bilde ersehen wir, daß sein ausgehöhlter Stiel zu Wasserleitungen dient; die stärksten Bambus verwendet man zu Pfählen bei Einhägungen und zu Tragstangen der Sänften oder Palankine, in welchen sich im Orient der Reiche und Große herumtragen läßt; die Blätter aber dienen zur Theeverpackung und das junge Rohr wird in Europa zu Spazierstöcken benützt. Die Malaien bereiten die jungen und zarten Schößlinge mit Pfeffer und Essig zu einem Salat, den sie für schmackhaft erklären; die Chinesen aber stampfen die äußere Faser des Rohrs und dessen Blätter in Wasser zu einer Masse, aus der sie Papier fabriciren. Ferner werden Gefäße, Dosen und Boote daraus gemacht; auch dient er in China zu Schwimmapparaten. Chinesische Kaufleute unternehmen selten eine Reise ohne einen solchen. Derselbe besteht aus vier horizontal gelegten Bambusrohrstäben,

die den Körper in der Mitte umfassen. Man schlüpft mit dem Kopf hinein und befestigt ihn an den Lenden. Ueberall, wo Geistesgegenwart am ehesten erfordert wird, ist Einfachheit der Mittel die Hauptsache; in dieser Beziehung entspricht der chinesische Schwimmapparat vollkommen seinem Zwecke, und kann dem Seemann empfohlen werden.

Dieß sind jedoch noch nicht alle Vortheile, die der Bambus gewährt; er dient zu Masten, Segelstangen, Ankertauen und Takelwerk aller Art; reißt Insubordination unter dem Schiffsvolke ein, so ist er das Werkzeug in den Händen der Gewalt, das solchem Unfug auf's Schleunigste steuert. Wir haben bis jetzt bloß einiger Zwecke erwähnt, zu denen er im Ackerbau verwandt wird; so dient er ebenso zur Zierde der fürstlichen Gärten, wie zum Schmucke des Hüttenbewohners und zu jeder Art Geräthschaft des Ackerbaues, z. B. als Radstange, Wasserrad, Getreidesack u. s. w. Auch baut man aus diesem Material mit großem Erfolg Brücken, wie man es zu Wasserleitungen verwendet. Auf der Insel Java bestehen alle Brücken aus Bambus, und sind mit Bambusmatten belegt; sie scheinen zwar wegen ihrer Leichtigkeit und Elasticität gefährlich zu seyn, dieß ist aber keineswegs der Fall, außer wenn man sie lange ohne Reparatur läßt. Das plötzliche Anschwellen von Bächen würde Brücken von soliderer Bauart zerstören, was bei solchen aus Bambus weniger der Fall ist, die alsdann schnell und ohne große Kosten wieder hergestellt werden können.

Der Chinese braucht den Bambus zu fast allen Zwecken seiner Betriebsamkeit; seine Verwendung zu Zwecken der Architectur, des Ackerbaues, der Schifffahrt, der Fabrikindustrie und sogar als Speise ist bereits von uns erwähnt worden; ebenso dient er zu fast allen häuslichen Verrichtungen. Beinahe jede Geräthschaft in einer chinesischen Wohnung ist aus Bambus: Stühle, Tische, Schirme, Bettstellen, Bettzeug und Küchengeschirr, ja sogar als Feuerzeug dient er, indem man zwei Stücke Rohr durch Reibung entzündet.

Tempel des Buddha

in den Vorstädten von Canton.

Es gibt drei Staatsreligionen in China, deren Lehren ausführlicher und mit einem größeren Aufwande von Gelehrsamkeit erklärt werden, als sie es nach ihrem Ursprung und ihrer Tendenz verdienen. Die erste und am meisten orthodoxe ist die des Confucius (Kung-fu-tschi), und weniger eine systematische Glaubenslehre, als vielmehr ein Gebäude der Moral, das niemals bestimmt war, ein besonderes theologisches System zu werden, mehr eine Grundlage, worauf neue Theorien zu bauen waren. Die Secte der Taotschi oder Söhne der Unsterblichen, auch Rationalisten genannt, bekennt sich zu Grundsätzen, die sowohl in Theorie als Praxis nicht durchzuführen sind; — die Offenbarung, auf der sie doch ihr religiöses System aufgebaut haben, gilt ihnen nichts, und sie weisen alle Erinnerungen der Vergangenheit, sowie alle Ideen der Zukunft von sich. Dieß ist die Secte, deren Anhänger, wie die Schüler von Descartes in Europa, die philosophische Lehre, zu der sie sich bekennen, dadurch entweihten, indem sie ein Arcanum gefunden zu haben vorgaben, durch welches sie ihr Daseyn gegen den Willen der Vorsehung verlängern könnten. Laokong und Confucius waren entweder Zeitgenossen, oder lebten wenigstens in nicht sehr verschiedenen Epochen; ihre religiösen Systeme sind aber weit verbreitet. Das eine fesselt Herz und Verstand durch die Grundsätze der Vernunft und Tugend; das andere hat nur dadurch Eingang gefunden, indem es den niedern Leidenschaften des Menschen schmeichelte. Die



Thümling sc.

TEMPEL DES BUDDHA IN CANTON.



Zeit hat die Heuchelei des einen, sowie die Vorzüglichkeit des andern enthüllt; denn in China werden die „Söhne der Unsterblichen" tief verachtet, während die Elite des Reiches zu den Anhängern des Confucius zählt. Die dritte Staatsreligion ist der des Confucius die nächste in der Liebe des Volkes. Viele ihrer Glaubenssätze sind den heiligen Schriften des Christenthums entnommen, so wenig dieß auch diejenigen Anhänger derselben, die vom Licht der Offenbarung erleuchtet sind, zugeben wollen; offenbar haben aber die Geschichten und Prophezeiungen der heiligen Schrift durch einen frommen Missionär oder reisenden Chinesen ihren Weg nach China gefunden.

Diese drei Religionssysteme des Confucius, der Rationalisten und Buddhisten müssen als drei ganz verschiedene Hauptquellen angesehen werden, in deren jeder eine Menge Secten ihren Ursprung haben. Zwietracht und Meinungsverschiedenheit machen sich überall da geltend, wo ein Glaubenssystem herrschend geworden ist; in China ist dieß aber nicht der Fall: hier existirt vollständige Duldung. Wie kann aber da von Duldung die Rede seyn, wo eine wahre Religion nach christlichem Begriffe nicht vorhanden ist? Die Großen sind Anhänger des Confucius, der chinesische Kaiser fällt vor dem goldenen Altare Buddha's auf die Kniee nieder, und Götzenthum herrscht im Lande.

Yu, die Theorie des Confucius, ist rein philosophischer, — Ta-u, die des Lao-kong, fabelhafter, — und Fo, der Buddheism, rein politischer Natur. Die erste ist mehr für Stoiker, die zweite für Epicuräer, die dritte ist eine Art pythagoräischer Glaubenslehre. Jede hat Etwas von ihrem Vorbilde entlehnt, in allen aber ist mehr oder weniger Anklang aus den Worten der griechischen Philosophen oder der heiligen Schrift zu finden.

Der Buddheism ist wahrscheinlich indischen oder Hindu-Ursprungs; durch die Bildung, den Eifer und den Einfluß der Brahminen vertrieben, suchte er anderswo eine Freistätte. Diese Religion fand Anhänger in Japan, Tibet und China; in allen diesen großen Ländern, sowie auf der Insel Ceylon, findet man noch heute ihre Bekenner. Vertriebene Priester dieses Glaubens sollen sogar nach Colchis und Mingrelien gekommen seyn, und, von da aus nach Thracien gelangt,

den Grund zu jenen Einrichtungen gelegt haben, welche die Hellenen und Pelasger einer so hohen Bildung entgegenführten. Indischen Annalen zufolge wurde Buddha, dessen historischer Name Tschakia-muni war, zur Regierungszeit Tschao-wangs von der Tschiudynastie, 1029 vor Christus, geboren, und starb 950 vor Christus unter der Regierung Mau-wangs. Derselbe weihte seinen Schüler, Maha-kaya, in die Mysterien seiner Lehre ein, und machte ihn so zum Altpriester derselben. Dieser ist der erste der drei und dreißig heiligen Buddheisten, deren Namen und Aufeinanderfolge sorgfältig aufgezählt werden. Buddha genießt einer wahrhaft göttlichen Verehrung; die drei und dreißig Altpriester seiner Lehre aber, die sich zur Besiegelung derselben selbst in die Flammen stürzten, oder in andern Qualen endeten, sind die Heiligen des chinesischen Cultus. Mäming (chinesisch Phu-sa, in der Sanskritsprache Deva Bodhisatua), nach dem die Götter der zweiten Classe benannt werden, wird als der Sohn Buddha's verehrt, aus dessen Munde er geboren ist, womit der Feuereifer angedeutet wird, mit dem er dessen Lehre gründen und vervollkommnen half. Noch andere Priester des Buddheism werden in Indien gefeiert, unter ihnen Bodhichorma, der sich zuletzt aus dem Getümmel der Welt an den Fuß des berühmten chinesischen Berges Song zurückzog, und dort sein Leben in Gebet beschloß.

Der Reichthum, Einfluß und die Hülfsquellen dieser Priesterclasse sind unbeschreibbar groß. Bloß durch den Schrecken ihrer Lehren waren sie im Stande, Massen von Schätzen aufzuhäufen, und die größten Werke unentgeltlich aufzuführen. Den Beweis von diesem Einfluß auf die Gemüther ihrer Anhänger liefern die gigantischen Formen des zerstörten Tempels von Boro-budor auf Java, und die fünf unterirdischen Gewölbe des Pantsch-Pandu, bei der Stadt Bang, auf der Straße von Guzzerat nach Malwa. Dieser Hindualtpriester, der im fünften Jahrhundert christlicher Zeitrechnung starb, gründete, orientalischen Geschichtschreibern zufolge, die erste buddhistische Pflanzschule im himmlischen Reich, und setzte die ersten Priester ein, die man „geistliche Gesetzesfürsten" nannte; doch weichen speciell chinesische Berichte hiervon ab. Den Hindus zufolge war ihr Heiliger aus königlichem Geblüte, der

menschgewordene Wischnu. In dem Jahrhundert, welches unserer Zeitrechnung voranging, war der Buddheism die vorherrschende Religion in Indien, wozu sich unter andern der berühmte Monarch Vikramaditya bekannte; der Triumph des Brahminism ward erst im sechsten Jahrhundert durch die Schriften Camavila Bhatta's vollendet.

Die Chinesen datiren den Ursprung dieses abscheulichen Glaubens weit älter, als die übrigen orientalischen Schriftsteller, und bestätigen dadurch die oben ausgesprochene Vermuthung, daß Confucius keineswegs eine Religion stiften wollte, sondern daß bloß seine Absicht war, die moralische Unterlage einer solchen zu geben. Unter seine Prophezeiungen gehört, daß er das Erscheinen eines Heiligen aus dem Westen verkündigte. Ming-ti, von der Handynastie, der in dem Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung lebte, sandte zu diesem Zwecke Boten nach Indien aus, um den verheißenen Heiligen zu suchen. Die Prophezeiung ward erfüllt, und die Abgesandten kehrten schnell, aber nicht bloß mit einem, sondern mit einer Menge buddheistischer Priester zurück, die ihre Bücher, Götzen, sowie die übrigen Gegenstände ihres Cultus mit sich brachten. Sie erzählten die Sage, daß der Gründer ihrer Religion von seinem Throne herabgestiegen, sich in ein Kloster zu Gebet und Kasteiungen zurückgezogen habe, und direct in den Gott Fo verwandelt worden sey, als Beweis von der Richtigkeit seiner Lehre, die den Begriff von Belohnung und Strafe auf die Metempsychose gründet. Weiter erzählten sie, der Königin-Mutter ihres Halbgottes habe einst geträumt, sie habe einen weißen Elephanten verschluckt, woraus sich die Verehrung erklärt, in der dieses kluge Thier in Pegu und Ava gehalten wird. Der Buddheism kennt „drei kostbare Wesen": die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; denn in Fo sind die drei Wesen vereinigt, die identisch mit Buddha, Darma und Sanga sind, nämlich: Einsicht, Gesetz und Einigkeit. Der Buddheism, obgleich sehr alten Ursprungs, weit verbreitet und beliebt unter den Chinesen, ist nichts als ein bloßer Zusammentrag von Traditionen, die schlaue Priester zu ihren Zwecken ausbeuteten, und von Vorschriften der Moral, die den heiligen Büchern der Christen entlehnt sind. Wie diese, verbieten sie Mord, Diebstahl, Unreinlichkeit, Falschheit und Unmäßigkeit.

Dabei blieb der Buddheism aber nicht stehen. Unter den zahllosen Götzenbildern in den buddhistischen und andern Tempeln ist eines, das einen Christen vielfach beschäftigen muß, und seine Neugierde wächst noch bei der Erklärung, die der Bonze von diesem Gegenstand seiner Verehrung gibt. Es ist dieß eine weibliche Figur, die gewöhnlich ein Kindlein im Arm trägt, und Tien-hau (Himmelsmutter) oder auch Sching-mu (heilige Mutter) genannt wird. Man verwendet die größte Sorgfalt auf die Erhaltung dieses Bildes; gewöhnlich befindet es sich, grün verschleiert, in einer Nische hinter dem Altar, und ein Strahlenkranz umgibt sein Haupt. Der Legende zufolge ging eine Jungfrau in dem großen Flusse baden, und ließ ihre Gewänder am Ufer liegen, auf denen sie bei ihrer Rückkehr die Lotusblume liegen sah. Sie aß von der Blume und genaß eines Sohnes, den ein armer Fischer aufzog, und dessen Wunderthaten seinen göttlichen Ursprung bestätigen halfen. Es ist unnöthig, diese Fabel zu erklären. Sching-mu ist zuweilen betend dargestellt, zuweilen auch steht sie aufrecht, und hält die Lotusblume in der Hand; hie und da auch sitzt sie auf dem Kelch dieser schönen Blume. Auf Gemälden sieht man sie häufig mitten auf dem Wasser auf den Blättern des Nelubiums stehend. Egypter und Hindu legen überhaupt dieser Lilienart, als Emblem der Gottheit, eine gewisse Zauberkraft bei. Die Blätter jeder neuen Pflanze entwickeln sich sogleich vollständig und von einem schönen Grün aus dem Mittelpunkte des Keims. Beim Untergang der Sonne schließen sich die breiten Blätter derselben auf der Fläche des Wassers wie ein Fächer, und die wieder aufgehende Sonne öffnet sie allmählig. Da nun diese Nationen das Wasser als das Hauptelement und als dasjenige betrachteten, womit der Schöpfungsakt begann, so mußte nothwendig eine so merkwürdige, üppig wachsende, zugleich nützliche und schöne Pflanze als das geeignete Symbol zur Vorstellung dieser schöpferischen Kraft angesehen werden; sie wurde daher von einigen Osiris und Isis, den Emblemen der Sonne und des Mondes, von andern der Göttin Ganga und der Sonne geweiht. Eine bekannte Hindu-Ode an Surya oder die Sonne fängt mit den Worten an:

„Herr der Lilie, Vater, Freund und König,
O Sonne, deine Macht preis' ich" u. s. w.

Wahrscheinlich war jedoch die Lotusblume die heilige Blume der Chinesen, lange bevor der Buddhism unter ihnen eingeführt wurde; denn die Mutter ihres ersten Kaisers, Fu-schi, aß von der Lotusblume; auch ist nicht eine religiöse Secte im himmlischen Reich, bei der die Himmelsmutter und die Lotusblume nicht in großer Verehrung stünden; denn sie alle hegen den Glauben, daß die Leiber ihrer Heiligen einst aus dieser Blume wieder aufsteigen werden.

Der Buddhism verheißt seinen Bekennern das „westliche Paradies", und hält dagegen den Abtrünnigen und Sündern das Bild der schreckhaftesten Leibesstrafen vor. Die paradiesische Wonne, die den Gläubigen bevorsteht, ist weniger anziehend, als Mahomeds Paradies; die Qualen dagegen sind barbarischer, als alle diejenigen, welche andere Religionen drohen. Der Arme, über dessen Seele die zehn Könige der Finsterniß ihr „Schuldig" ausgesprochen haben, hat die furchtbarsten Qualen zu dulden. In dem buddhistischen Tartarus werden die Einen an glühende Erzsäulen gebunden, Andere in Mörsern zerstoßen oder entzweigesägt; Lügnern werden die Zungen ausgeschnitten, Dieben die Hände abgehauen, oder sie werden auf scharfe Messerklingen geworfen. Die Tugendhaften und Glückseligen treten in das Paradies ein, nachdem sie vorher Zeugen aller dieser gefühlverletzenden Gräuel waren; dort gehen ihre Seelen in andere Körper über; der Sünder aber wird in die Körperformen der häßlichsten und verachtetsten Thiere gebannt.

Dieses falsche und abgeschmackte Religionssystem hat viele Millionen Anhänger, und gegenwärtig selbst einige Millionen Priester, die für ihre Würde hohe Verehrung fordern. Ueberall im Reiche gibt es Tempel und Klöster für diesen Glauben, und an einigen Orten wird der Cultus des Buddheism mit einem Grad von Ausschweifung getrieben, den man nicht leicht bei dem einer andern Religion findet. Etwas westlich von der alten englischen Factorei in Canton sieht man einen solchen Tempel, dessen Verzierungen weniger prachtvoll sind, wie die von Honan und Pu-tu, der aber nichtsdestoweniger unendlich heilig gehalten

wird. Die Vorderseite oder der Eingang ist von einer niedrigen Säulenreihe getragen, wohin eine Anzahl Stufen führen. Zuerst gelangt man in ein großes Viereck, auf dessen einer Seite sich eine lange Reihe von Schlafkammern befindet, auf der andern eine vergitterte Gallerie, welche „die drei kostbaren Buddhas" einschließt. Das ganze Mauerwerk des Innern dieses Tempels ist mit Sprüchen aus den heiligen Büchern beschrieben, die entweder irgend eine Vorschrift der Moral einschärfen, oder zum Glauben und zur Andacht auffordern. Dieser Gebrauch ist ein Beweis, bis zu welchem Grade der Unterricht in China verbreitet ist, denn er beschränkt sich nicht auf Tempel, deren Priester das Geschriebene auslegen, sondern sogar Privathäuser, Villen und öffentliche Gebäude sind mit Inschriften versehen, die den Namen des Bewohners oder den Zweck ihrer Erbauung bezeichnen. Vom ersten gelangt man in den zweiten Hof, den zwei ungeheure, grimmig aussehende, vergoldete Riesen beschützen, die ihre Zähne fletschen, und grimmig nach ihren großen Säbeln greifen. Ein dritter Hof ist zu passiren, bevor man zur Haupthalle des Tempels, zum Hochaltar, gelangt. Im Mittelpunkt dieses Gebäudes, das weniger geräumig als das erste, der buddheistischen Dreieinigkeit geweihte, ist, sieht man einen Pfeiler oder ein Fußgestell von gelbem Gypse, das aus einem Steine mit großer Kunst ausgezeichnet schön geschnitten ist. Vorn an diesem Pfeiler befindet sich die Statue einer Jungfrau, die auf einem Löwen sitzt und ein Kindlein im Schooße hält; Züge und Kopfform sind nicht chinesisch. Ueber dem viereckigen Blocke gehen Strahlenlinien aus, die sich in zwei länglichten Kugeln endigen. Die vollendete Zeichnung und vorzügliche Ausführung dieser Bildhauerarbeit führt zu der Vermuthung, daß sie das Produkt eines fremden Künstlers sey; doch widerspricht dem die Verachtung, in der alles Fremde oder von Fremden Gearbeitete bei den Chinesen steht. Die Tempelhalle ist ein länglichtes Gebäude, dessen Dach von hölzernen Säulen auf steinernen Fußgestellen getragen wird. Ein Kronleuchter erhellt den ganzen Raum, der mit Draperien von kostbarer Seide bekleidet ist. Nachtlampen aller Art hängen von der Decke herab. Den Block umgibt ein Altartisch mit Rauchgefäßen, Vasen mit künstlichen Blumen, brennenden Wachslichtern

und Fackeln zum Anzünden. In Zwischenräumen stehen schöne porcellanene Krüge mit einer feinen blauen Erde, worin die Zauberstäbe stecken, und nahebei sieht man die Gefäße, worin die Schicksalsstöcke zum Wahrsagen sich befinden. Die Zauberstäbe sind aus Holz und brennen fortwährend in den Tempeln und übrigen Andachtshäusern; Alt und Jung aber läßt sich bei jeder noch so unbedeutenden Gelegenheit wahrsagen. Vor dem Altar sieht man häufig Mandarinen sich verbeugen, und zuweilen ihre Stirnen auf den Boden stoßen, was sie gewöhnlich mit einem tiefen Gestöhn begleiten. Sie sind umgeben von einem Schwarm Müßiggänger von Musikern und Dienern, die Sonnenschirme über ihre Gebieter halten, selbst während diese ihre Köpfe gegen den Stein rennen; außerdem sieht man noch eine Masse Tempeldiener. Das Geschäft der letztern besteht darin, einen schrecklichen Lärm zu machen und eine ungeheure, mit einer Ochsenhaut bespannte Trommel zu schlagen, während von Zeit zu Zeit der Schall einer großen Glocke ertönt, und kleine dazwischen erklingen, um die Gläubigen an's Gebet zu mahnen, und vielleicht selbst die schläfrigen Götzen wach zu halten.

Es wäre ein zweckloses Bemühen, alle die Gegenstände zu benennen, womit diese Götzentempel angefüllt sind, und ein vergebliches, mit Genauigkeit und Treue die Ideen zu erklären, die mit jedem Götzenbilde verknüpft sind, da die Priester selbst über die Mehrzahl derselben sich im Dunkeln befinden. Die Bekenner dieser Vielgötterei, die im Götzendienst auferzogen sind, begnügen sich daher damit, aus der Masse ihrer Götzen einen zu wählen, der ihrer Fassungskraft am meisten entspricht, und widmen diesem einen sodann den größten Theil ihrer abgeschmackten Verehrung.

See Si-hu,

vom Gräberthale aus.

In einer kleinen Entfernung westlich von der großen Stadt Hang-tscho-fu, einst der Hauptstadt von Südchina, sieht man einen See, der durch seine Ausdehnung, die Klarheit seines Wassers und den romantischen Charakter der ihn umgebenden Landschaft bekannt ist. Seine malerischen Ufer erstrecken sich in einer Länge von ungefähr zwanzig (englischen) Meilen, und werden an einer Stelle von einem in den See hängenden Vorgebirge, an einer andern von einer kleinen Bucht unterbrochen, während zwei kleine bewaldete Inseln auf seiner stets ruhigen und durchsichtigen Oberfläche zu schwimmen scheinen, und sie auf's Reizendste schmücken. Der kleine Hafen des Si-hu, das alte Ming-Sching, ist mit Hang-tscho durch eine breite und gutgepflasterte Straße verbunden, welche aber nicht stets die zahlreichen heranströmenden Besucher zu fassen vermag, die so manche angenehme Stunde ihres Lebens über der bezaubernden Scenerie dieser elisäischen Landschaft zubringen. Die Ufer des Sees sind fruchtbar, und jeder noch so kleine Fleck Land vom Wasser bis zu den stolzen Bergen, die amphitheatralisch die Landschaft umgeben, von den reichen Mandarinen der Stadt bewohnt, die leichte Wohnungen, Villen, Tempel, Lustplätze, Gärten für ihren eigenen Zweck oder öffentliche Vergnügungsorte anlegen ließen. Wie Venedigs Lagunen ist der See Tag und Nacht mit Lustbooten jeder Größe angefüllt; die glänzenderen Yachten sind meistens





von einer schwimmenden Küche begleitet, wo das Gastmahl zubereitet wird, bei dem der schmackhafte Silberaal nicht vergessen werden darf, der hier so häufig ist: denn die Chinesen, die jede geistige Unterhaltung gänzlich von sich weisen, kennen nichts Höheres, als ihre Tafelgenüsse *).

---

*) Folgendes ist die Beschreibung einer chinesischen Mahlzeit vom französischen Seekapitän Laplace:

„Den Eingang derselben bildete eine Anzahl kalter Speisen in gemalten Porcellanschüsseln, als gesalzene Erdwürmer, trocken oder in Saucen, doch so, daß ich nicht sogleich wußte, was es war; gesalzene und geräucherte Fische und Schinken, in außerordentlich kleine Stücke geschnitten, nebst einer Art dunkler Haut, japanisch Leder genannt, hart, zähe und keineswegs schmackhaft, das längere Zeit in Wasser gelegen zu haben schien. Hierauf folgten verschiedene Arten Fleisch in großen Schüsseln, die sich ohne Unterbrechung aufeinander folgten, und sämmtlich in Brühe schwammen. Das Getränke war aus der japanisch n Bohne bereitet, und ist bereits bekannt unter den Europäern, die den Geschmack damit reizen wollen. Taubeneier schwammen mit ganz kleinen Stücken Ente und anderem Braten in einer schwarzen Sauce; zugleich wurden kleine Bälle aus den Finnen des Haifisches, künstlich ausgebrütete Eier (eben so übelriechend als unschmackhaft), große Raupen, eine ganz eigene Art von Seefisch, Krebse und zerquetschte Krabben aufgetischt.

„Zur Rechten meines Wirths sitzend, war ich der Gegenstand seiner fortwährenden Aufmerksamkeit, befand mich aber in keiner kleinen Verlegenheit, wie ich mich zweier kleiner Elfenbeinstäbe, die mit Silber ausgelegt und mit einem Messer, das eine lange, schmale und dünne Scheide hatte, die einzigen Eßwerkzeuge waren, bedienen sollte. Es war eine schwere Aufgabe für mich, damit die Speise aus dem Meer von Sauce herauszufischen; vergeblich bemühte ich mich, nach dem Beispiel meines Wirthes, dieses Surrogat einer Gabel mit dem Daumen und zwei Fingern meiner rechten Hand zu fassen, denn die Stäbe verfehlten fast jeden Augenblick ihr Ziel. In dieser Verlegenheit kam mir der höfliche Hausherr, den meine vergeblichen Bemühungen sehr belustigten, mit seinen beiden Eßinstrumenten zu Hülfe, deren Enden kurz vorher einen Mund berührt hatten, der durch hohes Alter und den täglichen Gebrauch von Schnupf- und Rauchtabak nichts weniger als reizend geworden war. So gut es ging, versuchte ich nunmehr die Vogelnester zu essen, die die beliebte Speise der Chinesen sind. Diese Nester bestehen in dünnen Fäden, die durchsichtig wie Hausenblase und den italienischen Maccaroni nicht unähnlich sind.

„Anfänglich wußte ich nicht, wie es mir möglich seyn würde, mit den Eßstäben die verschiedenen Saucen zu genießen, die den Hauptbestandtheil der Mahlzeit ausmachten, und schon rief ich mir die Fabel des Storchen und Fuchses in's Gedächtniß, als unsere beiden Wirthe unserer Verlegenheit abhalfen, indem sie mit den kleinen Schalen, die jeder zur Seite hatte, aus den großen Speisenäpfen schöpften. Den jüngeren Gliedern unserer Gesellschaft

Das weibliche Geschlecht ist von allen diesen Vergnügungen ausgeschlossen, da überhaupt eine strenge Scheidung der Geschlechter in China stattfindet. Dieß an und für sich beweist hinlänglich den herabgewürdigten gesellschaftlichen Zustand China's. Wie bemitleidenswerth ist derselbe, wo der geistige Verkehr der Geschlechter verboten ist! Wie verwerflich ist nicht der Mensch, indem er auf solche Weise Schlechtigkeit und Schwäche bei jedem geschaffenen Wesen voraussetzt! In diesem Lande werden erhabene Empfindungen, edle Gefühle, Alles, was den Menschen ziert, als Fremdlinge betrachtet, und Vernunft

---

wurde natürlich alles dieß zu einer unversieglichen Quelle von Schwänken, die, so unverständlich sie auch unserem würdigen Hongkaufmann und dessen Bruder waren, sie doch nicht weniger belustigten. Unterdessen kreiste fleißig das Weinglas und die Toaste folgten sich. Dieses Getränk, das ich nichts weniger als angenehm fand, wird stets warm genossen, und kommt dann in Geschmack und Farbe dem Madeirawein nahe, ohne jedoch zu berauschen; mir für meinen Theil stieg es wenigstens nicht in den Kopf, so fleißig ich auch den Einladungen unseres Wirths folgte. Wir tranken es aus kleinen vergoldeten Schalen, die die Form von antiken Vasen hatten, mit zwei Handhaben von ausgezeichneter Arbeit, und welche von den Dienern fortwährend aus großen silbernen Gefäßen, die wie unsere Kaffeetöpfe aussahen, gefüllt wurden.

„Auf alle diese guten Dinge, die schnell aufgetischt wurden, und wovon ich nicht ungern das Ende sah, folgte der zweite Theil der Mahlzeit, der bloß dazu bestimmt schien, die Eßlust der Gäste auf die Probe zu stellen. Auf den Rändern von vier Näpfen, die zusammengestellt waren, ruhten nämlich drei andere, ebenfalls mit Fleisch angefüllt. Den Schluß der Pyramide machte ein anderer Napf. Es ist jedoch Sitte, nichts davon zu berühren, trotz der Einladung des Wirthes. Da sämmtliche Gäste dankten, so wurden diese Gerichte entfernt und Pasteten, sowie andere süße Speisen servirt. Zu gleicher Zeit ward mitten auf die Tafel eine Schüssel mit Salat aus den zarten Schößlingen des Bambusrohrs und andern wässerigen Bestandtheilen gesetzt, die sehr unangenehm rochen. Bis daher hatte die Mahlzeit bloß aus den oben angeführten Speisen bestanden; jetzt wurden aber Näpfe mit Reisbrei vor jeden Gast gestellt, denn dieß war ein förmliches Mittagsessen, während Reis sonst die tägliche Speise bildet.

„Eine neue Schwierigkeit! denn wie sollte ich, trotz der Uebung, die ich mir während des Essens mit den Elfenbeinstäben erworben hatte, damit den Brei, Kern für Kern, in den Mund führen? — Ich wartete daher, bis unser Wirth damit beginnen würde, um dann seinem Beispiele zu folgen, und dadurch aus der höchst spaßhaften Lage befreit zu werden, in der wir uns Alle befanden. Dieß geschah auch, indem er mit den Stäben in die Reisnäpfe fuhr, welche er an den weitgeöffneten Mund hielt, und woraus er so den Reis nicht in kleinen Dosen, sondern in ganzen Ladungen zu sich nahm."

sowie Philosophie kehren demselben den Rücken. In andern Ländern der Erde, wo geistige Kräfte nach Vermögen ausgebildet werden, finden Männer, deren Bejahrtheit sie von dem heitern und glänzenden Kreis der Frauen entfernt hält, oder die auf die strengen Arbeiten des Geistes hingewiesen sind, noch immer jene Mittel in der Gesellschaft und ihrem Umgang, die selbst dann noch Werth haben für Denjenigen, der „den Triumph der Vernunft und die höheren Bestrebungen der Seele feiert". Alles dieß sucht man vergebens in China; die Unterhaltung dreht sich um Tagesfragen und niedrige Localangelegenheiten, die Ungerechtigkeit der Mandarinen, oder die List eines verschlagenen und betrügerischen Kaufmanns. Das Weib würde vielleicht die Reinheit und Seelenanmuth in einer solchen Gesellschaft einbüßen, und der Chinese hat im Ganzen recht gethan, indem er es von einer so trüben Atmosphäre entfernt hielt.

Was jedoch zur Erhöhung der Freude während ihrer Fahrten auf der herrlichen Oberfläche des Sees beiträgt, das sind die unmäßigen Tafelgenüsse und das Rauchen; die von Natur Indolenten reizt dagegen der Opium, sich den Lastern des Spieltisches und seinen aufregenden Wirkungen auf den Geist hinzugeben.

Während so die geistigen Fähigkeiten durch die schlechten Sitten dieses außerordentlichen Volkes verdunkelt sind, genießen die Vergnügungssüchtigen darunter die Reize einer der herrlichsten Landschaften des südlichen China's. Die sanft aufsteigenden Gestade sind rund herum mit zahllosen Wasserlilien bedeckt; der rothe Mohn faßt ihren untern Theil ein, und darüber hinaus erheben sich majestätisch der Camphor-, Kerzenbeerbaum und Arbor vitae. Dieß sind die schönsten Produkte der Gegend; außerdem blühen hier die Monats- und syrische Rose, die Syringe, der Maulbeerbaum, der Wachholder, die Baumwollenstaude, mehrere Balsamarten, der Amaranth und die verschiedenen Liliengattungen; auch sieht man hier europäische Fruchtbäume, doch gedeihen solche hier weniger gut. Diese bewunderns-würdige Pflanzenwelt schmückt die tiefen und fruchtbaren Bergthäler, und der Contrast, den sie mit den Waldungen umher bilden, erhöht noch ihren Reiz; das glänzend grüne Laubwerk des Camphorbaumes

harmonirt auf's Schönste mit dem Purpur des Kerzenbeerbaums, während das dunkle Grün des Lebensbaums sich majestätisch groß über beide erhebt. Kleine Bächlein rauschen von den Bergen herab, und verlieren sich in dem ruhigen Si-hu; die Thäler, wodurch sie ihren raschen Lauf nehmen, bilden den Lieblingsspaziergang der vielen Wasserparthien. Den Reiz des Ganzen als Landschaft erhöhen die zahlreichen Brücken, die über die Wasserfälle an ihren steilsten Stellen gespannt sind, und deren Erbauung unter die Hauptgegenstände chinesischer Betriebsamkeit gehört, obgleich sie in diesem Fache noch auf einer wahrhaft kindischen Stufe stehen, und darin von Engländern und Franzosen weit übertroffen werden. Man sieht hier unter einer fortlaufenden Reihe von Tempeln, Klöstern der Ho-Schäong oder Fo-Priester, Sommerwohnungen, Villen, Hainen, Gärten, Brücken und Grabmälern, die den herrlichen See einfassen, die Trümmer eines alten Kaiserpalastes. Ursprünglich hatte er zehn Meilen im Umfang, und war von hohen Ziegelmauern eingeschlossen, die drei große Höfe, wovon jeder mit der Aussicht auf den See, umgaben. In dem äußern dieser Höfe hielt Kaiser Fu-tseng oft Gastmähler von zehntausend Gästen, die zehn Tage dauerten; der zweite umfaßte die kaiserlichen Wohnungen, und der dritte die Zimmer der Hofdamen, außerdem aber noch Gärten, Fischteiche, Wildpretparke und andere Bestandtheile einer kaiserlichen Hofhaltung. Dieser ungeheure Palast hörte im Jahr 1275 auf, von der kaiserlichen Familie bewohnt zu werden, als die Kaiserin-Mutter und der minderjährige Kaiser Hong-tsong sich den Mongol-Tartaren ergaben, und von ihnen dem Khan Kublai ausgeliefert wurden, der sie in sein Reich abführen ließ. Der Erkaiser starb dort das Jahr darauf, und mit ihm erlosch die Songdynastie in China.

An dem nahen Ufer erwarten den Wanderer an jedem Landungsplatze reich mit seidenen Gardinen und Polstern versehene Wägen, um ihn in die nahen öffentlichen Gärten und Belustigungsorte zu führen. Auf den nächsten Inseln sieht man geräumige Gebäude mit glänzenden Gemächern und großen offenen Zeltdächern. Hier werden die Hochzeiten der Nachbarschaften gefeiert, und bei solchen Anlässen die glänzendsten Feste gegeben.

Hier, mitten unter dem freudebewegten Durcheinanderwogen, befinden wir uns auf Stellen des Todes; denn während Töne der Lust an den Ufern wiederhallen, und die Freude hier ihren dauernden Thron aufgeschlagen zu haben scheint, hängt die dunkle Cypresse ihre länglichten Schatten über das Wasser, und erweckt Denen, die lustig darauf fahren, den Gedanken an Trauer und Tod.

Im Angesicht der lustbeflügelten Barken, die sich auf dem See tummeln, liegt nämlich das „Gräberthal". So roh auch sonst die Sitten und Gewohnheiten der Chinesen sind, so ist doch die Verehrung, die dieses Volk den Todten weiht, eine hohe und gefühlvolle; ja, man könnte sogar fragen, ob sie solche nicht bis zur Abgötterei treiben. In einer Ausdehnung von einigen Meilen befinden sich im Schatten von Bäumen und auf einer Anhöhe, die sich sanft an das Ufer hinabsenkt, Monumente, Gräber und andere Trauersymbole in unendlicher Abwechslung von Zeichnung, Ausführung und Material. Hie und da sieht man, durch die Reihen schlanker Cypressen hindurch, kleine viereckige Gebäude auf weißen Säulen, blau bemalt. Dieß sind die melancholischen Ruheplätze von vielen Generationen, die obern Stockwerke von eben so vielen Monumenten. Mandarinen und andere Personen von Macht und Rang werden selbst im Tode noch von ihren Nebenmenschen unterschieden, indem man zu ihrem Andenken Mausoleen auf halbmondförmigen Terrassen errichtet. Vorn erhalten sie dann schwarzmarmorne Tafeln, um besser das Lob des Verstorbenen in Gold schreiben zu können. Man findet in dem Gräberthale alle möglichen Formen von Grabmälern, die der Geschmack nur erfinden oder der Künstler ausführen kann. Sarkophage, Pfeiler, Pyramiden, Obelisken, kleine Thürme, — Alles wechselt untereinander ab, und ist der Tribut einer Verehrung der Hinterbliebenen, wie man sie nicht wohl bei einem andern Volke des Erdballs findet. Wo die Mittel fehlten, kostbares Material anzuschaffen, da bestehen die Denkmäler aus Erde oder Holz; nirgends aber ist das Andenken des Verstorbenen ganz vernachläßigt. Neben der Cypresse, die von jeher dem Ruheplatze Verstorbener geweiht ist, gibt es an diesem romantischen Orte noch andere, die über den Gräbern dahingegangener edler Menschen zu

trauern, und deren melancholische Größe vor dem Begaffen Müßiger zu verhüllen scheinen; dieß ist die Weide und der Lebensbaum, deren schwache, herabhängende Aeste, vom Winde bewegt, den obern, verwitterten Theil der Gedenktafeln stets rein fegen, und deren Inschriften so stets neu und unversehrt dem Auge darstellen. Zuweilen bei Nacht sieht man in den Hauptgängen des Gräberthals Fackeln sich hin und herbewegen. Dieß erregt aber unter den Nahewohnenden nicht das geringste Staunen. Besucher tragen sie an die Gräber von Freunden, Verwandten, Eltern; bei solchen Gelegenheiten, hauptsächlich im Frühjahr und Spätjahr, werden die Gräber mit Flittergold, Seidenstreifen, Blumen und andern Zierrathen geschmückt, den Verstorbenen aber Mahlzeiten aus Reis, Geflügel oder Ferkel auf die Gräber gesetzt, oder ihnen zu Ehren Wein auf die Erde gegossen. Letzteres findet jedoch, als ein Zeichen höchster Verehrung, nur statt, wo das Andenken eines verstorbenen Vaters oder einer Mutter gefeiert wird, da der chinesische Glaube hauptsächlich Elternliebe zur Pflicht macht.

Nicht selten sieht man Wittwen, die so eben an den Gräbern ihrer verstorbenen Gatten beteten, ehe sie sich aus dieser knienden Stellung erheben, auf der Erde, unter der er ruht, ängstlich die Schicksalsstäbe werfen. Der Chinese glaubt allgemein an eine Vorherbestimmung; der alte Gebrauch, das Schicksal zu fragen, hat sich daher unverändert erhalten. Auf dem Altare jedes Tempels steht ein hölzerner Becher, worin eine Anzahl an den Enden beschriebener, schmaler Stäbe enthalten ist. Wer die Zukunft wissen will, der ergreift den Becher und schüttelt ihn so lange, bis ein Stab herausfällt; mit Hülfe der Zeichen, die sich an dessen Enden befinden, läßt er nun das Schicksalsbuch aufschlagen, das an einer Ecke des Altars hängt, und liest so in der Zukunft. Solche Stäbe sind es, welche die Wittwen an die Gräber ihrer verstorbenen Gatten bringen, und die sie belehren sollen, ob es ihre Bestimmung ist, wieder zu heirathen oder einsam zu bleiben. Es ist ein uralter Aberglaube, daß der Glückliche vom Schicksal eine Antwort erhält, die keine Mißdeutung zuläßt. Wie der Dichter sagt:

„Die Antwort, die ihm das Schicksal gegeben,
Es gab sie der Herr über Tod und Leben.“

Weitaus das Interessanteste aber am See Si-hu ist der Lei-fong-ta oder der Tempel der donnernden Winde. Er befindet sich auf der Spitze eines Vorgebirgs, das in den See hinausragt, und weicht in Bauart weit von allen übrigen chinesischen Tempeln und Pagoden ab. Seine pyramidalische Form, das Massive seiner Bauart und der auffallende Styl lassen auf ein sehr hohes Alter schließen; auch behaupten chinesische Geschichtschreiber, daß die Zeit von dessen Erbauung in das Jahrhundert, in dem Confucius lebte, also etwas mehr als zweitausend Jahre, zu setzen sey. Vier Stockwerke sind davon noch übrig geblieben, und wenn man das milde Klima bedenkt, so mögen sie noch auf viele Jahrtausende erhalten bleiben, obgleich sie kein Dach schützt. Doppelte Karnieße theilen die Stockwerke ab, die aus gelbem Sandstein aufgeführt sind. Die Fenster sind oben zu halbmondförmig, und deren Verzierungen aus rothem Sandstein. Epheu schmückt am schönsten solche ehrwürdige Ueberbleibsel der Vorzeit. Diese Schmarotzerpflanze, welche die Poesie zu einem Attribut des Alterthums gemacht hat, ist aber in China gänzlich unbekannt; Gras, wilde Blumen und verschiedene Flechtengattungen finden allein hinreichende Nahrung in den Spalten und Rissen des Mauerwerks. Das älteste europäische Zeugniß von dem Vorhandenseyn dieses Tempels ist der Venetianer Marco Polo im dreizehnten Jahrhundert; nach dessen Messungen erhob sich damals der Tempel der donnernden Winde auf dem Si-hu einhundert zwanzig Fuß vom Boden, und hat sich dessen Höhe in der ganzen langen Zeit bis heute auch nicht um einen halben Fuß vermindert.

Strafe des Pant-ßi oder die Bastonnade.

Die Chinesen haben nicht das Glück, als Christen geboren zu seyn, sind daher mit dem Zustand der politischen Wissenschaften in Europa unbekannt, nichtsdestoweniger aber die folgsamsten Unterthanen des Weltalls. China's Fürsten haben Jahrtausende lang diesen Zweck auf einfache und doch Jedermann bekannte Weise erreicht; die Grundsätze, nach denen sie handelten, sind in andern Ländern mit demselben Erfolg nachgeahmt worden, und es scheint fast, als wäre von dem Tage an, an welchem China von der Befolgung derselben abgewichen, der Verfall dieses Reiches die nothwendige oder doch wahrscheinliche Folge davon gewesen. Diese Regierungsmaxime, diese Grundlage des ganzen staatlichen Organismus ist das patriarchalische Verhältniß zwischen Herrscher und Unterthan. So lange der Chinese noch Kind ist, ist ihm Abhängigkeit und blinde Unterwerfung unter den Willen der Eltern zur Pflicht gemacht, und er nimmt schweigend diese Gewohnheit des Gehorsams in's reifere Alter mit hinüber; auch treten Sohn oder Tochter zu keiner Zeit ihres Lebens aus den Verpflichtungen und Banden kindlicher Liebe und kindlichen Gehorsams. Diesem System des elterlichen Ansehens entspricht die ganze chinesische Regierungsweise. Der Kaiser ist Vater seines Volkes. Man lehrt es, die Strafe für Verbrechen so anzusehen, als geschehe sie einzig zu seinem Besten, und als werde sie vom Kaiser nur gegen seinen Willen und aus Zuneigung für seine Kinder, die er bessern will, verfügt. Die Mandarinen, als





Bevollmächtigte seines Willens, genießen dieselbe Liebe und Verehrung, und dieser passiven Moralität danken es diese oft tyrannischen Beamten, daß die Volksrache sie nicht häufiger trifft. Verfolgen wir die Aehnlichkeit des Verhältnisses von Eltern und Kind, Herrscher und Unterthan weiter, so finden wir, daß, sowie der Vater sein Kind wegen Ungehorsam, Diebstahl oder Liebesverrath straft, dieß der **Pater patriae** oder seine Delegirten aus denselben Motiven thun. Werden übrigens Todesstrafen auch äußerst selten verhängt, und übt kein Fürst das Vorrecht der Gnade häufiger und verdienstvoller, als der chinesische Kaiser, so gelingt es doch dem heilsamen Schrecken, den die Peitsche und das Bambusrohr einflößen, die größte und bewunderungswürdigste Ruhe unter dem zahlreichsten und dichtesten Volke der Welt zu erhalten.

Die Pant-si oder Bastonnade ist die Strafe, die am häufigsten in ganz China und für fast alle Vergehen verhängt wird, indem sich die Zahl der Schläge nach der Größe der Schuld richtet. Der Verbrecher wird gewöhnlich an einen öffentlichen Platz außerhalb der Stadtthore gebracht und dort, in Gegenwart eines Mandarinen und einer Wache, von eigends hierzu angestellten Sclaven geschlagen. Ist sein Verbrechen groß, und demgemäß auch die Strafe, so wird der Unglückliche von einem oder mehreren Sclaven darnieder gehalten, während der Büttel mit einem sechs Fuß langen und ungefähr zwei Zoll dicken Bambusrohr den hinteren Theil seiner Schenkel zerschlägt. Nach Beendigung dieses entwürdigenden Actes fällt der Verbrecher, der das Gefühl in sich trägt, daß er zu seinem eigenen Besten wie ein Schulknabe geprügelt worden, dem Mandarin, der die Execution leitet, zu Füßen, und dankt ihm für seine elterliche Sorgfalt und Mühe.

Christliche Missionäre, die das chinesische Reich anfangs des vorigen Jahrhunderts besuchten, waren geneigt, die Bastonnade bloß als ein gelindes Werkzeug der Besserung anzusehen, das nur zum Heile des Verbrechers angewendet werde; auch waren sie der Meinung, daß darin nichts Entwürdigendes für die niedern Classen liege, da ja sogar der erste Minister und die Prinzen vom Geblüte dieser heilsamen Disciplin unterworfen seyen. Es wäre jedoch ein eitles, unwürdiges Bemühen, wollte man es in unsern Staatsverhältnissen nur versuchen,

einen so schmachvollen Act des Despotismus zu rechtfertigen. Fragen könnte man bloß, ob mehr der Fürst, der eine solche Strafe verhängt, oder das Volk, das sich ihr unterwirft, unsere Verachtung verdient.

Die Bastonnade ist durch die allgemeine Anwendung, die sie sogar unter den ersten Hofbeamten findet, fast zur Mode geworden. Jeder Staatsbeamte, vom neunten Range aufwärts bis zum vierten, kann zu jeder Zeit über seinen Untergebenen eine gelinde Bastonnade verhängen; der Kaiser verordnet sie seinen Ministern und den andern vier Classen, wenn er solche zu ihrer Besserung für nöthig hält. Ließ ja sogar Kaiser Kien-long seine beiden schon erwachsenen Söhne, wovon der eine sein Thronnachfolger ward, prügeln.

Diese Strafe ist weniger demüthigend für den Armen, da der Reiche demselben Verfahren unterworfen ist; da jedoch die chinesische Justiz nur zu häufig sich in grausamen Händen befindet, so charakterisirt stets die schreiendste Ungerechtigkeit das ganze Strafsystem. Ein Chinese unterwirft sich in der Regel seinem Schicksal, während ein Tartar dem Mandarinen niemals für die Strafe dankt, in dem stolzen Bewußtseyn, daß seine Nation die Chinesen unterjochte, und daß sie daher kein Recht haben, ihn zu schlagen. Der Ursprung und die Natur der Bastonnade ist noch deutlicher aus der Ceremonie selbst sichtbar, indem der zu Bestrafende das Vorrecht hat, je den fünften Schlag geschenkt zu erhalten, wenn er sich dieß als des Kaisers Gnade ausbittet; der Gewinn, den er aber in diesem Falle in der Zahl der Schläge macht, geht wahrscheinlich wieder durch die größere Heftigkeit der übrigen Tracht verloren.







Pflanzung und Bereitung des Thees.

Es ist nicht gewiß, ob die Theepflanze zuerst in China oder Japan einheimisch war; auch ist es den europäischen Botanisten noch nicht gelungen, dieselbe genau classificiren zu können. Im Allgemeinen hat diese Pflanze, obgleich ihre Blätter viel schmäler sind, die Eigenschaften der Camellia, weshalb man dieselbe zu dieser Pflanzenart zählt. Zweifelhaft bleibt es ebenfalls, ob die Theepflanze sonstwo noch bekannt war, oder in einem andern Boden und Klima fortkommt; das allein steht fest, daß sie von den ältesten Zeiten her das Hauptprodukt von Mittelchina bildet.

Wahrscheinlich gibt es zwei Abarten, denen der Chinese den Namen Thee oder Tha gibt: die **Thea viridis** mit breiten Blättern und die **Thea Bohea.** Man war lange Zeit der Meinung, daß die erstere den sogenannten grünen Thee gebe; dieß ist jedoch unwahrscheinlich, und scheint der Irrthum hauptsächlich daraus entstanden zu seyn, daß es im himmlischen Reiche zwei Theedistrikte gibt. Ein ziemlich großer Landstrich in der Provinz Kiang-nan zwischen dem neun und zwanzigsten und ein und dreißigsten Grade nördlicher Breite, den die Bergkette, die diese Provinz von Tschi-kiang scheidet, vor den Nordwinden schützt, heißt gewöhnlich der grüne Theedistrikt, während der schwarze Theedistrikt südlicher und am Fuße der Gebirge liegt, welche die Gränze zwischen Fo-kien und Kiang-si bilden. Demnach liegen beide Theedistrikte zwischen dem sieben und zwanzigsten und ein und dreißigsten Grade nördlicher Breite. Hieraus läßt sich aber keine Folgerung ziehen, daß, weil die Theepflanzung scheinbar auf diese Provinzen beschränkt blieb, sie nicht auch auf andere ausgedehnt werden könne; oder daß,

weil die Thea viridis in den nördlichen Provinzen bereitet wird, die Pflanze nicht auch in südlicheren gedeihe; denn es ist eine in so vortrefflich angebauten Ländern, wie China, nicht seltene Erscheinung, daß Gegenstände der Bodencultur, die in einer Gegend des Landes in hohem Grade gedeihen, vorzugsweise und fast ausschließlich in derselben angebaut werden. Dieß ist hauptsächlich mit der chinesischen Theeproduction der Fall, indem die Pflanze in den meisten Provinzen dieses Landes wächst, selbst in denen, die an die Tartarei gränzen, und aus dem weiteren Grunde, weil der meiste Thee für den Landesgebrauch gesammelt wird, und nur die Production der grünen und schwarzen Theedistrikte für Europa und Amerika bestimmt ist.

Man nimmt an, daß die meisten Benennungen der Theesorten, die im Handel vorkommen, aus dem chinesischen Leben entlehnt seyen; in der That sind aber die Namen: bohea, congo, campo, souchong, pouchong, flowery peckoe und orange peckoe für den schwarzen Thee, und von twankay, hyson skin, young hyson, hyson, imperial und gunpowder für grünen Thee in China gänzlich unbekannt, mit Ausnahme der Sorte, die man imperial oder Kaiserthee nennt. Diese letzte, die auf chinesisch yu-tien heißt, und nur bei außerordentlichen Gelegenheiten genossen wird, besteht aus den jungen Blättern der gewöhnlichen Pflanze, und ist dieselbe starkriechende Theesorte, die Du-Halde Mao-tscha nennt, und die nur für den Gebrauch des Kaisers bestimmt seyn soll. Die Gefäße, die zu dessen Bereitung verwandt werden, weichen in der Form von denjenigen ab, die sonst in China üblich sind; sie sind mit einer durchlöcherten Silberplatte versehen, um die Theeblätter zurückzuhalten; unten im Gefäße befindet sich ein kleineres von kostbarem Metall in Form eines chinesischen Bootes. Was sonst die vielen Theesorten betrifft, die in Europa bekannt sind, so sind dieselben bloß Mischungen verschiedener Qualitäten oder glückliche Nachahmungen verschlagener Asiaten. In der Provinz Schan-tong verkauft man eine besondere Sorte Thee aus einer Moosart, die in den Gebirgen dieser Gegend wächst; in Nan-tschang-fu auf dem See Po-yang sahen europäische Reisende Farrenkraut, das zu diesem Zwecke zubereitet ward, öffentlich als Thee verkaufen, der zum

Lieblingsgetränk des Volkes gehörte. Sehr wahrscheinlich ist es, daß, wenn die Chinesen die Camelliablätter auch nicht geradezu als Thee verkaufen, sie doch dieselben, und zwar in keinen kleinen Parthien, ihren Ausfuhrkisten beimischen. Die Japanesen sind gewohnt, ihren Versendungen einige Blätter des **Olea fragrans**, um dem Thee einen starken und aromatischen Geruch zu geben, beizulegen, was übrigens nicht den Tadel verdient, dem sonstige Fälschungen im Handel mit Recht unterworfen sind. Dagegen macht man seit dem Beginn ihres größeren Verkehrs mit den Europäern den Chinesen andere Unredlichkeiten zum Vorwurf, wie z. B. falsche Gewichtsangaben und andere Betrügereien.

Auffallend bleibt immer die frühere Annahme, daß die Chinesen den Thee zuerst als ein Mittel gegen den Aussatz angewandt hätten, wie dieß früher im nördlichen Europa mit den starken Getränken geschah. So scheint in früheren Zeiten ein nicht unbedeutender Theil der Menschen in verschiedenen Ländern von einem und demselben Vorurtheil eingenommen gewesen zu seyn. Heutzutage schreibt man jedoch dem Thee diese Eigenschaften nicht mehr zu; dagegen soll er andere besitzen, die in einem Zeitalter, in dem der Aussatz seltener ist, vielleicht von größerem Werthe sind. Seine Wirkungen auf die menschliche Natur sind schwach narcotischer, beruhigender Art, und stimmen das Gemüth heiter, wie ähnliche Arzneien, die in schwachen Dosen genommen werden. Die chemische Analyse hat indeß noch nicht nachgewiesen, welchem Bestandtheil des Thees diese Wirkungen zuzuschreiben sind. Der grüne Thee besitzt sie in weit höherem Grade, als der schwarze. Ein starker Aufguß von ersterem bringt bei dem Menschen eine erregende, aufheiternde Stimmung hervor. Von allen narcotischen Pflanzen ist der Thee die am wenigsten schädliche, wenn er es überhaupt ist.

In medicinischer Beziehung besitzt die Theepflanze großen Werth; mäßig und mit Vorsicht genossen, wirkt sie adstringirend und stärkend, befördert die Verdauung und ist schweiß- und urintreibend. Durch so vortreffliche Eigenschaften dieser Pflanze aufmerksam gemacht, haben andere Nationen, die sich durch Intelligenz, Ausdauer und Unternehmungsgeist auszeichnen, die Theepflanze in ihren Colonien oder in

den Mutterländern einzuführen versucht. Namentlich thaten dieß die Holländer auf Java, und um ganz sicher zu gehen, holten sie Pflanzen in den chinesischen Theedistrikten. Anfänglich gediehen diese Versuche; aus Nachläßigkeit, schlechter Wahl der Setzlinge, oder vielleicht, weil die holländische Regierung andern Sinnes wurde, um nicht die Eifersucht der Chinesen zu erregen, wurde jedoch die Sache nicht mehr mit dem anfänglichen Eifer verfolgt.

Ein zweiter, anfangs eben so glücklicher Versuch wurde in Sanct Sebastian in Brasilien gemacht. Die portugiesische Regierung ließ in dem botanischen Garten, der sechs Meilen von dieser Stadt entfernt ist, seltene und werthvolle exotische Pflanzen aus den verschiedensten Gegenden der Welt sammeln. Sowohl der Boden als das Klima begünstigten ihr Wachsthum, und die Pflanzen des Orients schienen hier vollkommen gut zu gedeihen. Plötzlich geriethen jedoch mit einem Wechsel der politischen Grundsätze alle portugiesischen Anstalten auf brasilischem Boden in's Stocken, und ohne den Eifer und Geschmack des Senor Gomez, des Inspectors einer Pulvermühle der Nachbarschaft, wäre der botanische Garten von Sanct Sebastian spurlos verschwunden. Diesem genialen Mann gelang es nämlich, trotz dem Mangel aller Geldunterstützung, die Theepflanzungen bloß mit Hülfe einiger chinesischer Gärtner fortzusetzen. Als ich dort war, schreibt Dr. Abel, wurde der Thee gerade frisch gepflanzt, und man hatte bereits die Blätter mit Erfolg zubereiten gelernt. Eine große Anzahl anderer chinesischen Pflanzen stand in Blüthe, darunter der Kerzenbeer- und Wachsbaum, sowie die Camellia susanqua. Einige Jahre später fand Dr. Bruce die Theepflanze in Assam wildwachsend. Sie wuchs längs des Brahmaputra bei Tschaipoo in Unterassam bis Tschurhat in Oberassam, meistens unter dem Schatten der Gesträuche, die einen großen Theil dieses Landes bedecken. Unter Leitung des Entdeckers wurde die Theepflanzung mit Eifer begonnen, und mit Hülfe geschickter Chinesen wird das Produkt von Assam ohne Zweifel mit dem schwarzen breitblättrigen Thee, den man in England Bohea und in China Ta-tscha nennt, wetteifern können.





TEMPEL DER [illegible] IN DEM QUANG-YEN FELSEN.

Tempel der Bonzen

in dem Quang-yen-Felsen.

Der Pi-kiang-ho-Fluß, der seinen Ursprung in den Melinge-bergen hat, durchströmt in der Provinz Quang-tong eine ausgezeichnet malerische, aber keineswegs fruchtbare Gegend. Der Boden derselben besteht abwechselnd aus Sand- und Lehmformationen, ausgenommen an einer Stelle, wo der Strom einen ungeheuren Felsen durchbrochen hat, welcher nicht weniger als achthundert Fuß vom Flußbett emporragt. Einige Meilen nördlich von dieser merkwürdigen Wasserstraße — diesen Herkulessäulen China's — liegt die Stadt Tschao-tschau-fu innerhalb Mauern von Ziegel- und Sandstein. Nicht weit davon wird der Fluß schiffbar. Der Schiffer verwechselt jetzt sein flaches, mit Matten belegtes Boot gegen eine zierliche, bequeme Tschonke; auch befindet sich hier eine Schiffbrücke, die zur schnellen Durchfahrt sich aufziehen läßt. Indem der Schiffer so auf der sanften Oberfläche des Wassers den Fluß hinabschwimmt, fesselt seine Aufmerksamkeit, lange bevor er den Punkt selbst erreicht, eine siebenhundert Fuß vom Wasser emporragende Felsenmasse, die sich auf der Spitze in Säulenform endigt. Ueber das vom Flusse durchströmte Felsenthal hinaus schweift der Blick über das Wasser, das sich am Ende desselben weit ausbreitet. Der sogenannte Quang-yen-Felsen besteht aus grauschwarzem, vermodertem Kalkstein, und ist an vielen Stellen merkwürdig wegen seiner durchhöhlten Oberfläche. Den untern Theil des Felsens scheinen organische Bestandtheile

gebildet zu haben; die darüber hängende Masse aber besteht aus Formen, die die Aehnlichkeit von Stalactiten haben. Den Landungsplatz bildet am Fuß des Felsens eine breite, ebene Terrasse, die sich nur wenige Fuß über den höchsten Wasserstand an dieser Stelle erhebt, und von hier aus führt eine lange, aber bequeme Treppe in eine Reihenfolge von Kapellen oder Tempeln, die in den Aushöhlungen des Berges dem Dienste des Gottes Fo gewidmet sind, und in denen eine Anzahl Bonzen fortwährend ihre abgöttische Verehrung darbringt.

Ohne Zweifel verdient die belebte Schilderung, die der britische Gesandte in Peking, Lord Macartney, von diesem Felsentempel entwarf, alle Glaubwürdigkeit. Indessen — sey es, daß der Fanatismus in den letzten fünfzig Jahren sehr an Kraft abgenommen hat, oder daß der abgeschmackte Fodienst überhaupt in China etwas aus der Mode kam — genug, seine Schilderung paßt kaum mehr auf den heutigen Zustand dieser finstern Hallen. Lord Macartney schreibt: Ein Theil des Flusses bildet eine tiefe Bucht oder ein Wasserbecken, welches steile Felsenmassen von ungeheurer Höhe von allen Seiten überragen, und welche jeden Augenblick Einsturz drohen. Die dergestalt eingeschlossene Wassermasse ist tief, still und schwärzlich. Das Felsenriff, auf dem wir landeten, war so schmal, daß wir nur schwer uns darauf zu halten vermochten, und Gefahren aller Art umgaben uns. Die emporsteigenden Felsen drohten uns zu zerschmettern, Abgründe gähnten uns entgegen. Wir sahen unsere einzige Rettung in einer Höhle, die uns gegenüber ihren Schlund öffnete. Ohne zu zaudern traten wir ein, und empfanden auf einen Augenblick das Entzücken unerwarteten Heils; aber unser Schrecken kehrte zurück, als wir unser Asyl näher beschauten. Wir befanden uns nämlich am Fuße einer langen, schmalen, steilen und rauhen Treppe, die in den Felsen gehauen war; in einiger Entfernung über uns sahen wir ein schwaches Wachslicht brennen, das, so dunkel es auch diese geheimnißvollen Gewölbe erhellte, dennoch für uns ein Polarstern unserer Rettung schien. Mühsam stiegen wir die Treppe hinan und gelangten müde zum Landungsplatz. Bei unserer Annäherung sprang ein alter, kahlköpfiger Bonze aus seiner Höhle hervor, und bot sich uns zum Führer durch das unterirdische Labyrinth

an. Zuerst führte er uns in die große Halle, den Speisesaal des Klosters. Sie ist in den Felsen gehauen, in einem Umfange von fünf und zwanzig Quadratfuß, und gewährt auf der einen Seite, über ein eisernes Geländer hinweg, die Aussicht auf den Fluß. In diesem Raum befinden sich, nach dem Geschmack des Landes, reich bemalte Tische und Stühle, Draperien von Gaze und vielfarbige papierne Laternen; von der Mitte herab hängt ein Kronleuchter von bedeutender Größe, den ein reicher Chinese aus London kommen ließ, und aus Frömmigkeit in dieses Kloster stiftete. Von hier aus führt eine weitere steile und enge Treppe zum Tempel selbst, der sich gerade über der Halle befindet, aber weit geräumiger ist. Hier entfaltet der Gott Pu-sa seinen vollen Glanz. Er stellte sich uns dar als riesenhafte Statue mit einem Sarazenenkopfe, der uns aus einer doppelten Reihe von großen vergoldeten Zähnen entgegengrinste. Auf seinem Haupte trug er eine Krone, in der einen Hand einen entblößten Krummsäbel und in der andern einen Feuerbrand. Aber ach! wie eitel ist alle irdische, ja selbst himmlische Größe! Konnte ich mir doch nur wenig Aufklärung über den Gegenstand dieser Statue verschaffen, da selbst die Bonzen, die ihr Leben mit dessen Anbetung zubrachten, nur wenig darüber wußten. Seiner Bewaffnung nach muß er irgend ein großer tartarischer Prinz oder Befehlshaber des Alterthums gewesen seyn, wenigstens dem Bilde nach ein furchtbarer Krieger, etwa ein König Friedrich von Preußen oder Prinz Ferdinand unserer Tage. Zu den Füßen der Statue befindet sich ein prachtvoller Altar mit Lampen, Laternen und Leuchtern aller Art, Weihrauchgefäßen und Becken mit Wohlgerüchen, etwa wie in einer katholischen Kapelle; rund herum hängen große Tafeln mit moralischen Sprüchen in großer Schrift, die zu Opfer und Gebet auffordern.

Gegenüber dem Bilde ist in die Felsenwand eine weite Oeffnung gebrochen, durch welche man in die schauerliche Tiefe sieht. Es gehören die stärksten Nerven und ein freier Kopf dazu, um beim Hinabblicken keinen Schwindel zu empfinden. Alles trägt dazu bei, den Eindruck dieser schreckhaften Natur zu erhöhen — die gebrochenen Felsenmassen, die ihre schwanken Schatten weithin werfen über die

schlummernden Abgründe unter ihnen, ein finsterer Götzendienst das Einzige, was unter allen diesen Schauern der Natur den Menschen kundgibt und durch die Betrachtungen, die er erweckt, den Geist mit betrübenden, angstvollen Ideen füllt. Aus der Kapelle wurden wir durch verschiedene lange und enge Gänge nach den übrigen Räumen geführt, die alle mit unsäglicher Mühe und Ausdauer in den Felsen gehauen sind, und Küche, Zellen, Keller und andere Behältnisse bilden. Die Bonzen, die inzwischen von dem Rang ihrer Gäste gehört hatten, zündeten jetzt noch mehr Fackeln und Lichter an, bei deren Scheine wir im Stande waren, das Innere dieser unterirdischen Gewölbe zu untersuchen, und uns über die Lebensweise ihrer Bewohner näher zu unterrichten. Wir sahen vor uns eine Anzahl geistig gleich begabter Mitgeschöpfe,

„in deren Brust einst himmlisch Feu'r glühte"

lebendig unter einem Berg begraben und an einen Felsen gefesselt, an dem sie beständig von den Geiern des Aberglaubens und des Fanatismus angenagt wurden. Sie schienen uns auf der letzten Stufe mönchischen Elends und menschlicher Herabwürdigung zu stehen. Alle edleren Bestrebungen der Seele, was nur den Menschen adelt und seine Brust stolz hebt — Alles war erstorben oder schlief ohne Hoffnung des Erwachens in diesen Gefängnißzellen religiöser Naserei. Das Auge wendet sich beleidigt und mit Abscheu von solchen Scenen weg, und ungeduldig blickt es nach einem Strahle des Lichtes, womit Vernunft und Philosophie unsern Lebenspfad erhellen."

Seitdem Lord Macartney diese Zeilen geschrieben, hat die Anzahl der Bonzen abgenommen, das ungeheure Götzenbild mit dem Sarazenenkopfe ist verschwunden, scheint aber identisch zu seyn mit dem Gotte Pu=sa, der noch immer oberhalb dem Altar steht. Ein Theil des Felsens hat durch Kunst die Form des Nelubiums angenommen, und die Schrecken der Natur haben sich vermindert, indem man feste Mauern baute, wo sonst nur ein schwaches Geländer gegen Unfälle geringen Schutz bot. Die Priester, die hier wohnen, setzen aber den Bettel ihrer Vorgänger fort; ängstlich studiren sie den Rang, die

Neigungen, sowie den Reisezweck der Besucher, indem sie den kleinsten Umstand benützen, der ihnen Gelegenheit gibt, um Almosen zu bitten. Sie sammeln Steinchen für den Mineralogen von dem großen Felsenberge, in dessen Eingeweiden sie begraben sind, und bewachen mit forschendem Auge die Wirkung ihrer Gabe. Bonzen, Schamane oder Hoschängs sind die mönchischen Bettelorden Indiens. Die gewöhnlichste Erscheinung an den Thüren der Reichen ist ein ganz kahl geschorner Bonze mit bloßem Haupte, der, mit einer Tafel auf dem Rücken, worauf sehr lesbar die Secte und der Tempel, zu denen er gehört, geschrieben sind, die Kniee mit Haar gepolstert, damit seine Bekleidung weniger von dem endlosen Niederknien leidet, um ein Almosen bittet. Auf die demüthigste Weise wirft er sich fast vor der Wohnung oder der Person des Reichen zu Boden, und schlägt dann fortwährend, aber nur leise, unter Anstimmung eines passenden Liedes, auf ein hohles Stückchen Holz, das einer Birne ähnlich sieht. Die gewöhnliche Bekleidung des Lama oder Bonze ist ein weiter Rock mit einem breiten Kragen von Seide oder Sammt; der Orden oder das Kloster, zu dem er gehört, sind an der Farbe seiner Kleidung kenntlich. In der Tartarei und China lassen bloß die Priester ihr Haupt ganz scheeren. Sie tragen meistens einen breiträndrigen Hut von Stroh oder Bambusfäden, der den doppelten Zweck hat, gegen Regen und Sonne zu schützen, und hinten am Schopfe bringen sie eine Art Kappe aus Holz oder Elfenbein an. Man sieht sie gewöhnlich unter einem großen Sonnenschirm, dessen Griff und übrige Bestandtheile aus Bambus, die Bekleidung aber von Papier ist, und unter dem sie meistens den Hut in der Hand halten. Die Tempel, Klöster und öffentlichen Plätze in China sind buchstäblich von Bonzen überfüllt, die sich vor den Augen der Menge eben so kasteien und peinigen, wie die Fakire Indiens.

Der Katholicismus besitzt Klöster, Kapellen oder Zellen, die in Betreff ihrer wilden, einsamen Lage dem Tempel des Quang-yen-Felsens ähnlich sind. Das interessanteste Kloster dieser Art im südlichen Europa ist der Altar der heiligen Rosalia auf dem Berge Pelegrino bei Palermo. Diese tiefe und feuchte Grotte ist von der Natur gebildet; in

einer Nische im Felsen ist das Bild der Heiligen angebracht, und ein anderes ausgezeichnetes, dieselbe darstellendes Gemälde befindet sich neben dem großen Altar, auf der Ostseite der Kapelle. Ueber und rund um den heiligen Felsen ist ein Kloster gebaut, wohin zahlreich gewallfahrtet wird. Bei Cap Roxant in Portugal ist ein ähnlicher unterirdischer Tempel, genannt das Korkkloster. Es hat einen großen Umfang, und schließt eine Kapelle, Sakristei, Refectorium, sowie einige andere Räume für seine zahlreichen Bewohner, die Franciscanermönche, ein. Alles an diesem Kloster ist von Kork: Tafeln, Stühle, Betten, Crucifixe u. s. w. — mit einem Worte, dieses Material wurde hier überall angewandt, wo es nur irgend möglich war. Ein drittes Kloster dieser Art gehört dem Franciscanerorden auf Madeira. Man zeigt hier ein großes Gemach, dessen Mauern mit Menschenköpfen verziert sind, während menschliche Knochen und Arme in hübsch geordneten Reihen und Zusammenstellungen umherliegen. Eine stets brennende Lampe, die vom Plafond herabhängt, wirft ihr schwaches Licht auf diese trüben Denkmale der Sterblichkeit und die unfreundlichen Züge eines Franciscanermönchs, der den Wanderer in diese Gewölbe begleitet.





Pu-ta-la oder Tempel des Buddha

in Zhi-hol in der Tartarei.

Der Kaiser von China verläugnet seinen tartarischen Ursprung nicht. Tartarische Sprache und Sitten haben am Hofe China's Eingang gefunden, man sieht sogar jeden Sommer die chinesische Hofhaltung auf dem Zuge nach dem Ahnensitz der Kaiser China's, nach Zhi-hol in den rauhen Gebirgsgegenden der Tartarei. Die Reise dahin ist lang, der Weg ermüdend; die Jahreszeit jedoch, in welcher die Reise statthat, vermindert das mannigfache Unangenehme, das ein solcher Zug nothwendig bei rauherem Wetter und in kürzeren Tagen auszustehen hätte; dagegen findet der kaiserliche Cortège an allen den Plätzen, wo er anzuhalten hat, und die bloß für diesen Zweck passend eingerichtet sind, alle nur mögliche Bequemlichkeit. Zweierlei fordert die jährliche Anwesenheit des Kaisers in den Domänen seiner Ahnen — Privatvortheil und der öffentliche Dienst, nämlich die Inspection seiner Besitzungen und die Audienz, die er alljährlich den Khanen zu ertheilen hat, welchen die Regierung der Tartarei anvertraut ist. Nachdem er diesen beiden wichtigen Zwecken Genüge geleistet hat, ist ein Theil seiner Muse den Vergnügungen der Jagd, der andere dem Gebete und der Geschenkvertheilung in dem großen Tempel des Gottes Fo gewidmet.

Der Palast und die Gärten liegen in einem Thale an dem Ufer eines majestätischen Stromes, nicht weit von der kleinen Stadt Zhi-hol,

und sind überhangen von hohen und rauhen Bergen, die um die Zeit des königlichen Besuches den reizendsten Anblick gewähren. In Begleitung seiner tartarischen Leibwachen, denen es freisteht, dem Glauben anzuhängen, welchen sie wollen, betritt Seine kaiserliche Majestät die Schwellen des Pu-ta-la, während seine Trabanten nach Lust außen verweilen, um den Beweis zu liefern, „wie schnell der Pfeil von des Tartaren Bogen fliegt", wie ungeübt dieser Volksstamm im Gebrauch der schweren Artillerie und wie streng die tartarische Mannszucht in Bestrafung kleinerer Vergehen ist. Pu-ta-la, verdorben aus Buddha-laya, die Wohnung Buddha's, ist der größte, berühmteste und reichste aller tartarischen Tempel. Derselbe schließt ein Haupt- und mehrere Nebengebäude von einfacher Bauart ein. Das Hauptgebäude, ein Viereck von zweihundert Quadratfuß, ist wesentlich verschieden in Bauart von jedem andern Tempel oder Gebäude im ganzen himmlischen Reiche. Eilf Fensterreihen an der Vorderseite des Hauptgebäudes bezeichnen eben so viele luftige Stockwerke, und die Nebengebäude, wie man sie nach unserer Zeichnung vom Park aus sieht, sind im Verhältniß mit eben so viel Oeffnungen versehen. Die goldene Kapelle nimmt das mittlere Viereck des Hauptgebäudes ein; Gänge und Gallerien fassen dieselbe ein. Im Mittelpunkt des Gebäudes ist ein Thronhimmel mit goldenem Geländer, und auf demselben befinden sich drei reich verzierte Altäre und die colossalen Statuen Fo's, seines Weibes und Kindes. Am äußersten Ende der Kapelle, in einem dunkeln Winkel, befindet sich das heilige Tabernakel, nur schwach erleuchtet von einer einzigen Lampe, als Symbol der Unsterblichkeit, wenn sie stets brennend erhalten wird, oder als Beweis der Hinfälligkeit menschlichen Seyns, insofern ihr Licht leicht zu verlöschen ist. Doch verschweigt diesen Punkt der Priester, dessen Nachläßigkeit hie und da an ihrem Erlöschen schuld seyn soll; auch ist es dem Fremden nicht erlaubt, in's Innere der gestickten Tapetenwand zu blicken, die sich zwischen der Kapelle und dem Altar befindet, und Ungläubige von ihren Forschungen abhalten soll. Steigt man auf das Dach der Kapelle, so zeigt sich die Ausgelassenheit religiösen Wahns in den Goldgefäßen, die solches bedecken, und in dem Luxus, mit dem jeder Theil desselben verziert ist.

Die Religion, der dieses große, aber unförmliche Gebäude gewidmet ist, ist ein Ausfluß der Lehren der Tao-tsi oder „Söhne der Unsterblichen", die ihre Glaubenssätze von den Priestern des Dalai Lama von Tibet haben. Da Unsterblichkeit die Haupteigenschaft des Lama ist, so brachten die tibetanischen Priester ein Getränke mit sich nach China, das sie für ein Lebenselixir ausgaben; ein solch frommer Betrug war jedoch bald entdeckt, und sie mußten ihn eben so schnell aufgeben. Die reformirte Religion des Lao-kong hat indessen das Cölibat der Priester und mit den übrigen Bestimmungen der geistlichen Hierarchie auch diejenige angenommen, daß sich der Priester ausschließlich seinem Amte widme.

Während der Fremdling die goldene Kapelle durchschreitet, hat er Gelegenheit, die achthundert Lama's zu sehen, die den Dienst des Puta-la verrichten. Einige derselben sitzen mit übereinander geschlagenen Beinen auf dem Boden, und sind mit Lesen oder Schreiben beschäftigt, andere singen feierlich ernste Weisen. Man sollte vernünftiger Weise annehmen können, daß eine solche Priesterklasse, die von der Kindheit auf, wie Samuel unter den Israeliten, für den Altar erzogen wurde, vermöge ihrer Bildung und Erziehung, unterstützt von den unermeßlichen Schätzen, die diesem Kloster gehören, ein großes Ansehen unter den Anhängern der Fo-Religion genießen müsse; dem ist aber nicht so. Sie befolgen zwar auf's Strengste die äußeren Gebräuche ihrer Religion, und tragen durch pharisäische Aufrechthaltung ihres Ansehens viel zur Vermehrung des Glanzes ihres Cultus bei; dagegen aber sind ihre Privattugenden, die Beschaffenheit und Ausdehnung ihres Wissens nichts weniger als geeignet, ihnen denjenigen Einfluß auf das Volk zu erhalten, der dem Diener Gottes in einer wohlgeordneten Gesellschaft zukommen sollte. Ihr Anzug ist sehr passend und einfach; von ihrem Halse hängt ein Perlenkranz herab, wonach sie ihre Gebete zählen, und auf ihren Wanderungen durch die tartarischen Zeltreihen hört man sie Gebete nach diesem Kranze vor sich hinmurmeln und Hagel oder Regen verkünden, je nach dem Werth des Geschenks, das ihnen für eine solche Vermittlung mit dem Himmel dargereicht wird. Während ihres Dienstes in dem Tempel sieht man

sie, indem sie rund um den Altar in Procession schreiten, das Gleiche thun, indem sie beim Schlusse eines jeden Gesanges unter Verbeugungen das Wort „Om=i=tu=fu" ausrufen. Ist der ganze Perlenkranz solchergestalt abgebetet, so zeichnen sie dieß in einem Buche mit Kreide auf, um darzuthun, wie oft sie den Priesternamen ihres goldenen Gottes ausgerufen haben.

Diese vernunftlose Religion ist die einzige, welcher die chinesische Regierung Schutz und Unterstützung gewährt, da alle andern in China freie Ausübung ihres Cultus genießen. Die Priester Lama's werden als Theile des kaiserlichen Hofhalts angesehen und bezahlt; der jedesmalige Kaiser ist als Tartare Anhänger ihres Glaubens, wenn man es Glauben nennen kann, indem er jedoch jede Theilnahme an den unmoralischen Grundsätzen von sich weist, welche „die Söhne der Unsterblichen" aufstellen.

Der kaiserliche Palast in Tsiau-schän.

Drei Meilen nordöstlich von Tschin-kiang-fu, der Hauptstadt von Kiang-nan, steigen aus dem breiten, glänzenden Gewässer des Yang-tsi-kiang die malerischen und steilen Felseninseln „die drei King-kau-Hügel" hervor. Die Natur hat alle ihre Gunst an dieselben verschwendet, und seit undenklichen Zeiten sind sie der Lieblingsaufenthalt der Beherrscher des himmlischen Reiches gewesen. Sie heißen „Kin-schän, oder das goldene Eiland", Pih-ku-schän und Tsi-au-schän. Ersteres, einer der schönstgelegenen Punkte im ganzen chinesischen Reiche, hieß früher die schwimmende Krake; seitdem man aber in seinen Felsen Goldadern entdeckte, hat es ersteren Namen erhalten. Man findet hier eine Quelle vom reinsten Wasser, aus welcher die Mandarinen der Umgegend ihren Bedarf holen lassen; mußte ja sogar ein trügerischer Diener Li-tih's, des ersten kaiserlichen Ministers, der sich erlaubte, ihm Wasser aus dem Brunnen von Schih-tau für ächtes aus der Kristallquelle von Schong-ling zu bieten, seine Vermessenheit mit dem Kopfe büßen.

Tsi-au-schän ist steiler und abwechselnder in seinen Formen, als Kin-schän. Eingeschlossen von Klippen, die den Zugang wehren, besitzt es bloß einen künstlichen Landungsplatz, der aus den Felsen gehauen ist, und von wo aus man über Treppen von zahllosen Stufen zu dem

Palast, den Tempeln und den übrigen auf dem Eilande befindlichen Wohnungen gelangt. Chinesische Geschichtschreiber erzählen Folgendes: „Tsiau-yin-si-kwang, der verschlossene Tsiau-kwang oder Tsiau-seen, ein Mandarin der grauen Vorzeit aus der Honanprovinz, aber ein Mann von großem Wissen und strengen Sitten, der gegen das Ende der Handynastie lebte, verließ plötzlich die menschliche Gesellschaft, und erkor sich als Asyl eine einsame Insel des großen Kiangflusses, die jetzt seinen Namen trägt. Hier lebte er, streng abgeschieden, viele Jahre, eher als Menschenfeind, denn in Gottesfurcht; das Geheimniß seines Aufenthaltes blieb übrigens Jedermann verborgen. Er erbaute sich eine Zelle oder Kapelle, die noch übrig ist, und nahe dabei eine niedrige Hütte von Torf, die er mit Grasflechten deckte. Um jede Möglichkeit einer Erkennung zu verhindern, legte er seinen Namen Hiau-tschen ab und nahm dafür denjenigen an, unter welchem ihn die Geschichtschreiber seines Landes nennen. Solcherweise würde er sein unnützes, ruhmloses Daseyn fern von den Menschen beschlossen haben, hätte nicht ein Zufall seine Wohnung in Feuer aufgehen lassen, und so den Schiffern des Flusses seine Anwesenheit auf dem Felsen kundgethan. Nach diesem Vorfall sah man ihn fast nackt von Fels zu Fels wandern, und hie und da auf der bloßen Erde unter Sturm und Schneegestöber ausruhen. Da inzwischen sein wirklicher Rang und Name kund geworden war, so landeten kaiserliche Abgesandte auf der Insel, suchten ihn in der Grotte auf, die ihm, wie man wußte, zum Lieblingsaufenthalt diente, und lasen ihm dreimal ein kaiserliches Edict vor, das ihn wieder an den Hof berief. Ihre Einladung war jedoch ohne Erfolg; Tsiau erklärte seinen Vorsatz, auch fernerhin das geschäftige Treiben der Menschen zu meiden, und die kaiserlichen Boten kehrten mit dieser Meldung zurück. Der Ort, wo dieß statthatte, heißt seitdem „San-tschau-tong oder die Schlucht der drei Aufrufe", und rund herum sieht man eine Anzahl in einer gewissen Ordnung aufrecht stehender Steine, welche die Sage „Hiau-tschen's Rathgeber" nennt."

Uebrigens beruht Tsiau's einsames Leben nicht bloß auf Sagen oder Volksüberlieferungen; ein genauer Bericht über ihn und seinen

langjährigen heimlichen Aufenthalt auf der Insel Tsiau=schän findet sich in dem Werke Tsai=yong's, der das Kapitel hierüber jedoch fälschlich, „Kwang" statt „Seen" überschreibt.

Nichts übertrifft den malerischen Anblick der Inseloberfläche mit ihren Thälern und Hügeln, und so allgemein ist die Bewunderung hierüber in dem ganzen himmlischen Reiche, daß eine Inschrift an den Thoren des Tempels von Tsin=tsi aller Welt verkündet, diese Insel sey „die erste und schönste Hügelreihe auf der ganzen Erde." Diese Inschrift trägt den Namen Tu=wu=kong's, ihres Verfassers. Steigt man die Felsentreppe hinan, die von dem Landungsplatz zu den Hügelgrotten führt, so sieht man in großen Buchstaben die Worte Fau=yuh von der Hand Tschau's, der unter der Songdynastie lebte, in das Riff gegraben. Vornen an dieser Felsenschrift trägt ein anderes Riff die bezeichnenden Worte „Schih=ping" (Felsenschirm), indem dieser Felsen zum Schutz vor dem Nordwind dient, der über den Fluß herbläst. Die einsame Kapelle, die sich Tsiau nach der Sage erbaute, heißt „Kwan=yin=ko" oder die Gallerie der Gnadengöttin; vor derselben ist eine reiche Bambuspflanzung, unter deren Schatten man eine Aussicht auf die goldene Insel genießt. Am östlichen Abhang der Insel liegen die Ruinen von Kiih=kiang=ting (Flußwasserhalle), einer alten Pagode, welche unter der Regierung von Hong=wu, des ersten Kaisers der Mingdynastie, die der jetzigen tartarischen oder Tsingdynastie voranging, vom Feuer zerstört wurde; an ihrer Stelle steht die Ahnenhalle der jetzigen chinesischen Kaiser. Auf dem höchsten Hügel ist die „Ja=pi=ting oder Schen=tsai=Halle", von der Songdynastie erbaut; hier befand sich ehemals der Lo=han=yen=Tempel, den Buddha's eigene Schüler inne hatten. Der Kaiser Li=tsong von der Songdynastie ließ diese Worte „in drei großen Buchstaben" zum ewigen Andenken auf den Felsen schreiben. Der Ueberblick, den man von hier aus über die drei Inseln, die malerische Umgebung von Tschin=kiang=fu, den sich schlängelnden Yang=tsi=kiang und weithin über die ganze Gegend hat, findet ihres Gleichen im ganzen himmlischen Reiche nicht; ein chinesischer Topograph drückt sich hierüber wie folgt aus: „Das Auge findet im Himmel keine Gränze, als den Wolkenzug,

und auf dem Flusse keinen Ruhepunkt, als das windgeschwellte Segel."

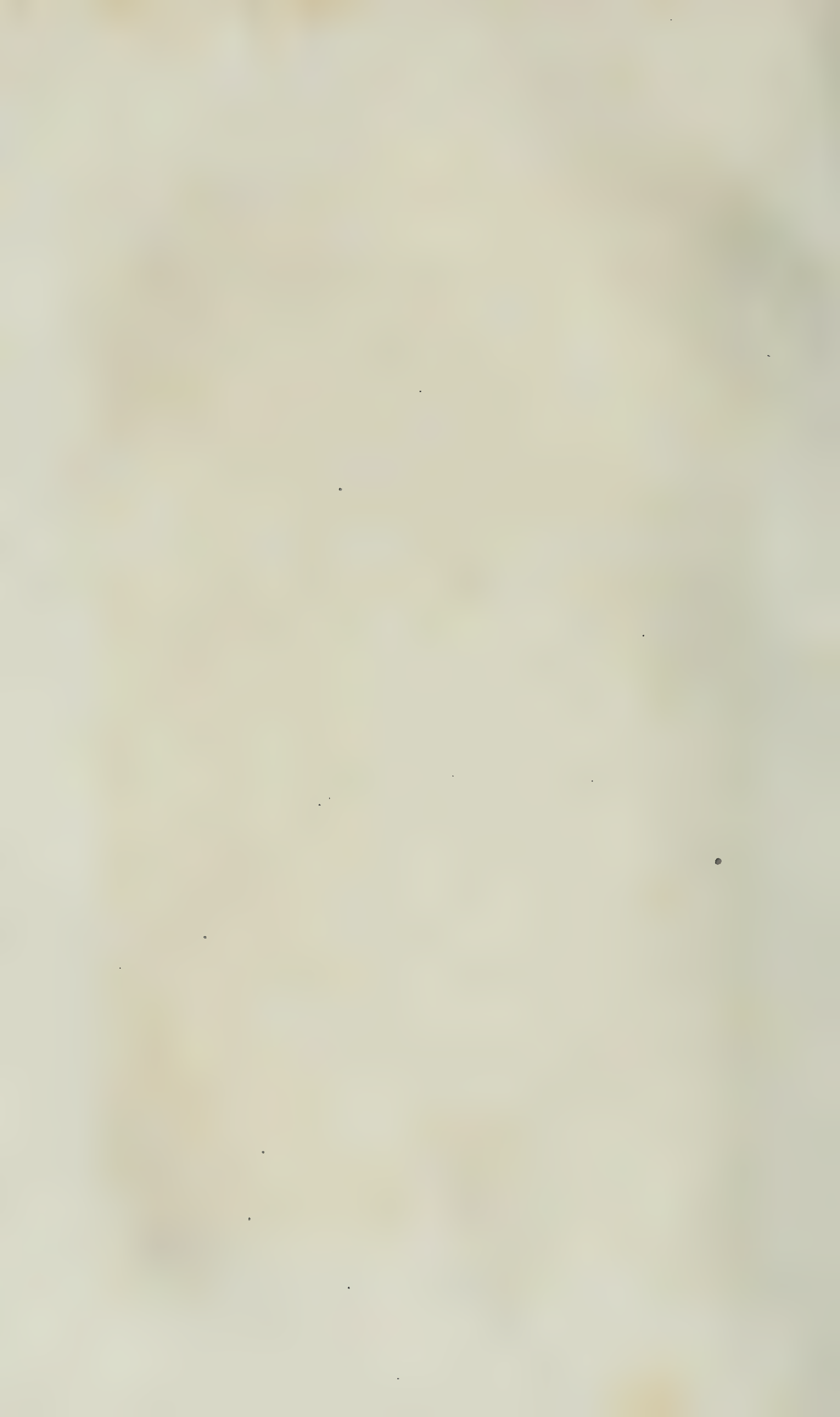
Solchergestalt sind mit dieser Insel die wichtigsten geschichtlichen Erinnerungen China's, eine ganze Sagen- und religiöse Ideenwelt verknüpft; der Kaiser von China beurkundete daher einen vorzüglichen Geschmack, indem er befahl, daß die Ruine neben den Mauern der Pagode, der Kapelle und Einsiedelei von Tsiau-schän erhalten bleibe, daß die Ahnenhalle wieder hergestellt und passende Gemächer zur Wohnung des Kaisers und seiner Begleitung, während ihres Besuchs der Kiang-nan-Provinz, eingerichtet würden. Dem kaiserlichen Befehle ward gehorcht, und jedes Jahr, im Frühling und Sommer, genießt der Kaiser von seinem freundlichen Pavillon auf dem Felsen aus die erfrischenden Lüfte, die vom Yang-tsi-kiang her wehen, oder sieht dem Fischfang mit dem Kormoran zu. Wir sahen, erzählt ein neuerer Reisender, auf dem Pau-ying-hu, einer tiefen Wasserfläche zu unserer Rechten, fünf oder sechs Boote mit großen Vögeln, die die Fischer Yu-ying (Fischreiher) oder Yu-ya (Fischente) nannten, ohne sich viel um die Classification der Naturforscher zu kümmern. Wir überredeten einen der Leute, mit seinem Boote dem Ufer näher zu kommen, wo wir die Vögel näher betrachteten. Sie stehen aufrecht wie Gänse, und haben einen langen Schnabel, mit dem sie einen so schlüpfrigen Gegenstand, wie der Fisch, auffangen. Die Farbe ihres Rückens ist dunkel, eher schwärzlich, und sie scheinen eine Art Pelikan oder Kormoran zu seyn. Die Leute wollten sich nicht überreden lassen, sie zu verkaufen, ohne Zweifel, weil ihre Abrichtung für den Fischfang sehr viel Mühe erfordert. Sie waren alle am Beine festgebunden, einigen derselben war ein Ring um den Hals befestigt, um sie am Verschlingen des Fisches zu hindern. An dem Ring ist ein Strick befestigt, der auch das Bein des Vogels umschließt, und an dem er, sowie er träge ist, mit einem langen Bambusstock, der an der Spitze angelförmig ist, in's Boot gezogen wird. Nach chinesischer Weise wird er damit häufig genug gezüchtigt, was dann auf den Vogel eine bewundernswürdig schnelle Wirkung hervorbringt.

Tsiau-schän zeichnet sich vor den beiden nahe liegenden Inseln nicht sowohl durch die Masse seiner Klippen, als durch die Anzahl von Felseninschriften aus, die sich etwas erhaben über der Wasserfläche befinden, und unter dem Namen der „Yu-ho-Schrift“ bekannt sind. Eine weitere Merkwürdigkeit dieser Insel sind zwei hohe schmale Felsenschichten, welche die Chinesen Hai-mon nennen, und die mit denen am Westende der Insel Wight große Aehnlichkeit haben.

Au-ma-tu oder fünf Pferdsköpfe.

Der Pi-kiang-Fluß hat von seinem Ursprung an, in den Gebirgen von Kiang-si, bis wo er sich in die Bocca Tigris mündet, eine Länge von 350 (englischen) Meilen; seine Ufer sind höchst merkwürdig für den Naturforscher, sowie sie sich durch den Reiz der erhabensten Scenerie auszeichnen. Dieser Fluß hat da, wo seine Strömung am stärksten ist, sich zwischen ungeheuren Felsenmassen, die auf der einen Seite aus Sandstein, auf der andern aus Kalkstein bestehen, einen Weg gebrochen, der sich aus einer kleinen Entfernung wie eine hochgewölbte Höhle ausnimmt, und wodurch die Schiffe passiren. Das unbequeme Gefühl, das man bei der Durchfahrt durch diese tiefen, finstern Engpässe empfindet, wird jedoch noch durch die Gefahren, denen man ausgesetzt ist, vermehrt. Der Kalkstein, der vermöge seiner Natur nur lose zusammenhält, fällt nämlich häufig genug von den Hügeln, die aus diesem Material bestehen, in das Flußbett, und zwar in solchen Massen, daß der Lauf des Stromes dadurch gestört und die Schifffahrt gefährdet wird. Wird ein Boot von abfallenden Steinen so getroffen, daß es sinken muß, so gibt es selbst für den geübtesten Schwimmer keine Rettung, da die Felsenmassen auf beiden Seiten steil in die Höhe gehen, und diese Engpässe oft viele Meilen lang sind. An einer Stelle, genannt die fünf häßlichen Teufel, bemerkt man theils über, theils unter dem Wasser Trümmer von verunglückten Barken,





die den traurigen Beweis von den Gefahren liefern, denen man hier ausgesetzt ist. Tritt man aber aus diesen dunkeln Felsschluchten hervor, so gelangt man in eine herrliche und fruchtbare Hügelgegend, deren waldbewachsene Höhen des Schiffers Auge entzücken; dichtes Gebüsch, abwechselnd mit der lieblichen Camellia, bildet den Vorgrund, und in den Thälern bemerkt man zahllose Hütten, jede mit einer Tabakpflanzung. Dieß ist der Hauptcharakter der Scenerie an beiden Ufern des Pi-kiang, die sich von allen Umgebungen der nördlichen chinesischen Flüsse vortheilhaft auszeichnet.

Vorzugsweise in der Nähe von Kau-tschu-fu, einer Stadt zweiten Rangs, zu der sechs Städte des dritten Rangs gehören, entfalten die Ufer des Pi-kiang eine wilde, romantische Scenerie. Die Stadt liegt am Zusammenfluß zweier schiffbarer Ströme, des Tong-hu (östlichen Flusses) und Si-hu (westlichen Flusses), die hier den Namen Pi-kiang annehmen, in einer eisenreichen Gegend; der Handel derselben ist daher auch sehr belebt und gewinnbringend, und eine Regsamkeit herrscht hier, die der ganzen Scene Leben und Heiterkeit verleiht. Die Verbindung zwischen den verschiedenen Stadttheilen wird durch Kähne unterhalten, die bloß von Frauen gerudert werden. Diese rauhen Gestalten, die in der That auch den weiblichen Charakter wenig zur Schau tragen, stehen bei den Chinesen in weit geringerer Achtung, als sonst das weibliche Geschlecht; denn eine achtbare Frau erscheint in China nicht öffentlich, noch genießt sie die Freiheit christlicher Frauen. Durch eine Schiffbrücke, deren mittlerer Theil sich öffnen läßt, um den Schiffen den Durchgang zu gestatten, ist Kau-tschu-fu mit einer zweiten Stadt verbunden, die am jenseitigen Ufer liegt.

Gegenüber den fünf Pferdsköpfen, wie sie die Abbildung darstellt, werden die Spitzen der Hügel steil und felsig; den höchsten derselben besteigt man auf Stufen, die vom Fuß bis auf die Spitze in den Felsen gehauen sind, und gelangt zu den kaum sichtbaren Ueberresten eines Gebäudes von nur geringem Umfang, das zwar sonst weder ein architektonisches noch geschichtliches Interesse gewährt, an welches sich aber folgende Sage knüpft. Vor einigen tausend Jahren nahm ein Bonze Namens Lu-zu diesen schlüpferigen Felsen zur Wohnung, baute

hier einen Tempel und legte sich Entbehrungen auf, wie die Geschichte von Keinem seines Ordens vor ihm berichtet. Die Sage erzählt, daß er um seinen Leib eine eiserne Kette getragen habe, die so tief in das Fleisch einschnitt, daß Würmer sich in demselben bildeten. Wenn jemals einige derselben abfielen, und so seinen Schmerzen auf Augenblicke Erleichterung gewährten, so soll er sie sogleich mit den Worten wieder auf den wunden Theil gelegt haben, „es sey noch weitere Nahrung für sie vorhanden". Zahllose Pilger besuchen diesen ehemaligen Wohnsitz von Wahnsinn oder Heuchelei, oder vielmehr von beidem, obgleich Gerüchte lange umhergingen, daß solche Pilger von den Bonzen, die in der Nähe wohnen, mißhandelt oder beraubt worden seyen, was jedenfalls glaubwürdiger ist, als die Entbehrungen und Kasteiungen, die sich Lu-zu auferlegt haben soll, dessen Andenken bei der leichtgläubigen Menge in so hoher Verehrung steht.

Von der höchsten Spitze der fünf Pferdsköpfe genießt man eine höchst angenehme Fernsicht von großer Abwechslung. Das Auge gewahrt eine lange, fruchtbare Strecke längs der Flußufer, die sich wie meilenweit den Bergwänden entlang gezogene Silberlinien ausnehmen, und im Pi-kiang bei Kau-tschu-fu ihr Ende erreichen. Ein einziger Berg, San-vän-hap oder der fliegende Hügel, tritt vor den übrigen hervor, und soll der höchste in China seyn; sein Name aber soll von dem zerfallenen Tempel auf seiner Spitze herrühren, den, der Sage nach, der Stab eines Zauberers in einer einzigen Nacht aus einer nördlichen Provinz an seine gegenwärtige luftige Stelle versetzt hat.

Wenn nun auch unsere Abbildung diesen Hügelreihen kein besonderes malerisches Interesse verleihen konnte, so sind sie doch in anderer Beziehung für die Geographie China's im höchsten Grade merkwürdig. Auf ihrer rauhen, unfruchtbaren und unbewohnten Oberfläche entdeckt das Auge auffallend viele Farben, indem der lockere Sandstein, welcher den Hauptbestandtheil dieser Berge bildet, grell gegen die dunkelschwarze Kohle absticht, die hier gewonnen wird, und in unmittelbarer Nähe der Hügel über die ganze Oberfläche verbreitet ist. Dieses unschätzbare Material findet sich im Ueberflusse in ganz China; in der Provinz Pi-tschi-li gewinnt man eine Art Graphit;

diejenige Kohlenart, die man in den Städten am Yang-tsi-kiang verkauft, gleicht der lancashirer; in der Nähe des Sees Po-yang gräbt man Braunkohle. Am Fuße der fünf Pferdsköpfe wird mit der dort gewonnenen Schwefelkohle ein ausgedehnter Handel getrieben. Der chinesische Kohlenbau geschieht nicht durch perpendiculäre Schachte, sondern durch Stollen, die man in die Bergwände treibt; die Kohle wird aus diesen Stollen durch Wägen an den Eingang derselben verführt, und von da aus über einen Damm in die Tschonke verladen. Vielleicht besitzt kein Land der Welt die Kohle in größerer Menge, als China, und erwägt man den praktischen Verstand und die Talente der Nachahmung dieses Volks, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß nach Verfluß weniger Jahre ihre stolzen Flüsse, wie diejenigen der nordamerikanischen Freistaaten, von zahlreichen und trefflichen Dampfbooten befahren werden.

In dem Kohlendistrikt von Au-ma-tu wird Schwefeleisen oder grüner Vitriol bereitet. Dieß geschieht folgendermaßen: Eine bestimmte Masse von Feuereisenstein wird mit eben so viel Kohle, nachdem beide Theile vorher in Stücke von gleicher Größe zerbrochen sind, zu einer Pyramide aufgehäuft, und in dieser Form sorgfältig mit Lehm überzogen. Durch diesen Proceß wird die Hitze gehörig condensirt, das Ganze aber läßt man unberührt, bis es ausgebrannt ist. Hierauf zieht man die Masse durch Wasser, in dem man sie abdampfen läßt, und gewinnt so das grüne Vitriol.

Im chinesischen Ackerbau ist die Bewässerung das Wichtigste, und die verschiedenen Mittel, um das Wasser in die Höhe zu treiben und gleichmäßig zu vertheilen, bringen dem betriebsamen Sinn dieses unermüdlichen Volkes alle Ehre. Auf dem linken Ufer des Pi-kiang, mitten auf den Sandstrecken, die oberhalb der Wasserfläche liegen, wird das Zuckerrohr in Menge gebaut, und ein großes Wasserrad, das hart am Ufer steht, dient zum Zwecke einer ausgedehnten, fortwährenden Bewässerung. Die einfache Art seines Baues liefert einen höchst merkwürdigen Beweis, wie der Chinese mit den geringsten Mitteln zweckmäßig zu bauen versteht. Zwei aufrechtstehende Balken sind dicht am Ufer des Flusses in dessen Bett befestigt. In diesen

Balken ruht die ungefähr zehn Fuß lange Achse eines Rades, das aus zwei ungleichen Reifen besteht, wovon der eine, und zwar der dem Flusse nähere, achtzehn Zoll weniger Durchmesser hat, als der andere; beide aber berühren die Wasserfläche, während der obere Theil des Rades das Ufer überragt. Dieses doppelte Rad hat achtzehn Speichen, die da, wo sie in der Achse befestigt sind, eine schiefe Richtung haben, und sich auf zwei Drittel ihrer Länge durchkreuzen. Dadurch, daß sowohl die Reife als Speichen in der Achse befestigt sind, hat das Ganze Festigkeit erlangt; diejenigen Speichen, die im innern Rande der Achse stecken, stehen mit dem äußeren und größeren Reife in Verbindung, während diejenigen, die im äußeren Rande der Achse ruhen, mit dem kleineren Reife, der sich dem Lande zu bewegt, in Verbindung stehen. Zwischen den Reifen, da, wo sich die Speichen durchkreuzen, befindet sich eine Art Korbgeflecht, das als Schaufel dient, und vermittelst dessen die Strömung das Rad drehen macht. An beiden Reifen befinden sich schmale Gefässe oder vielmehr Rinnen, die in einem schiefen Winkel zu dem Horizont oder der Wasserachse stehen. Diese Rinnen sind dem Wasser zu geschlossen. Auf diese Weise füllen sich dieselben, während sich das Rad im Flusse dreht, mit Wasser, das sie dann in einen weiten Trog ausgießen, von wo es je nach Bedürfniß in die Zuckerfelder geleitet wird.

Der Bambus liefert das ganze Material, das zum Bau dieser Bewässerungsmaschine verwandt wird, mit Ausnahme der Nabe und der Stützbalken. Die Reife, Speichen, Schaufelbretter, Rinnen, ja sogar die Seile sind aus ganzen Bambusstäben, oder aus zusammengesetzten Rohrtheilen und der Rinde gemacht, während man keine Nägel noch überhaupt ein Metall dabei anwendet. Die Seile, welche die Theile zusammenhalten, bestehen aus geschlitztem Bambus. Solchergestalt vermag diese nützliche Maschine mit den geringen Kosten ihrer Errichtung, und ohne weitere Mühe oder Unterhaltung, Wasser bis zu einer bedeutenden Höhe aus dem Flusse zu schöpfen, und eine sehr ausgedehnte Strecke Landes durch Zuführung der benöthigten Wassermenge fruchtbar zu machen.





Vorderseite des großen Tempels zu Makao.

Das portugiesische Ansehen und die portugiesische Oberherrschaft machen sich zu Makao so wenig geltend, daß die Chinesen sogar hier, in der Nähe der verachteten Fremden, einen ihrer merkwürdigsten, zugleich aber auch heiligsten Tempel besitzen, der dem Dienste Fo's geweiht und in seinen Formen wirklich ausnehmend schön ist. Sein Bau ist mehr ein Ganzes und von hoher Vollkommenheit, sowie auch weniger bizarr, als die Mehrzahl der buddheistischen Tempel; seine Lage am Meere unter Waldbäumen und Urfelsen ist unvergleichlich schön, und die Geschicklichkeit, mit der der Architekt dieß Alles zu benützen wußte, um dem Ganzen eine gefällige, harmonische Form zu geben, in hohem Grade verdienstvoll.

Niang-mako oder der alte Tempel der Himmelsmutter liegt ungefähr eine Viertelstunde nordwestlich von Makao, und der Weg dahin, obgleich, wie überall in China, nichts weniger als bequem, ist ganz besonders ansprechend durch die Aussicht nach dem innern Hafen von Makao und den grünen Hügeln von Lapa. Wegen seiner tiefen, einsamen und schattigen Lage erblickt man den Tempel nicht eher, als bis man an die steilen Felsenstufen gelangt ist, die auf die geräumige Plattform vor demselben hinabführen. Wer jedoch nur einigermaßen mit der Gegend bekannt ist, kann kaum fehlgehen, indem vornen an dem Tempel zwei hohe rothe Flaggenstangen mit den drei goldenen

Kugelknöpfen, dem daran befindlichen viereckigen Schnitzwerk und der kaiserlichen Fahne aufgepflanzt stehen. Am Fuße der breiten Treppe erblickt man drei große, mit Namen, Titeln, Lob- und Denksprüchen vollbeschriebene Steine. Endlich gelangt man auf die weite, offene, herrliche Esplanade, die unser Bild zeigt; links ist ein Theil der Vorderseite des Tempels; die rechte Seite ist offen, und wird durch die Seebucht der Halbinsel von Makao gebildet. Die Fronte des Gebäudes wird durch eine, allen chinesischen Häfen eigenthümliche Scene belebt, indem sich hier Diener der Religion, Gemüse- und Fischhändler, Taschenspieler, Balladensänger, Matrosen, Soldaten, Mandarinen und Bettler bunt durcheinander treiben; aber das Gebäude selbst ist in allen seinen Theilen so merkwürdig, daß wir länger dabei verweilen müssen. Niangmako zeichnet sich zwar weniger durch einen hohen und imposanten Bau aus, dagegen sind seine zahllosen, in's Kleinste ausgearbeiteten Zierrathen unübertrefflich in ihrer Art. Höchst wahrscheinlich ist nirgends in dem großen himmlischen Reiche das Eigenthümliche der chinesischen Scenerie in diesem kleinen Umfange so ausgeprägt, wie hier; Alles hier — Gebäude, Felsen, Bäume, die aus dem Gestein wachsen — charakterisirt die Kunstfertigkeit, die sie in ihrem Gartenbau entfalten, sowie den Geist ihrer Zeichnungen. Eine Einfassung, ähnlich derjenigen, die die heiligen Orte der Christen umgibt, ist durch Mauerwerk gebildet, das sich hie und da an vorstehende Felsenmassen anschließt. Ueberhaupt ist es der chinesischen Architektur eigenthümlich, daß sie, fast mit einem religiösen Eifer, ihre Schöpfungen an diejenigen der Natur anreiht. Ein Geländer, das auf diesem niedrigen Mauerwerk aufgeführt ist, theilt sich in mehrere Gemächer ab, die mit vielem Schnitzwerk geschmückt, und mit Gegenständen der Musik, der Kunst, sowie mit Waffen geziert sind. Die Wand eines dieser Gemächer ist ein fortlaufendes Gemälde. Ein Kind, das auf einem fabelhaften vierfüßigen Thiere sitzt, begleiten ehrwürdig aussehende Männer und zwei Frauen mit Sonnenschirmen; Satan mit ungeheuren Hörnern entflieht ihnen in größter Bestürzung. Ein anderes Gemach enthält ein Gemälde, das den Gründungsact des Tempels und die Scene seiner Einweihung darstellt.

Die Vorderseite des Tempels begreift fünf verschiedene Gebäude in sich, wovon das mittlere das höchste ist, die übrigen aber auf beiden Seiten allmählig niedriger werden, und in Styl und Zierrathen von einander abweichen. Ein reicher Karnieß trägt ein prachtvoll verziertes porcellanenes Dach, auf dem ein Boot oder eine Tschonke ruht, worauf Scenen des Nationallebens in großem Schmucke dargestellt sind. Unterhalb des Karnießes sieht man zwei länglichte Vierecke, aus rothem Sandstein gemeiselt, wovon das eine Basreliefs von grotesken Gestalten in den auffallendsten Stellungen, das andere aber Sprüche aus Schriften des Gründers der Religion enthält, der dieser Tempel geweiht ist. Unterhalb dieser letztern Tafel befindet sich eine große runde Oeffnung, die mit allem Schmucke, der solche umgibt, und mit unsäglicher Mühe dem Anschein nach aus einem einzigen Steine gemeiselt ist. Viereckige, ganz mit Inschriften bedeckte Pfeiler trennen das Mittelgebäude von den Nebengebäuden; letztere sind ebenfalls mit Porcellandächern, chinesischen Booten und ungeheuren Karnießen versehen, und enthalten Tafeleinschnitte, worauf religiöse Mahnungen und Denksprüche geschrieben sind. Jedes Gebäude enthält überdieß noch ein viereckiges Fenster von bedeutendem Umfang, dessen Schnitzwerk, obgleich ein Beweis von dem außerordentlichen Fleiße und der unermüdlichen Geduld des Künstlers, weder schön noch in seiner Bedeutung verständlich ist. Wahrscheinlich war sein einziger Zweck, durch dieses Produkt darzuthun, wie überlegen ausdauernder Fleiß in seinen Schöpfungen dem ungebildeten Talente sey. Man kann billig zweifeln, ob dieser Beweis vollständig gelungen, aber das ist ganz gewiß, daß der Verfertiger ein Denkmal seiner Hand zurückließ, wie Wenige es zu schaffen den Muth und noch Wenigere die Lust hätten.

Kapelle in dem großen Tempel zu Makao.

Das Mönchsleben der Anhänger Buddha's hat wenigstens dem Aeußern nach eine sehr große Aehnlichkeit mit demjenigen des katholischen Cultus, so daß der Reisende in Hinterindien sich unwillkürlich zur Vergleichung aufgefordert fühlt. So gibt es zum Beispiel zu Makao ein sehr großes Mönchskloster, der Aufenthalt von Bonzen, die im Cölibat leben, sich einfach, wie es unsere Abbildung zeigt, kleiden, und hauptsächlich vom Almosen der Gläubigen ihr Daseyn fristen. Die Wände ihrer Zellen sind bei weitem nicht so anspruchslos, als das Aeußere ihrer Bewohner; ihre Wohnungen haben, wenigstens wenn man das reichverzierte Schnitzwerk, die geschmackvollen Basreliefs und die Gemälde, womit solche geschmückt sind, in's Auge faßt, einen Anstrich von Wohlhabenheit und Pracht, und wollte man der häufig trügerischen Volksstimme Glauben schenken, so könnte man sogar behaupten, daß sich der Bonze die Annehmlichkeiten einer guten Mahlzeit nicht versage.

Tritt man in den Haupteingang, der ähnlich dem Mittelgebäude, das wir im vorhergehenden Aufsatze beschrieben, in einem gefälligen, wahrhaft vollendeten Styl verziert ist, so erblickt man auf Gestellen zu beiden Seiten ungeheure fratzenhafte Thiergestalten, die jedoch mit großer Kunst gemeißelt sind. Nach einem flüchtigen Blick auf diese





geschmacklosen Kunstprodukte erreicht man den Haupttheil des Tempels, in dem der Cultus dieser abgeschmackten Religion hauptsächlich geübt wird. Dort steht der Hochaltar des Götzendienstes, gegenüber der großen runden Oeffnung, die unsere Abbildung von der Vorderseite zeigt; fallen zufällig die Strahlen der Sonne auf die häßlichen Götzenbilder, ihre fratzenhaften Gestalten, die rohe Skulpturarbeit, so ist das Gemüth von dem widrigen Eindruck dieses unsinnigen Cultus so sehr ergriffen, daß man nicht weiß, soll man die Anhänger dieser Religion mehr bemitleiden oder verachten. Neben der Menge Götzenbilder, die man hier, eben so verschieden in Größe als in Material, erblickt, ist die Anzahl der Gegenstände, die dem Besucher in's Auge fallen, wahrhaft gränzenlos; auch erfüllen die wenigsten Derjenigen, die zum Gebet hieher kommen, ihren Zweck, indem bei jedem Schritt, den sie in diesem Curiositätenkabinet vorwärts thun, ihre Aufmerksamkeit durch einen andern Gegenstand gefesselt wird.

Die Mauern dieses Tempels sind, wie diejenigen unserer Zeughäuser, mit Hellebarden, Schwertern, Luntenschlössern, Trommeln, Tam-tams und andern Sinnbildern der Macht und des Kriegs geschmückt; von der Decke herab hängen neben vielfarbigen Bänderguirlanden und Blumengewinden, die durch metallene Spangen unter sich verknüpft sind, vielfarbige Laternen jeder Art und Größe. Eine Anzahl Bonzen verrichtet fortwährend den Dienst; eine aber ihrer Obliegenheiten, und zwar diejenige, bei welcher sie ein Privatinteresse haben, besteht darin, daß sie kleine Stücke rothes Papier, die mit moralischen Denksprüchen oder irgend einem frommen Gebet beschrieben sind, verkaufen, oder die Uebergabe eines Gesuchs vermitteln, das der Gläubige an seinen Schutzgott richtet. Dieser Handel ist von dauernder Ergiebigkeit für das Kloster. Stets brennen Kerzen von Sandelholz auf dem Hochaltare; ihnen nähert sich der um Gnade Flehende, zündet das rothe Stück Papier an, das er sofort zu den Füßen seines Gnadengottes legt, und dessen allmähliges Verbrennen er mit einer passenden Anrede begleitet. Ein Thor, das in der Regel offen steht, und um welches stets eine Anzahl müßiger Bonzen geschaart

ist, führt über einen langen Gang in den Eßsaal und die Zellen; Fremdlingen ist es aber kaum erlaubt, einen Blick in diese Räume zu werfen.

Gegenüber von dem Hauptthoreingange führt eine Treppe auf eine zweite Esplanade, die ebenfalls keinen großen Umfang, aber in demselben Grade Annehmlichkeiten besitzt. Eine breite Steinterrasse ist dicht am Meeresufer, im Halbkreise um die Vorderseite des Tempels, von einem Geländer umschlossen, worauf, neben einer Masse Skulpturarbeit, moralische Sprüche und Sentenzen aus dem Schicksalsbuche und ähnlichen Werken der Thorheit geschrieben sind. Mitten unter den steilen Felsenmassen, die malerisch aus dem Meere emporragen, gelangt man in eine kleine Kapelle mit einem Bildnisse Buddha's, über welchem eine große papierene Laterne hängt. Dicht dabei ist ein zweites Gebäude mit einem Porcellandache, einer Art italienischem Karnieß mit großen Zierrathen; vornen hat es eine große runde Oeffnung, fast so groß, wie die ganze Vorderseite. Gegenüber dieser Oeffnung sieht man auf einem Felsen ein Gestelle mit einem Kessel, in welchen die Opfergaben der Gläubigen gelegt werden. Schwer ist es jedoch, zu entscheiden, ob die Gläubigen davon, daß sie in diesem geheiligten Kessel die Spenden ihrer Frömmigkeit niederlegen, große Wirkung erwarten; nur das ist gewiß, daß die Zahl Derer, die diesen einsamen und romantischen Theil des Klosters besuchen, weit geringer ist, als Derjenigen, die man stets in der Hauptkapelle des Gebäudes bemerkt.

Diese Thatsache ist um so auffallender, da die Scenerie um die kleine Kapelle in hohem Grade malerisch ist, und besonders diejenigen Contraste von Natur und Kunst gewährt, welche der Chinese hauptsächlich liebt.

Das Land, worauf die Terrasse steht, wurde mit großer Mühe der See abgerungen; die eine Seite des Tempels lehnt sich ganz auf den Felsen, und die Schönheiten der Natur sind mit den Schöpfungen des Menschen so genau verwebt, wie es sich ein chinesischer Künstler nur immer wünschen konnte. Und doch folgt an dieser einsamen

Stelle eine Stunde der andern, ohne daß der Schall eines Fußtritts oder der Laut einer Stimme an's Ohr des geistig elenden Bonzen tönt, der Angesichts des Opferplatzes sitzt, und fortwährend eine brennende Kerze in der Hand hält, damit der Gläubige das Stückchen rothes Weihpapier daran anzünde, das er seinem Götzen in der benachbarten Kapelle darzubringen gesonnen ist.

Der kaiserliche Reisepalast

am Hu=kiu=schän oder Tigergebirge.

Gleich dem königlichen Jupiter, der der Sage nach einst vom Olymp herabstieg, um die Sterblichen heimzusuchen, verläßt der Tartarenfürst China's gelegentlich die dunkeln Hallen seines Palastes, um das Fest der Göttin Ceres zu feiern; nie aber betritt der mächtige Selbstherrscher die Schwellen einer andern Wohnung, als die seiner Kaiserpaläste. Keine noch so prächtige Wohnung der sich vor ihm im Staube beugenden Mandarinen, kein öffentlicher Einkehrort seiner Sclaven wird je mit seinem Besuche beehrt; macht jemals der chinesische Kaiser eine Vergnügens= oder andere Reise, so läßt sich die kaiserliche Begleitung nirgends beherbergen, als in „Reisepalästen", die eigends zu diesem Zwecke erbaut und hergerichtet sind. Man sieht sie längs der Hauptstraßen, die an den Hauptstädten des Reichs liegen, und einige derselben wetteifern in Pracht mit dem berühmten kaiserlichen Palast und Garten zu Pecking, den sie alle durch den Reiz der malerischen Umgebung übertreffen.

Kiang=nan ist eine schöne und fruchtbare Provinz mit einem gemäßigten Klima, von großem Bodenreichthum und malerischen Landschaften. Das Land wird hier schöner, in jeder Beziehung interessanter, Feld und Wiese stehen üppiger, malerische Hügel schließen die Fernsicht, das Volk ist wohlhabender und entfaltet größern Aufwand in Kleidung





und Wohnhaus. Mitten unter diesen heitern Gesichtern und den sonnigen Hügeln liegt der kaiserliche Reisepalast am Hu-kiu-schän oder Tigergebirge. Seine Lage ist im neunten Grad nördlicher Breite, nordwestlich von Su-tschau-fu, der zweiten Stadt ersten Rangs der Provinz; die Gegend selbst ist berühmt in der chinesischen Geschichte wegen ihrer romantischen Scenerie, der schönen Fernsichten und ihrer alten Legenden. Wegen des Ueberblickes, den man vom Tigergebirge aus genießt, das sich steil vom Grunde erhebt und zum werthvollen Merkzeichen der Seeleute dient, ist dieses schroffe Felsengebirge auch unter dem Namen Hai-yong-fong oder die aus der See emporsteigende Spitze bekannt. Jeder Punkt dieser Anhöhen, jeder einsame Fleck im Innern dieser Berggegenden, jedes Bächlein, was sie belebt, bietet einen neuen Gegenstand der Neugierde und Bewunderung, den zu schaffen oder auszuschmücken Natur und Kunst wetteiferten. Nach oben zu ist der Keen-tschi oder Schwertteich, nebenan der Tsien-tschiu-tsu-sih oder der Tausendleutefels und gegenüber die Sang-kong-und Schwo-fa-Terrassen.

Der Sage nach ward hier Hiu-loo, König von Wu, mit allem Gepränge, wie es seinem Range ziemte, begraben; aber drei Tage, nachdem er in's Grab gelegt war, ward ein weißer Tiger auf seinem Grabe sitzend gesehen, wo er mehrere Tage blieb, und wohin er in späteren Jahren auf eine gleiche Zeit zurückkehrte. Eben so berichtet die Ueberlieferung, daß, als Ki-wang von der Tsindynastie, und erster Beherrscher von ganz China, mit der Absicht umging, die Gräber der Wufamilie zu zerstören, der weiße Tiger, der Genius derselben, ihm auf dem Berge, der nach ihm heißt, erschien und ihn von seinem Vorhaben abbrachte.

Die religiösen und geschichtlichen Ideen, die sich an diesen geheiligten Berg knüpfen, sowie die hohe Schönheit der ihn umgebenden Scenerie, veranlaßten zwei Brüder, Wang-sian und Wang-min, hohe Angestellte am kaiserlichen Hofe, sich in dessen Felsschluchten Landsitze zu erbauen. Vier Tempel befinden sich auf dem Tigergebirge: der Twan-pu, in dem geopfert wird, der Yin-hu-tsing, wo Tong-schäng seinen frommen Studien oblag, und wo ihn eine Inschrift als den

„dreifach verehrenden Tsi“ bezeichnet; nahe daran der Wu=heen oder Tempel der fünf Würdigen, welcher drei gefeierten Männern der Tang=epoche und zweien der Songdynastie gewidmet ist.

Von den alterthümlichen Ueberresten, welche dieser Gegend so großes Interesse verleihen, stehen namentlich die Ruinen von Ku=tschong=ting oder der Halle der Mitte und der Pih=kongs=Damm, so genannt nach dem Namen von dessen Erbauer, Pih=lu=teen, bei den Chinesen in großer Verehrung. Die Geschichte erzählt, daß, als einst Sang=kong, ein berühmter buddheistischer Priester, seine Schüler auf dem Tigerberg in die Mysterien seiner Lehre einweihte, der Kaiser Wan=ti, von der Songdynastie, dort ankam und seine Vorlesungen damit unterbrach, daß er dessen Zuhörer zu einem Gastmahle einlud. Der Einladung des Kaisers, daß sie sich dabei gütlich thun möchten, antwortete einer derselben, muthiger als die übrigen, daß ihre Vorschriften es ihnen untersagten, Nahrung zu sich zu nehmen, bevor der Tag seine Mitte erreicht habe. „Wie aber,“ fragte der Kaiser, „kann der Anfang in der Mitte (Ku=tschong) seyn?“ „Wenn der Tag im Anbrechen ist,“ antwortete Sang=kong, „dann hält ihn der Himmel in der Mitte; wie könnte dem auch anders seyn?“ Der Priester schwieg; endlich ergriff er aber die Eßstäbe und schickte sich an, die aufgetischten Leckerbissen zu genießen, und als er satt war, gab er dem Pavillon zum Andenken an diese Stunde den Namen, den er noch heute trägt. Später ward diese geheiligte Wohnung zum einsamen Aufenthalt Ku=tau=song's, eines andern buddheistischen Priesters, der wegen seiner Frömmigkeit und seines hohen Wissens verehrt wurde. Von ihm erzählt man, daß er, erzürnt darüber, keine Schüler für seine Lehre zu finden, seine Mitwelt für aller höheren Bestrebungen unfähig erklärte, und eine Anzahl großer Steine sammelte, die er aufrecht um seine Felsenkanzel stellte; darauf habe er sich mitten unter diese Sinnbilder gefühlloser Menschenherzen gesetzt, und sey in der Entwicklung der Schwo=fa=Lehre fortgefahren; die Steine aber hätten ihm Beifall zugenickt, was auch ihre heutige Stellung noch ausdrücke.

Die sieben Stockwerke hohe Han=miau=Pagode krönt die Spitze des kühnen Felsens, der steil hinter der kaiserlichen Wohnung emporsteigt,

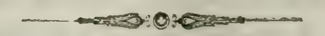
und mit den gegenüberliegenden Felsenmassen durch eine bedeckte Wasserleitung, welche über eine tiefe Schlucht hinweggeht, verbunden ist. Von dieser in allen Formen ihres Baues anmuthigen Pagode, die früher mit dem Ho-tsing-Tempel zusammenhing, genießt man eine Aussicht, herrlicher, als sie geschildert werden kann. Die Hügel des Hu-kiu sind von tiefen Schluchten durchschnitten, in denen man das ewige Rauschen von Bergströmen hört, und kaum ein Sonnenstrahl fällt auf die engen Fußwege, welche in das Innere dieser Klüfte führen. Man kann sich nichts von ergreifenderer Wirkung denken, als die Aussicht von dem hohen Tempel, „da, wo der blaue Aether ausgespannt ist, und die weißen Wolken sich unter dem Himmel wölben." Drunten in der weitgedehnten Ebene ist das bevölkerte Ku-su, und weithin blickt man von dieser Warte aus nach dem fernen Süden.

Nahe bei diesem ruhmvollen Denkmal des Buddheism steht die Kanzel, ein rauhes Felsenstück, wie diejenigen, von wo aus ehemals die Druiden des Nordens ihre Orakelsprüche ertheilten. Von hier aus hielt der greise Sang-kong seine Vorträge und entwickelte die Lehren seiner abergläubischen Religion. Von seinem Throne aus, der weniger vergänglich war, als sein Glaubenssystem, hat man eine Aussicht auf den nahen „Schwertteich", entlang dessen Ufer sich mehrere tausend Ellen weit zwei Bergwände hinziehen, die Mauern ähnlich sind, und allem Anschein nach auch von Menschenhänden geschaffen wurden; das Wasser dieses Teichs zeichnet sich durch seine Klarheit aus und durch das ungestüme Brausen, das es bei der leichtesten Bewegung des Windes hören läßt. Das melancholische Geräusch seiner Wogen, die, solchergestalt erregt, am Ufer branden, hallt alsdann weithin in feierlichen Tönen am Tigergebirge wieder. Etwas näher dem Fuße des Berges erblickt man einen Halbkreis aus unbehauenen Felsenstücken, die ohne Ordnung umherliegen, und dicht dabei die Steinsitze der „tausend Leute". Die Oberfläche dieser herrlichen Hügel zeigt fast auf jedem Punkte irgend ein Denkmal des Buddheism, das an die noch vorhandenen druidischen Denkmale in England und Irland erinnert, wozu die Nähe der Pagode beiträgt. Der Pih-len-tschi oder weiße Lilienteich liegt noch etwas tiefer, und seine Oberfläche gibt das Roth und Blau dieser

prachtvollen Wasserpflanzen zurück. Vom Ufer dieses Feensees führt uns ein Fußpfad zwischen Felsenpartien, in Grotten und zu glänzenden Wasserbecken, und von da wieder in den Garten zurück, von wo aus man die Hauptseite des Palastes erblickt. Ein chinesischer Schriftsteller drückt sich in seiner Schilderung des Hu-kiu in dem blühenden Styl des Orients folgendermaßen aus: „Seine Höhe beherbergt die Wolken nicht, noch hemmt seine Tiefe den Fernblick, und doch zeigt sich uns der Berg in seiner ganzen Erhabenheit; die Wege, die von ihm aus in die Ferne führen, sind dem Auge kaum sichtbar, und doch bieten sie dem Wanderer alle Bequemlichkeit; seine Felsen scheinen sich zu zertheilen und eben so plötzlich wieder zusammenzurücken."

Mitten auf dem Bilde, das unser Werk von dem Reisepalaste gibt, bemerkt man einen aufrechtstehenden Stein, der die Inschrift „Hu-kiu" trägt, und uns abermals an die Aehnlichkeit dieser chinesischen Alterthümer mit den Ueberresten druidischer Religion im Norden Europa's erinnert. Alle diese werthvollen Ueberbleibsel grauer Vorzeit, diese ganze Gruppe malerischer Hügel, welche durch so manche Ideenverbindungen Interesse gewähren, befinden sich jetzt innerhalb der Gründe und Gärten des kaiserlichen Palastes, und gehören jetzt eben so wenig mehr in den Bereich der Religion, die sich früher hier ihren Sitz aufgeschlagen hatte, als die Wälder und Berge Großbritanniens, die einst die Menschenopfer der heidnischen Religion sahen. Nachstehende Verse sind in einem Lobgedicht enthalten, das Pih-kiu-i, der unter der Tangdynastie lebte, auf das Tigergebirg dichtete:

Voll von Wundern ist der Berg, auf dem einst tausend Priester saßen,
geheiligt der Teich, in dem das Schwert verschwand!
Umfluthet ist der Pavillon von seinen Wassern,
und der Berg ist im Mittelpunkt des Tempels.







Zimmer in dem Hause eines Mandarinen

bei Nanking.

Das vortheilhafteste Bild, was vom chinesischen Leben gegeben werden kann, ist dasjenige vom Innern ihrer Wohnungen. Sie verwenden zwar auf Privatwohnungen und öffentliche Gebäude weniger Pracht und äußeren Glanz, als die alten Griechen und Römer; dagegen sind die Ausschmückungen des Innern derselben genau dieselben, eine Thatsache, welche die Ausgrabungen von Pompeji hundertfach bestätigen. Man kann übrigens ohne Zögern behaupten, daß die Bewohner des himmlischen Reiches in der Architectur ihrer Wohnungen ohne römisches Vorbild waren; und so viel ist gewiß, daß wir in China ganz dieselben Wohnungen und wahrscheinlich auch dieselbe, seit Jahrtausenden sich gleich gebliebene Einrichtung wiederfinden, die wir an den Ueberresten der verschütteten Stadt mit so neugierigem Auge betrachten. In nachstehendem Aufsatze, der die Beschreibung eines Mandarinenhauses zum Gegenstande hat, wird die Aehnlichkeit, die zwischen chinesischem und römischem Bauwesen obwaltet, noch mehr hervorgehoben werden. Hier mag indeß die Beschreibung eines Hauses zu Pompeji einen passenden Platz finden: „Die der häuslichen Bequemlichkeit gewidmeten Gemächer schlossen ein Eß- und Schlafzimmer, eine Gemäldegallerie, Bibliothek, Bäder und eine Halle ein, in welcher Blumen und kleine Stauden in Töpfen aufgestellt waren. Die Wände

der einzelnen Gemächer sind schön bemalt; obscöne Basreliefs bilden hie und da die Hauptverzierung; die Fußböden sind mit reicher und häufig schöner Mosaik belegt; aller dieser Hausschmuck leistete den Bewohnern jedoch keinen Ersatz für die Bequemlichkeit, welche unsere neuern Wohnungen gewähren. Bis heute ist in den Trümmern von Pompeji noch kein Spiegel, außer in der Villa des Diomedes, aufgefunden worden; kein Feuerherd ist zum Schmuck der Wohnungen oder zur Reinigung der Luft vorhanden. Das Dach der Häuser war weiter nichts, als eine Terrasse, die sich auf Mauerwerk stützte, und die Frauengemächer hatten in einen nach hinten zu liegenden Garten die Aussicht, wie noch heute überall im Orient."

In China, wie in Alt-Italien, sind die Familiengemächer zwar zahlreich, dagegen aber nur klein im Umfang, meistens viereckig, liegen in dem Theil der Wohnung, der vom Haupteingange oder wenigstens von der Vorderseite des Hauses am entferntesten ist, und sind gegen fremde Neugier ängstlich bewacht. Man gelangt dahin vom Empfangszimmer, vom Haupthofe und der Vorhalle durch einen langen, finstern, engen und verwickelten Gang, den Personen, die mit den einzelnen Theilen nicht bekannt sind, nur schwer finden. Obgleich nun aber das ganze Gebäude mit seinen Corridors, Seitenflügeln und Pavillons aus dem schlechtesten Material besteht, und die dasselbe einschließenden Mauern leicht zu übersteigen sind, so ist doch die Gewohnheit, das Vorurtheil oder das traditionelle Vertrauen auf die richterliche Gewalt so groß, daß die aus Rohr aufgerichteten Wohnungen die vollste Sicherheit gewähren.

Unser Bild zeigt ein Boudoir oder inneres Gemach, worin ein Mandarine, seine Gemahlin, ein Kind und eine Amme versammelt sind, welche mit großer Spannung einem reisenden Händler zuhören, wie er seine Waaren anpreist. In Persien, Hindostan und den übrigen Ländern des Orients, in denen großer Luxus entfaltet wird, ruhen sogar die Reichsten auf Bodenteppichen aus, oder auf Kissen, die längs der Mauer des ganzen Gemachs ausgebreitet sind; dagegen findet man in China Stühle, Tische und Sophas, ganz so, wie sie in Europa in allgemeinem Gebrauche sind, und man hat nicht

gehört, daß ein anderes asiatisches Volk außer ihnen sich dieser Meubles bedient. Der Stuhl, auf dem die Hausfrau sitzt, ist aus Bambus, das Polster und die übrige Bekleidung desselben besteht allgemein aus Seide mit reicher, von den Frauen des Hauses verfertigter Stickerei. Ihr zur Seite steht in aller Würde seines Landes und Rangs der reiche Hausherr, der sich so eben von seinem Sitze am Fenster erhoben hat, durch welches er den Dampf seiner Pfeife blies. Das Rauchen ist nämlich in China so allgemein, daß die Pfeife sich sogar in das Empfangszimmer Eingang verschafft hat; Spucknäpfe befinden sich in jedem Gemache, um den Boden von Dem rein zu halten, womit das Rauchen in der Regel begleitet ist. Man sieht zwar die Hausfrau in eifrigem Handel um die Stoffe des Händlers begriffen, darin wird sie jedoch von keinem Einfluß der Mode oder sonst einer Kleidertracht geleitet; denn in China macht die Mode ihre Allmacht noch nicht geltend, und der chinesische Frauenanzug richtet sich einzig und allein nach dem Wechsel der Jahreszeit. Eine chinesische Dame von Rang trägt zu Hause allgemein eine Jacke von Tafft mit Seidenspitzen; außerhalb des Hauses kommt ein langes Oberkleid von gestickter Seide hinzu. Ebensowenig findet in Bezug auf die Farbe dieses Gewands irgend ein allgemeiner oder wenigstens überwiegender Gebrauch statt; auch ist es der Phantasie einer Jeden anheim gegeben, wie sie die Stickereien, Edelsteine und den übrigen Schmuck tragen will. Im Allgemeinen scheint jedoch eine ziemlich gleichförmige Kleidersitte zu gelten, so daß die Beschreibung eines Anzugs auf die ganze Nation ziemlich paßt. Die größte Sorgfalt wird übrigens auf den Haarschmuck verwandt; man salbt das Haar mit kostbarem Oel, und bindet es mit Nadeln von Gold oder Silber in kleinen Zöpfen um die Stirne, die außerdem noch mit einem Bande geschmückt wird, von dem, wie bei den Damen des Mittelalters, eine Art sammtner Beutel mit einem Diamant oder einer Perle herabhängt, während zuweilen noch künstliche Blumen zu beiden Seiten des Gesichts angebracht werden. Bei vollem Anzuge, während der Abstattung oder des Empfanges von Besuchen, trägt man auch Ohrringe; auch hängt zuweilen bei festlicher Kleidung eine Kette parfümirter Kügelchen von der Schulter herab. Ebenso wenden Damen

von Rang Schminke an, wodurch sie ihre Augenbraunen lang, schmal, schwarz und gewölbt malen; die weiße und rothe Farbe tragen sie mit großer Verschwendung auf, und bringen fast allgemein auf der unteren Lippe einen starken rothen Flecken an.

Um bei Denjenigen, welche die Gewohnheit des Frauenumgangs nicht haben, einer Verwechslung der Herrin mit der Magd vorzubeugen, muß letztere als Unterscheidungszeichen um das Handgelenke einen Ring von Erz tragen; den Knaben, dem sie wartet, die Hoffnung des Hauses, machen dagegen zwei Zöpfe lächerlich, die von beiden Seiten des Kopfes herabfallen.

Reisende Händler sehen genau darauf, daß sie ihrer Last ein Gegengewicht verschaffen; oft ist es der Fall, daß, wenn dieselbe nicht gleichmäßig vertheilt werden kann, ein Stein in den leeren Eimer, die leere Kiste oder Schachtel gelegt wird. Nach unserem Bilde hat der Händler seine beiden Kisten in das Zimmer gebracht, und ist nun damit beschäftigt, eine derselben zu öffnen und ihren Inhalt zu entfalten; die andere Kiste mit dem Gegengewicht steht hinter ihm, und nebenan liegen der Bambusstab und die Seile, womit die Last getragen wird. Eben nähert sich ein Diener mit Thee oder einer andern Erfrischung, die dem Händler gereicht werden soll, da die vollste Gastfreundschaft ein Bestandtheil chinesischen Lebens und chinesischer Sitten ist.

Die ovale Oeffnung mit dem reichen Schnitzwerk oder verzierten Karnieß, die wir auf dem Bilde sehen, besitzt außer der reizenden Aussicht, die man durch dieselbe genießt, noch einen großen Vortheil — sie ist das einzige Fenster des Gemaches. Die Chinesen verwenden nämlich, wie die Römer, kein Glas zu ihren Fenstern; letzteren diente hierzu ein durchsichtiger Stein, **lapis specularis** genannt, der sich in dünne Plättchen schneiden ließ, und dem man bloß in den Palästen der Reichen begegnete. Die Gelehrten streiten sich über die Art dieses Steines; übrigens ist es bekannt, daß man zu gleichem Zwecke heute noch einen Stein verwendet, wovon die Russen zuerst an den Fenstern ihrer Kriegsschiffe Gebrauch machten, weil er der Erschütterung durch die schwere Artillerie eher widersteht, als es das beste Glas vermöchte.

Die Chinesen ersetzen das Glas durch Horn, Muschelschalen, Leinentuch, Seidengaze, Oelpapier, und hin und wieder durch Jalousieläden aus Bambus.

Auf der einen Seite des Gemachs, dicht hinter der Amme und dem Kinde, bemerkt man Schränke, auf deren Gestellen Platten mit Früchten, Töpfe mit wohlriechendem Holz, Wachsstöcke, sowie andere Gegenstände des Luxus, der Erfrischung oder des Bedürfnisses ihren Platz gefunden haben. Diese Meubles bestehen entweder aus japanischer lackirter Waare, oder aus gefirnißtem Bambus oder sonst hartem Holze, das nach den schwierigsten Mustern kunstreich ausgeschnitten ist, wie die prachtvollen Säulen, auf denen das Täfelwerk ruht. Zur Linken und dicht vor der ovalen Oeffnung sieht man einen herrlich gearbeiteten Tisch mit einer Marmortafel. Dieselbe dient einer höchst kunstvollen Arbeit aus Muscheln oder Gestein zur Unterlage, welche die Villa eines Fürsten oder Mandarinen in der Tartarei, der Provinz Kiang-nan oder sonst einer Gebirgslandschaft darstellt. Blumentöpfe bilden den Hauptschmuck einer chinesischen Wohnung, und haben von dorther auch nach dem westlichen Europa, wegen des reichen Schmuckes, den sie bilden, Eingang gefunden. Man erklärt die Vorliebe der Chinesen für die Blumenzucht in Töpfen aus dem Umstande, daß solche Töpfe zuerst in buddheistischen und andern Tempeln aufgestellt waren, und daß dadurch eine Ideenverbindung mit der Religion des Landes stattgefunden hat.

Kein anderes Hausgeräthe scheint bei den Chinesen beliebter zu seyn, als die Laterne; man könnte fast behaupten, daß, sowie der Bambus für ihr Leben unentbehrlich sey, eine Laterne unbedingt zu ihrem Glücke erfordert werde. Man sieht nirgends ein Gemach, in dem sich nicht eine Anzahl verschiedener Laternen befindet. So hängt eine große, prachtvolle, in Seide eingefaßte und mit Quasten aus den auffallendsten, reichsten Farben verzierte Laterne von der Decke herab, während kleinere in andern Theilen des Gemachs, und an Armen befestigt, die in der Mauer angebracht sind, den doppelten Zweck erfüllen, bei Tag zur Zierde zu gereichen, Lichtströme aber des Nachts zu verbreiten. Die Laterne steht übrigens natürlich in Betreff der

Lichtkraft weit hinter unsern glänzenden Kronleuchtern oder dem hellen Gaslicht zurück; auch ist der Dampf, der von ihr ausgeht, weit unerträglicher, als der Tabaksgeruch, mit dem das ganze Haus Abends angefüllt ist.

Der Zeichner unseres Bildes, dem man eine genaue Kenntniß chinesischer Architectur zuerkennen muß, hat den Fußboden aus Ziegelsteinen bestehend dargestellt; dieß ist zwar oft der Fall, und gibt dem Gemache ein besonders glänzendes Ansehen; aber eben so oft werden die Fußböden mit Backsteinen belegt und Bambusmatten darüber gebreitet, was sich sowohl niedlicher ausnimmt, als auch vor Kälte schützt.





Die europäischen Factoreien in Canton.

Man kann annehmen, daß der europäische Handel nach China, mit dessen Geschichte diejenige der europäischen Factoreien in Canton eng verflochten ist, um's Jahr 1517 begründet wurde, als Fernando Perez d'Andrada mit einer Flotte von acht Schiffen zu Canton ankam, und im Namen seines Gebieters, des Königs von Portugal, um die Erlaubniß nachsuchte, von diesem Orte aus nach China Handel zu treiben. Länger als hundert Jahre waren die Portugiesen im ausschließlichen Genuß dieses wichtigen Vortheils; eine zweite Handelsnation, die Holländer, hatte indeß ebenfalls den Weg nach dem Südmeer gefunden, und wollte sich ungefähr um jene Zeit nicht länger der portugiesischen Agentschaft zum Vertrieb ihrer Waaren bedienen, sondern ebenfalls einen directen Handel mit China eröffnen. Ein glücklicher Zufall half auch den Holländern zur Erreichung einer Absicht, die sonst trotz ihrem Muth, ihrem Unternehmungsgeist und ihrer Geschicklichkeit vereitelt worden wäre. Die Holländer, von den Portugiesen aus Makao vertrieben, wo sie eine Niederlassung begründet hatten, und durch die Verläumdungen der Letzteren um den ganzen Erfolg einer Mission nach Canton gebracht, setzten sich nunmehr zuerst auf der Insel Pihu und später auf Formosa fest, von wo aus sie sich bestrebten, einen solchen Ruf der Redlichkeit und des Handelsgeistes zu erlangen, der am besten die Verläumdungen ihrer Nebenbuhler

widerlegen und sie der Freundschaft der Chinesen würdig machen konnte. Die Gleichgültigkeit oder, besser gesagt, Verachtung der Chinesen für alles Fremde hätte jedoch wahrscheinlich den Holländern für immer alle Gelegenheit benommen, sich bei den Bewohnern des himmlischen Reiches Eingang zu verschaffen, wäre nicht ein Ereigniß dazwischen getreten, welches den Frieden, ja selbst die Unabhängigkeit des himmlischen Reiches bedrohte. Dieß war der durch Kosinga, einen Eingeborenen von Fokien und einen Mann von großen Fähigkeiten, bewirkte Aufstand, in dessen Folge derselbe nicht allein die Provinzen von Fokien, Quang-tong und Quang-si unter seine Gewalt brachte (die übrigen huldigten dem tartarischen Kaiser), sondern sich auch zum Herrn von Formosa machte. Kosinga widerstand der Macht eines Kaisers mit größerem Glücke und wahrscheinlich auch mit größerer Begeisterung für des Volkes Wohl, als Rienzi oder Masaniello, mit welchen ihn der Geschichtschreiber vergleichen mag, und als er fiel, geschah es in die Arme der Siegesgöttin, die das gefallene Diadem — Formosa — von seiner Stirne nahm und es auf die Schläfe seines Sohnes heftete. Da der Verrath, den die Holländer an diesem edlen Vaterlandsfreund begangen hatten, ihren längern Aufenthalt auf seiner Insel nicht räthlich zu machen schien, und sie sich durch die dem Kaiser in seiner Noth geleistete Hülfe der chinesischen Dankbarkeit empfohlen hatten, so ward ihnen fortan erlaubt, in den Vorstädten von Canton zu wohnen, und dort zum besseren Betrieb ihres Handels eine Factorei zu gründen. Diese Wanderung fand im Jahre 1762 statt.

Ermuthigt durch das Beispiel ihrer Handelsrivalen, hauptsächlich der Spanier und Portugiesen, trachteten jetzt auch die Engländer, ihren Handel nach dem indischen Ocean auszudehnen. Um dieses kühne Ziel zu erreichen, ließ Sir Robert Dudley drei Schiffe ausrüsten, und wußte sich von der Königin Elisabeth Briefe an den Beherrscher von China zu verschaffen, die er dem Befehlshaber des kleinen Geschwaders mit dem Befehl übergab: „seinen Zug bis nach Cathay auszudehnen“. Allem Anschein nach erreichte jedoch Dudley's Flottille die chinesische Küste nicht; auch lassen uns die Berichte der Spanier, die im Verdachte standen, die Mannschaft unbarmherzig ermordet zu

haben, mehr als zweifelhaft über deren Schicksal. Dieser an unschuldigem Schiffsvolke verübte grausame Act vermehrte noch die Feindseligkeit, die bereits zwischen England und den übrigen Handelsmächten bestand; auch mußten nothwendiger Weise die Scenen von Blut und Verrath, die jetzt zwischen Spaniern, Portugiesen und Holländern statthatten, den Kaiser veranlassen, alle Anträge der Europäer von sich zu weisen, und das bisher bestandene Vorurtheil nähren helfen, das die „Barbaren" von diesem alten Lande hartnäckig ausschloß.

Im Jahr 1637 machten die Engländer einen zweiten Versuch, mit China Handelsverbindungen anzuknüpfen, indem sie vier Schiffe, den Drachen, die Sonne, Catharina und Anna, nebst einer Pinasse, das Ganze unter Commando des Capitäns Weddel, nach Macao sandten, wo damals die Portugiesen eine Niederlassung hatten. Da ihr Empfang daselbst von allen Anzeichen des Mißtrauens und lästigen Anforderungen begleitet war, so entschloß sich der Capitän, in der Pinasse nach Canton zu segeln, um dort wo möglich die Wahrheit der portugiesischen Berichte, sowie die wirkliche Gesinnung der chinesischen Regierung gegen sein Land zu erforschen. Auf listige Weise ward er jedoch unterwegs durch Botschaften aller Art, die ihm entgegengesandt wurden, aufgehalten und endlich so weit vermocht, ihnen Glauben zu schenken, daß er sich in einen viertägigen Waffenstillstand einließ. In der Zwischenzeit hatten jedoch die Chinesen insgeheim verschiedenes schwere Geschütz an eine Stellung gebracht, welche die unterdessen nachgefolgten, vier vor Anker liegenden englischen Schiffe beherrschte; in einem Augenblicke, wo sie die Mannschaft derselben weniger auf ihrer Hut glaubten, feuerten sie verrätherisch auf die kleine Flottille. Einem weniger civilisirten, tapfern und edeln Feinde hätte dieser Treubruch den Anlaß geboten, alsbald die Feindseligkeiten wieder zu beginnen; aber im Herzen eines Engländers erweckte er nur den größten Unwillen und die tiefste Verachtung. Das chinesische übelgeleitete Feuer richtete unter den Engländern nur geringen Schaden an, aber um so größeren die wohlbemessenen, sich im Tempo folgenden Geschützlagen der Engländer, die das Feuer erwiderten; bald war auch die chinesische Batterie zum Schweigen gebracht, die Feigen von ihren

Geschützen vertrieben und ihnen Achtung vor Englands Flagge gelehrt. Dieses kühne Benehmen hatte auch eine unmittelbare Anerkennung der Engländer zur Folge, die nun eine Zeitlang mit den Chinesen ungestört Handel treiben konnten.

Abermals versuchte jedoch portugiesische Doppelzüngigkeit ihr Spiel, und vermehrte den Haß gegen die Engländer, welchen die von denselben erlittene Züchtigung und die Furcht vor einer Wiederholung derselben bereits bei den Chinesen erregt hatte. Ohne irgend einen Anlaß wurden die Engländer für „Feinde von China" erklärt und mit dem Spottnamen „Teufel" belegt, jeder Chinese aber, der fortan überwiesen würde, mit diesen Barbaren Handel getrieben zu haben, sollte des Hochverraths für schuldig erklärt werden.

Während der ersten Periode der Eroberung von China durch die Tartaren, und bevor die südlichen Provinzen sich der neuen Dynastie ergaben, erhielten die Engländer das Recht der Niederlassung auf den Inseln Amoy und Qui-mong, wo die ostindische Compagnie Factoreien anlegte; als sich jedoch auch diese Inseln den Mantschu im Jahr 1680 ergaben, wurden sie gezwungen, dieselben wieder zu verlassen. Vier Jahre später, als der innere Frieden des himmlischen Reiches wieder hergestellt und die Regierung von Formosa bestellt war, auch der Handel in den Seehäfen wieder aufblühte, durften die Engländer ihre Factorei zu Amoy wieder beziehen; sie behielten sie auch so lange, bis das kaiserliche Edict erschien, das allen auswärtigen Handel auf die Städte Makao und Canton beschränkte. Da nun dadurch die Beibehaltung ihrer bisherigen Factorei sowohl nutzlos als in den Augen der Gewalt ungesetzlich ward, so verlegten sie dieselbe mit allen Beamten nach Canton, von wo aus ihr Handel mit dem himmlischen Reiche bis zum Jahre 1833 in stetem Aufschwunge begriffen war. Zu dieser Zeit veränderte das Parlament in England, gerade damit beschäftigt, verschiedene Theile der Regierung neu zu bilden, die sogenannte East India-Bill, wodurch der chinesische Handel, der bisher ein Monopol dieser mächtigen Corporation gewesen war, sämmtlichen Handelsleuten Großbritanniens geöffnet, und an die Stelle der Compagniedirectoren die gewöhnlichen Civil- und Militärbeamten des Staats bestellt wurden.

Als das außerordentliche Handelsmonopol der ostindischen Compagnie dergestalt erlosch, wurde ein Oberaufseher für den britisch-chinesischen Handel erwählt, und Lord Napier war die erste Person, der dieses wichtige Amt anvertraut wurde. Bei seiner Ankunft in Canton verweigerte jedoch der Vicekönig die Annahme seiner Beglaubigungsschreiben unter dem Vorgeben, daß der Entschluß der britischen Regierung, den indischen Handel auf diese Weise beaufsichtigen zu lassen, dem Hofe von Peking nicht officiell mitgetheilt worden sey. Diese Erklärung scheint zwar nicht durchaus grundlos gewesen zu seyn; die Treulosigkeit des chinesischen Charakters ist indeß so groß, daß man keiner Behauptung oder Versicherung der Angestellten Glauben schenken darf. Lord Napier widerstand indessen eine Zeitlang dieser Zumuthung, und ließ sogar die Station bei Whampoa durch zwei Kriegsschiffe besetzen, ein Befehl, der jedoch nicht ohne Kampf vollzogen werden konnte, da die Forts der Bocca Tigris und der Tigerinsel auf die englischen Fahrzeuge Feuer gegeben hatten. Da sich indeß Gegenvorstellungen als zwecklos, ein Beharren auf dem einmal eingeschlagenen Wege aber als den britischen Interessen höchst nachtheilig erwies, so begab sich Lord Napier nach Makao, um dort die Befehle seiner Regierung abzuwarten, starb aber fast unmittelbar nach seiner Ankunft in diesem Hafen. Nach seinem Tode übernahm es Davis, das Eigenthum und den Handel seiner Landsleute zu Canton zu beschützen; er erfuhr auch hierin weiter kein Hinderniß, bis die berühmte Opiumfrage hinzukam, die endlich durch die vollständige Unterwerfung China's unter die britischen Waffen im Jahr 1842 gelöst ward.

Obgleich den Fremden in Canton das Anlegen von Factoreien und Waarenhäusern und das Anstellen von Handelsagenten gestattet ist, so sind doch bis jetzt alle Europäer von der kaiserlichen Regierung auf's Rücksichtsloseste behandelt worden. Trotz der Wärme des Klimas und der daraus sich ergebenden Ungesundheit eines Orts, der fast unter dem Seeniveau liegt und von stehendem Wasser umgeben ist, war doch die den Europäern zugewiesene Localität, bei einer Fronte von achthundert und einer Tiefe von vierhundert Fuß, früher Nichts,

als ein stinkender Morast. Durch Pfähle, die bis zu einer bedeutenden Tiefe in diesen Morast getrieben wurden, ward es endlich möglich, eine feste Unterlage zu erhalten, und auf dieselbe wurden nunmehr „die dreizehn Hongs“ gebaut. Die Fronte eines jeden dieser Gebäude ist mit einer Flaggenstange geschmückt, zur Andeutung der Nation, welche dasselbe bewohnt, und jede Factorei enthält außerdem nach chinesischer Sitte eine Inschrift zur Unterscheidung oder nähern Bezeichnung. So heißt die britische Factorei „der Hong, der die vollste Sicherheit gewährt“, die amerikanische „der Hong der vielen Quellen“, die holländische der gelben Flagge, die östreichische des Zwillingsadlers; die schwedische, dänische, französische, sowie diejenige der Parsen haben ebenfalls ihre besondern Bezeichnungen.

Selbst noch im Jahre 1834 wurden die Waarenhäuser und unteren Stockwerke der europäischen Factoreien von den Fluthen des Perlstromes in solchem Maaße überschwemmt, daß die Verbindung zwischen dem Fremdenviertel und der Stadt nur vermittelst Nachen unterhalten werden konnte; da das Uebel lange anhielt, so entstanden dadurch viele Krankheits- und Unglücksfälle unter den Kaufleuten. All' dieser Jammer brachte jedoch auf die chinesischen Behörden keine Wirkung hervor, noch bewirkte er für die Fremden den geringsten Nachlaß in der schonungslosen Behandlung, die ihnen von dieser harten, gefühllosen Nation zu Theil wird. Hinten an den Factoreien ist eine enge Bucht, in welche der Inhalt aller Stadtcanäle getragen wird; vornen befinden sich Treppen und Ziehrinnen, die zum Aus- und Einladen der Schiffsfrachten dienen. Zu den Factoreien und den Waarenlagern führt die Chinastraße und das Hog- (Schweine-) gäßchen; die erste ist breit und schön, voll von zierlichen, wohlversehenen Läden, mit Inschriften, um die Kunden anzuziehen, aber nicht in der prachtvollen, phantasiereichen Weise der Läden in der Stadt, deren Eintritt allen Europäern streng verboten ist. Das Hoggäßchen ist ganz verschieden hiervon — eng, übelriechend und finster, ist es nur von der niedersten Classe bewohnt, und häufig nur von Personen von üblem Lebenswandel besucht, daher auch meistens nur der Schauplatz von Volksbewegung, Diebstahl und sogar von Mord. Die

Europäer sind demnach auf ihr eigenes Viertel oder die Vorstadt beschränkt, deren Oberfläche kaum einige Quadratfuß übersteigt; der größere Theil derselben begnügt sich damit, auf den Terrassen ihrer Wohnungen der Abendkühle zu genießen, falls eine kleine Spazierfahrt auf dem Flusse, wogegen die chinesische Polizei nichts einzuwenden hat, nicht stattfinden kann. Nicht weit davon ist ein öffentlicher, von eisernem Geländer eingeschlossener Spazierort, von wo aus man eine herrliche Aussicht genießt, und wo Kaufleute, Schiffscapitäne und Civilbeamte, die mit den Factoreien in Verbindung stehen, Abends zusammenkommen, um sich von ihren Geschäften zu erholen; mit Ausnahme dieser kleinen Terrasse ist jedoch dem Europäer sonst kein anderer Raum erlaubt, außer dem durchaus erforderlichen, um die Waaren aus- und einzuladen, zu kaufen oder zu verkaufen.

Die zwei oben erwähnten Straßen theilen die Hongs in drei verschiedene Häusergruppen; die westliche enthält die französischen und spanischen Factoreien mit dem Hause eines Hanist oder chinesischen Kaufmanns, der hauptsächlich den auswärtigen Handel treibt; in der mittlern befinden sich die britischen, dänischen, amerikanischen und östreichischen Factoreien; die östliche enthält den Hong der ostindischen Compagnie, den anmuthigsten und bestgebauten von allen, mit einer Säulenhalle und Terrasse, einem Garten mit eisernem Geländer und der Aussicht auf den Fluß. Das Verbot des Stadtbesuchs, sowie die Beschränkung auf den sehr kleinen und ungesunden Raum, der dem Europäer gestattet ist, machen einen längeren Aufenthalt dahier sehr unangenehm, und müssen auf Jedermann, außer dem Geschäftsmann, eine sehr demüthigende Wirkung äußern. Die letzte Besiegung der Chinesen durch die Engländer, die mit der Oeffnung anderer Häfen und mit der Abtretung von Hong-kong endete, muß entweder dem Uebelstand eines Aufenthaltes in Canton ein Ende machen, oder zur Folge haben, daß Cantons gewinnbringender Handel auf andere Häfen, wie Amoy, Ning-po, Makao oder Queentown übergeht, obgleich letzterer eigentlich nur zur Aufbewahrung verzollbarer Waaren bestimmt ist.

Tsi-sing-yen oder das sieben Sternengebirge.

Die sieben Sternenhügel sind in der ganzen romantischen Landschaft der zwei und siebenzig Bergspitzen, die aus dem Westdistrict von Quang-tong hervortreten, nicht allein die auffallendsten, sondern geben auch das vollständigste Bild von der Beschaffenheit des Bodens dieser an Naturscenen reichen Provinz und seiner Cultur. Der ganze geologische Bau dieser Landschaft muß auch dem oberflächlichsten Beschauer Interesse einflößen; die außerordentlich romantischen Formen desselben gewähren der Phantasie die angenehmste Befriedigung, und keine andere Gegend in Quang-tong charakterisirt in diesem Maße die ländliche Thätigkeit der südlichen Bewohner von China. Wahrscheinlich lagen ehedem diese Niederungen, die man zwischen den steil emporsteigenden Felsenmassen entdeckt, unter der Wasserfläche, und der angeschwemmte Boden bestätigt diese Muthmaßung. Die abgerissenen Massen, die so steil inmitten der Landschaft emporragen, und derselben durch ihre Anzahl den Namen gaben, bestehen aus einer zweiten Lehmformation, und sind theils durch den Regen, theils durch die anbrandenden Meereswogen grotesk und höhlenartig gebildet worden. Weiter hinten erhebt sich der Wu-fong-schih oder Fünfspitzenberg, der eine Höhe von fünftausend Fuß erreicht, und dessen einziger Bestandtheil Granit ist. Jeder noch so steile Fleck dieser Hügelinseln ist der ackerbauenden Betriebsamkeit der Bewohner zinsbar, und die ganze, früher so unfruchtbare





Oberfläche dieser Gegend ein wahrer Garten geworden. An einigen Stellen hat man den Urfelsen mit solcher Sorgfalt urbar gemacht, daß die Theepflanze weit üppiger auf demselben gedeiht, als auf fetterem Boden; an andern Stellen wurde der nackte Stein bis zu einer solchen Höhe mit Erde überdeckt, daß jede Fruchtgattung darauf gedeihen kann. Nichts liefert einen bessern Beweis von dem Fleiß und der Culturfähigkeit der Chinesen, als die schönen Hütten, welche die steilen Wände und Spitzen des sieben Sternengebirges krönen, und die Maulbeerbaum- und Theepflanzungen, die der ganzen Gegend Schatten verleihen. Der ärmere Theil der Bewohner und Diejenigen, welche weniger vom Schweiß ihres Antlitzes ernten mochten, waren gezwungen, zur Fristung ihres Daseyns aus diesem Eden in die höher liegenden Gebirge zu flüchten, wo das Beispiel ihrer fleißigeren Brüder sie ebenfalls zur Thätigkeit ermunterte, und ihnen zu einem gleich zufriedenen Loose verhalf.

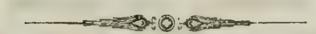
Die runden Bergspitzen, die so majestätisch aus der fruchtbaren Ebene von Tsi-sing-yen hervorragen, schließen zahlreiche kleinere Landschaften ein, die der Chinese wegen ihres erhabenen, reizenden Charakters feiert.

Von dem Fünfspitzenberge stürzt sich ein Wasserfall so majestätisch herab, daß derselbe in der Entfernung von einer Viertelstunde sich wie ein großer Vorhang von Glas ausnimmt, während das Donnergetöse, mit dem er das Flußbett erreicht, mehrere Meilen weit gehört wird. Dieser malerische Katarakt hat seinen Ursprung in einer runden Felsenhöhlung, die von vier Bergkuppeln, deren höchste Spitzen dichtes Gebüsch krönt, gänzlich überhangen und umgeben ist. Die Bewohner nennen dieselbe „die Höhle des schönen Hains", und die höher liegenden Spitzen haben nach chinesischer Weise gleich bezeichnende und phantastische Namen. Die eine heißt der Phönixhorst, eine zweite das Jaspislager, eine dritte die Rauch- und Nebelterrasse, während die Sylphiden des Bergs auf der „Wolkenbahn" wandeln. Von der Spitze des Wolkenbergs stürzt sich ebenfalls ein Wasserfall herab, der sich dem Ohre schon aus der Ferne durch sein Getöse ankündigt, und dadurch merkwürdig ist, daß sein Fall ein dreifacher ist. Mit Ungestüm bricht derselbe aus den Nebeln, die stets die Spitzen des Berges umlagern,

hervor, zertheilt sich in drei gleich große Bäche und stürzt sich am Mühlsteinfelsen vorbei; unmittelbar darauf vereinigen sich die drei Wasserarme wieder und ergießen sich in den Jaspissee.

Der Zeichner hat uns nicht bloß ein treues Bild dieser malerischen Gegend gegeben, dasselbe zeigt uns auch einige interessante ländliche Arbeiten ihrer Bewohner. Man sieht darauf einige derselben mit der Pflanzung des Kürbisses beschäftigt, den man zum Wachsthum an einem horizontalen Gatter zieht, welches auf rohe, sieben Fuß hohe Pfosten befestigt, und wodurch die ganze ländliche Arbeit des Wartens und Pflückens erleichtert ist. Der Chinese schätzt diese Pflanze, die **Lagenia vulgaris** des Botanisten, sehr; man schneidet den eßbaren Theil derselben aus, kocht ihn in Weinessig, und macht mit Reis und Fleisch einen in China sehr beliebten Pudding daraus. Damit endet jedoch die Anwendung des Kürbisses nicht; die Schale dient vielmehr, um den Pudding darin aufzutragen, und wird dann später als Trinkgeräth benützt. Auch gebraucht man die Kürbißschale, um den Kopf des Jagdfalken zu verhüllen, wenn derselbe Wasservögel anlocken soll.

Ueber das Kürbißgatter hinweg sieht man Landleute emsig auf den überschwemmten Reisfeldern beschäftigt, und nicht weit davon erblickt man zwei Arme des Perlcanals, die den doppelten Zweck des Wassertransports und der Bewässerung erfüllen.







Theater zu Tien-sin.

In der Provinz Pi-tschi-li, in der auch Peking liegt, ist eine Stadt, die, obgleich sie starken Handel treibt, zahlreicher bevölkert ist, und größere Reichthümer besitzt, als die meisten übrigen, dennoch keine ersten Rangs ist, noch ihre eigene Gerichtsbarkeit ausübt; sie stand stets nur in dem Range Tschiu, d. h. der Städte zweiter Classe. Sie liegt da, wo der Kaiserkanal von Lin-tschin-tschiu her in den Peking-fluß mündet. Ein vornehmer Mandarine residirt hier, und unter ihm stehen alle Beamte, die über die Salzwerke längs der Seeküste der Provinzen Pi-tschi-li und Kan-tong gesetzt sind; alle Schiffe, die Zimmerholz aus der östlichen Tartarei herbeiführen, legen, nach einer Fahrt durch die Bucht von Liau-tong, in diesem Hafen an, der bloß zwanzig Meilen von Peking liegt.

Dieß ist Alles, was uns die Jesuiten über die città celeste zu berichten wußten. Der Scharfsinn, mit dem sie uns China und seine Bewohner schilderten, ist bis heute von keinem andern europäischen Reisenden übertroffen worden. Mögen auch die Notizen, die sie uns über die Topographie des Landes geben, vom heutigen Standpunkte der Länderbeschreibung aus, nicht mehr genügend erscheinen, so umfassen dieselben doch das Hauptsächlichste, was über diese wichtige Stadt gesagt werden konnte, während ihre Schilderungen bei der Unwandel-

barkeit chinesischen Lebens heute noch gerade so zutreffen, wie dieß vor hundert und mehr Jahren der Fall war.

Tien-sin ist am Zusammenflusse des Pi-hu und Ju-hu vortrefflich für den Handel gelegen. Vermittelst des ersteren unterhält diese Stadt eine Verbindung mit Peking, das zwanzig Meilen entfernt ist, während die Entfernung von der See nur sechszehn Meilen beträgt. Der letztere eröffnet vermittelst des Kaiserkanals einen wichtigen Handelsweg nach den südlichen Provinzen des Reiches. Der Fluß ist an seiner Mündung, wie anderwärts in China, durch eine Kette gesperrt, und die Wassertiefe oberhalb der Stadt den Europäern nicht hinlänglich bekannt, so daß Segel- oder schwere Lastschiffe ohne einen einheimischen Lootsen die Fahrt nicht wagen sollten; Dampfschiffe können jedoch mit aller Sicherheit, vermöge ihres geringeren Tiefgangs und der Leichtigkeit ihrer Bewegung, den ganzen Fluß befahren. Nach dem Berichte des Lord Jocelyn, eines Mitgliedes der letzten englischen Expedition, entwarf der Befehlshaber eines englischen Kriegsschiffes folgenden kühnen Plan: Seine Absicht war, mit einem wohlbewaffneten Kriegsdampfboote und einer Corvette nach Tien-sin zu fahren, wo sich die großen chinesischen Handelsmagazine und Kriegsvorräthe befinden. Dort angekommen, war es darauf abgesehen, alle Schiffe im Hafen anzuzünden, und dadurch die Mittel zu benehmen, den Rückzug abzuschneiden; Tien-sin wäre hierauf Angesichts von Peking in Brand gesteckt worden, was nothwendig einen Schrecken hätte verbreiten müssen, der das ganze Reich bis in seine Grundfesten erschüttert hätte. Dieser verwegene Plan wurde bloß durch die Wachsamkeit der Chinesen, die etwas der Art zu besorgen schienen, vereitelt.

In den meisten größeren Handelsstädten findet man die größte Abwechslung öffentlicher Lustbarkeit, die größte Anzahl Kaffeehäuser, Speisewirthschaften, öffentliche Lustorte und Theater, was sich daraus erklärt, daß Zerstreuung und Aufheiterung daselbst zum Hauptbedürfniß werden. Das Aufkommen aller dieser Anstalten ist zugleich ein Beweis, welch reichliche Unterstützung sie beim Publikum finden. Diese Bemerkung ist hauptsächlich auf Tien-sin anwendbar, das nicht nur als erster Handelsplatz der ganzen Provinz gilt, sondern auch als ein

Ort, in dem Lust und Freude ihre bleibenden Wohnsitze aufgeschlagen haben.

Schon viele Europäer haben dieses Liverpool China's besucht, und daselbst diejenige wohlwollende Aufnahme, und denjenigen angenehmen Aufenthaltsort gefunden, welche der Handelsgeist bereitet, und die man in andern chinesischen Städten so ungern vermißt. Längs der Ufer des Pi-hu, in einer Ausdehnung von einer Stunde, erstrecken sich lange Linien von Wohnungen, Werften, Fabriken, Waarenlagern, Schiffsdocken, und die ganze sichtbare Oberfläche des Flusses ist so dicht mit Tschonken bedeckt, daß es kaum möglich ist, einen engen Durchgang zu erzwingen.

Die Menge, die sich auf den Verdecken dieser zahllosen Flotte drängt, besteht nicht bloß aus Schiffern; man zählt unter ihnen ganze Familien, die eine Art Amphibienleben führen, denen jedes Ufer ein fremder Boden ist, und die nur gelegentlich ihren Fuß auf feste Erde setzen. Zweimal sind die englischen Gesandtschaften durch diesen großen Handelsplatz gekommen, und die Schilderung, die sie uns davon aufbewahrt haben, ist ganz geeignet, einen Begriff von chinesischem Unternehmungsgeist, Reichthum, so wie von chinesischer Disciplin und Civilisation zu geben. Während einer dieser Reisen wurde eine Theatervorstellung unter Zusammenlauf einer Menge, wie solcher selbst in China selten ist, veranstaltet. Die Verdecke sämmtlicher Angesichts der Stadt sich befindenden Schiffe waren mit Menschen angefüllt; selbst an den seichten Stellen zwischen den Schiffen und dem Ufer standen Menschen, während ein dichtes Gedränge vom Wasserrande bis zur Spitze des Hügels durcheinanderwogte. Das sanfte Ansteigen des Bodens von jeder Seite gab dem Ganzen das Bild eines großen Amphitheaters. Da es nicht möglich war, daß die Leute ihre gewöhnliche Kopfbedeckung, den breiten Hut, während eines solchen Gedränges aufbehielten, so mußte der Anblick einer so großen Anzahl kahler, der vollen Einwirkung der stechenden Mittagshitze ausgesetzter Köpfe etwas Tragi-komisches haben. Längs der Flußufer erblickt man beständig große Salzsäcke in Kegelform aufgestellt und mit Matten bedeckt. Während der Gesandtschaftszug vorüberschritt, waren ebenfalls solche Salzsäcke aufgeschichtet

und machten auf den ersten Anblick glauben, als wären es eben so viele aus Köpfen gebildete Pyramiden. Es ist bemerkenswerth, daß, trotz der großen Neugierde, die sich bei dieser Gelegenheit unter dem Volke kund that, auch nicht die geringste Unordnung oder Störung vorfiel; unter der ganzen zahlreichen Menge schien vielmehr ein großer Ordnungsdrang zu leben, und weder Civil- noch Militärmacht war darunter zu erblicken.

Während die Staatsbarken vor dem viceköniglichen Palast Anker warfen, ward auf dem Quai eine Schaubühne mit einem Orchester hinter derselben improvisirt, und eine chinesische Vorstellung sollte zu Ehren der Gesandtschaft stattfinden. Das Aeußere des Gebäudes war mit den lebhaftesten und glänzendsten Farben geschmückt, durch deren Wahl und Vertheilung die Chinesen einen so angenehmen Effect hervorzubringen wissen. Die Vorderseite, dem Flusse zu, ward ganz offen gelassen, das Innere aber mit gleichem Erfolg und gleicher Eleganz ausgeschmückt. Die Vorstellung dauerte einen ganzen Tag, indem die Pantomime abwechselnd mit dem historischen Drama die Zeit ausfüllte. Große Aufmerksamkeit ward auf das Costüm verwandt, indem sämmtliche Darsteller in dem Gewande der Zeit erschienen, in die das Stück fiel. Eine Art Recitativ nahm die Stelle des Dialogs ein, und war von einer großen Zahl musikalischer Instrumente begleitet, aus denen die Gong, Kesselpauke und die Trompete besonders gehört wurden, während die Pausen mit dem lauten Lärm der Blasinstrumente angefüllt waren. Jeder Darsteller erklärte bei seinem Auftreten die Rolle, die ihm zugetheilt war, wo die Scene statthatte ꝛc. Diese Rücksicht auf das anwesende Publikum wird jedoch sonst nur beobachtet, wenn Fremde, die der chinesischen Sprache unkundig sind, der Vorstellung beiwohnen.

Van der Velden gibt in seinem Romane: „Die Gesandtschaftsreise nach China," nach älteren englischen Quellen folgende Schilderung des Theaterstücks, das zur Zeit der Sendung von Macartney aufgeführt wurde:

Rings um das Amphitheater zogen sich Gallerien, von denen zahllose bunte Bänder und seidene Wimpel flatterten. Die breite, aber

nicht tiefe Bühne war mit einem bunten Gemische von schattenlosen Gebäuden ohne Perspective und wunderlichen Bäumen bemalt, die die stehenden Decorationen zu seyn schienen. Dahinter erhob, von aller Harmonie verlassen, die chinesische Musik mit ihren Blasinstrumenten einen Höllenlärm, zu der der Lu eine Art von Takt schlug. Endlich ward es stille und ein entsetzliches Trauerspiel: „Die kleine Waise aus dem Hause Tschao," wurde aufgeführt.

Ein Erzbösewicht trat im Prolog in uralter chinesischer Tracht auf, und sagte den Zuschauern mit griechischer Breite, daß er Tu-ngan-ku heiße, und Kriegsminister des Königs von Tsi sey; dann erzählte er eine höchst pfiffige Kabale, durch die er den Minister des Innern, Tscha-o-tu, gestürzt hätte. Er hatte nämlich einen großen Hund abgerichtet, eine Figur, wie sein Feind gekleidet, zu zerreißen, und dann dem König weis gemacht, daß dieser Hund den Mann kenne, der dem Könige nach dem Leben trachte. Der einfältige König hatte den Angriff des Hundes für einen Beweis der Schuld Tscha-o-tu's genommen, und dieser sich vor seinem Zorne durch die Flucht gerettet. Seine ganze Familie, dreihundert Köpfe stark, ward hingerichtet, bloß sein Sohn Tscha-o-so war, als Schwiegersohn des Königs, verschont worden. Jetzt hatte aber Tu-ngan-ku einen Befehl des Königs untergeschoben, nach welchem Tscha-o-so zwischen Strick, Gift und Dolch wählen sollte, und nachdem er solchergestalt die tiefsten Falten seines schwarzen Herzens gezeigt hatte, trat er ab.

Hierauf erschien der arme Tscha-o-so mit seiner fürstlichen Gemahlin, unterrichtete die Zuschauer gleichfalls gebührend von seinem Namen und Charakter, erzählte ihnen einen Theil von dem, was sie schon wußten, und sich vor Tu-ngan-ku's böser Liebe fürchtend, befahl er seiner Frau, den Sohn, mit dem sie schwanger gehe, die Waise von Tschao zu nennen und sorgfältig zu erziehen, damit er einst seine Eltern räche.

Jetzt erschien der Todesbote des Königs, entledigte sich seiner fatalen Commission, befahl, daß die Prinzessin in ihrem Pallast eingesperrt bleiben sollte, und drang mit unhöflicher Liebe in ihren Gemahl, sich auf der Stelle zu entleiben. Dieser fragte seine Gattin in

einem Recitativ, was er in diesem Unglück machen solle. Statt ihm Rede zu stehen, beklagte sie es bloß etwas unpassend, daß die dreihundert Tscha-o-tu's unbegraben liegen geblieben wären. Tscha-o-so rief wimmernd, das es ihm nicht besser ergehen werde; sang hierauf der Prinzessin das, was er ihr befohlen, noch einmal vor, und erstach sich dann heldenmüthig.

Der Bote des Königs erzählte den Zuschauern unnöthigerweise, daß Tscha-o-so todt, und seine Frau Arrestantin sey, machte sich gleichfalls die Ergötzlichkeit, einige Strophen abzusingen, ging ab und der Prolog war zu Ende.

Der erste Akt begann. Tu-ngan-ku erschien mit seinem kriegerischen Gefolge, empfing die Meldung, daß die Prinzessin von einem Sohne entbunden worden, befahl, daß der Kriegsmandarin Han-ku-e die Zugänge ihres Palastes besetzen, daß Niemand herausgelassen, und daß das Kind bei Lebensstrafe versteckt werden solle, und ging ab. Jetzt erschien die Prinzessin, die neugeborene Waise auf dem Arm, erzählte noch einmal kürzlich ihren Stand, ihre Schicksale und den letzten Befehl ihres erdolchten Gemahls, und erklärte, daß sie ihre einzige Hoffnung auf ihren Hausarzt setze.

Dieser erschien sofort, gleich einem Maschienengotte, mit seinem Medicinkasten, erzählte, was schon einigemal erzählt worden war, ließ sich von der Prinzessin ähnliche bekannte Dinge erzählen, und verkündete ihr Tu-ngan-ku's letzten, harten Befehl. Die Prinzessin bat ihn auf den Knieen, ihr Kind zu retten, und auf die submisse Vermuthung, daß sie dann wohl, wenn Tu-ngan-ku nach dem Kinde frage, ihn verrathen und dadurch verderben könne, ohne ihr Kind zu retten, erdrosselte sie sich auf der Stelle mit ihrem Gürtel.

Wahrscheinlich, weil der Verschnittene, der die Prinzessin vorstellte, nicht sonderlich interessant war, machte der Arzt keinen Versuch, die gewaltsame Procedur zu hindern, sondern versicherte bloß: Er habe nicht geglaubt, daß sich die Prinzessin erdrosseln werde, packte die Waise in seinen Medicinkasten und wollte damit abgehen.

Nun erschien der General Han-ku-e mit seinen Soldaten, verkündigte pflichtgemäß seinen Namen und Titel, und sang seinen Haß

gegen Tu=ngan=ku, dessen Befehlen er gleichwohl gehorchte. Der Arzt wurde mit seinem Medicinkasten angehalten, gestand, was darin sey, und Han=ku=e befahl ihm, sich mit seinem Schützlinge zu retten. Unsinnigerweise zweifelte er aber an Han=ku=e's Redlichkeit und dieser wußte sie ihm auf keine Art zu beweisen, als daß er sich singend über sein Mißtrauen beklagte, und auf der Stelle sich selbst erdolchte. Nun bekam der verschlagene Arzt erst Muth zum Davonlaufen, sagte, daß er nach dem Dorfe Liu=liu=tai=ping fliehen wolle, ging mit dem Medicinkasten ab, und der Akt war zu Ende.

Zweiter Akt. Der grimmige Tu=ngan=ku erscheint an der Spitze seiner Soldaten, und erzählt die Befehle, die er wegen der Waise gegeben, noch einmal weitläufig. Ein Soldat meldet, daß sich die Prinzessin erdrosselt, und Han=ku=e erstochen habe, und der geniale Bösewicht schob auf der Stelle einen neuen Befehl des Königs unter, daß alle Kinder vom Alter der Waise in seinen Palast gebracht werden sollten, deren jedem er drei Dolchstiche beibringen wolle. Nachdem der Wütherich noch geschworen, daß die Waise seinem scharfen Stahl nicht entrinnen solle, und wenn sie aus lauter Gold und Edelsteinen bestände, schritt er weg, und der Einbildung der Zuschauer wurde jetzt angesonnen, sich in das Dorf Liu=liu=tai=ping zu versetzen. Hier erschien ein Greis, der offen gestand, daß er Kong=tun heiße, seit Tu=ngan=ku's heillosem Regimente seine Ministercharge niedergelegt, und sich in diesem Dorfe zur Ruhe gesetzt habe. Nachdem er seinen Haß gegen Tu=ngan=ku besungen, brachte der Arzt seinen Medicinkasten mit der Waise angeschleppt, und sang Alles, was geschehen, und den Zuschauern einigemal vertraut worden war, dem guten Kong=tun vor. Dieser ergoß sich über das Unglück der Waise, und endlich beschlossen die beiden edlen Menschen in einem Duette, daß die Waise als der Sohn des Arztes erzogen, dieser Sohn in den Kleidern der Waise zu Kong=tun gebracht werden, daß der Arzt Kong=tun bei Tu=ngan=ku als den Retter der Waise anklagen, und durch Aufopferung Kong=tun's und seines Sohnes die Waise retten sollte. Kong=tun sang noch eine haarsträubende Bravourarie und der Akt war zu Ende.

Im dritten Akt kommt der gräuliche Tu=ngan=ku mit seinen Sol=

daten wieder zum Vorscheine, und erzählt von der Fabrikation einer neuen königlichen Ordre, daß, wenn die Waise nicht znm Vorschein komme, alle Kinder unter sechs Monaten umgebracht werden sollten. Jetzt erschien der Arzt, Kong=tun als den Hehler der Waise anklagend, dessen sich der neue Herodes zu bemächtigen beschloß. Singend erwartete Kong=tun in Liu=liu=tai=ping seinen Henker, der sich auch bald mit Soldaten einfand. Kong=tun sollte gestehen, wo er die Waise habe, läugnete aber, und wurde nun zum Ergötzen der Zuschauer unbarmherzig geprügelt. Während der Schläge sang er mit heller Stimme seine großmüthige Verachtung aller Schmerzen. Jetzt befahl Tu=ngan=ku dem Arzte, als Kläger den Angeklagten eigenhändig zu prügeln. Dieser nahm zuerst eine dünne Gerte, dann einen entsetzlichen Knüttel, und da beides als zu wenig und zu viel verworfen wurde, einen Mittelstock, mit dem das Prügeln von Neuem losging. Nun that Kong=tun, als ob er gestehen wolle. Unterdeß hatten aber schon die Soldaten den Sohn des Arztes in den Kleidern der Waise gefunden, und schleppten das arme Kind herbei. Tu=ngan=ku applicirte ihm höchst eigenhändig die verheißenen drei Dolchstiche. Kong=tun schlug sich den Kopf auf den Steinstufen seines Hauses entzwei, Tu=ngan=ku nahm den Arzt zur Belohnung seiner guten Dienste zu sich, und versprach, wegen eigener Kinderlosigkeit seinen Sohn, für den er die untergeschobene Waise hielt, zu adoptiren, wofür dieser sich demüthig bedankt. Der Akt schloß mit der neuen Versicherung des Tyrannen, daß ihn die Gunst, in der Tscha=o=tun gestanden, übler Laune gemacht, daß er aber jetzt, da das ganze Haus ausgerottet sey, nichts mehr zu fürchten habe.

Die beiden letzten Acte waren die Krone des Ganzen. Die Waise, die in dem Zwischenact dem Medicinkasten entwachsen, und ein tüchtiges Knäblein von zwanzig Jahren geworden war, erzählte nun, daß sie dermalen Tsching=Poel heiße, und der Adoptivsohn des Tu=ngan=ku sey. Der Arzt hatte die Gräuelgeschichte des Hauses Tscha=o auf ein Papier malen lassen, das er pfiffigerweise liegen ließ, damit Tsching=Poel es finden und sich von Allem unterrichten sollte. Der junge Mann sang auch wirklich das, was er in den Bildern fand, noch

einmal vor. Dann kam der Arzt zurück, und ließ natürlich die Gelegenheit nicht unbenutzt, bei Erklärung der Bilder die ganze Geschichte noch einmal zu erzählen. Nachdem die Waise erfahren, daß sie die Waise und ihr Adoptivvater der Bösewicht des Trauerspiels sey, schwur sie singend, ihn umzubringen. Dem König, dem die Sache gemeldet wurde, gingen jetzt auf einmal, obwohl etwas spät, die Augen auf. Er befahl, Tu-ngan-ku zu verhaften. Die Waise vollstreckte den Befehl, und das humane Urtheil fiel dahin aus, daß der Verbrecher auf einen Holzesel gebunden und bloß in einige tausend Stücke zerschnitten werden sollte, was er für sein schlechtes Spiel wohl verdient hatte. Damit sich nun nicht allein das Laster erfreche, sondern auch die Tugend gebührend zu Tische setze, gab der König der Waise den Titel Tschao-o-non, avancirte ihren Vater und Großvater in ihren Gräbern zu Granden von Tsin, den seligen Han-ku-e zum Generalissimus der Armee, ließ dem armen Kong-tun ein prächtiges Epitaphium setzen, schenkte dem Arzte ein schönes Landgut, und die Waise pries diese königliche Munificenz in einer halsbrechenden Arie, womit das Meisterwerk schloß.

Kin-shan, die Goldinsel am Flusse Yang-tsi-kiang.

Besonders viel des Schönen und Interessanten ist dort vereinigt, wo ganz in der Nähe von Qua-tschau der Kaiserkanal den Yang-tsi-kiang durchschneidet. In den entlegensten Provinzen China's kennt man Kin-shan, die Goldinsel, als einen der heiligsten Oerter, reich an malerischen Punkten und vom Kaiser vor allen begünstigt; die pittoresken Reize dieser Gegend müßten selbst dort Bewunderung erregen, wo der Geschmack höher gebildet, und man mehr als in China an Naturschönheiten gewöhnt ist. Gegenwärtig dürfte es schwer seyn, zu entscheiden, ob die Insel den Beinamen „golden" von ihrer sonnigen Lage, oder von der Sage erhalten hat, daß sie Gold in ihrem Innern berge; doch ist das Letztere wahrscheinlicher, weil ein benachbarter Felskegel Yin-shan oder Silberinsel heißt.

Diese von der Natur so hoch begünstigte „Insel der Schönheit" erhebt sich majestätisch aus dem breiten Kiang-Flusse, welcher hier ein Bild rastloser Geschäftigkeit zeigt; denn zahllose Barken, Boote und andere Fahrzeuge kommen und gehen nach Qua-tschau, dem regsamen Stapelplatze des Verkehrs, auf dem Kanale und dem Flusse. Der höchste Punkt der Insel übersteigt wohl nicht dreihundert Fuß, ihre felsige Küste wird etwa fünfzehnhundert Fuß im Umfang haben. Ihre steil abfallenden, aber fruchtbaren Seitenwände sind mit der üppigsten Vegetation geschmückt; umgeben vom

Schatten der letzteren erheben sich die heiligen Tempel auf dem grünen Teppich des Bodens, welcher, nun von den Kegelformen jener Gebäude unterbrochen, die ganze Felspyramide der Insel einhüllt, und in zierlichen Formen sich herabzieht, bis drunten, wo das zarte Gezweig die Wellen berührt, welche den Fuß der Insel umkräuseln. Halb verhüllt von dem Gehölz lauschen ringsum Tempel, Thürme und Bonzen-Wohnungen hervor, während das Ganze eine Pagode von zierlichster Bauart bekrönt, wie überall, wo die Civilisation feste Wohnsitze gewonnen hat, die Diener der Religion ihren Wohnungen und Altären solche, für eine beschauliche Meditation am besten gelegenen Zufluchtsörter auswählten, und so offen und treulich den reizendsten Gaben der Natur ihre Ehrfurcht zollten. Die christlichen Klöster sind nicht nur die prächtigsten Werke der Kunst, sondern überall, wohin das Licht des Christenthums drang, in den reichsten und romantischsten Gegenden erbaut, und die Chinesen haben in dieser Beziehung nicht weniger Sorgfalt, Geschmack und Einsicht bewiesen, als die Priesterschaft christlicher Länder. Der malerischen Umgebung ihrer Götzentempel und Wohnungen gelang es zu allen Zeiten, diejenige Klasse von Reisenden von der Straße ab zu ihren fröhlich umblühten Altären hinzulocken, von denen die reichlichsten Gaben zu erwarten standen.

Reich geschmückt mit den üppig aufgeschossenen Stämmen jeder in der Provinz Kiang-nan vorkommenden Baumart, ist die herrliche Insel nicht minder verschönt durch die phantastischsten Architekturformen. Die Religionen des Confucius, Laokien und Fo haben hier jede ihrer Gottheit Tempel errichtet, während die zierliche Pagode, eine Gestaltung, die seit Jahrhunderten unzertrennlich erscheint von einer chinesischen Landschaft, höhere Würde den majestätischen Formen des ganzen Bildes verleiht. Das zweistöckige, von überhängenden Zweigen beschattete Gebäude steht am Rande des Flusses. Früher eine Bonzen-Wohnung, ist es mehr als wahrscheinlich, daß diese frommen Heuchler damals zur Auswanderung gezwungen wurden, als der Kaiser Kienlong hier eine Villa baute, und einen Theil der Inseln in Lustgärten im gewöhnlichen chinesischen Style der Gartenkunst verwandelte. Eine Laune veranlaßte diesen kapriziösen Autokraten, gelegentlich die südlichen

Provinzen seines weiten Reiches zu bereisen, und da die Gegend von Qua-tschau gesund und auffallend pittoresk war, so wurde sie als paßlich für eine kaiserliche Residenz auserlesen. Alsobald wurde, nahe bei dieser blühenden Stadt, an der Stelle, welche Woo-yuen oder die fünf Gärten heißt, ein Palast erbaut, welcher dann mit kleinen Unterbrechungen auch fortwährend der Ort blieb, wohin sich lange Zeit die Kaiser am liebsten zurückzogen. Die weiten Gärten schmückte man mit Lusthäusern, sowohl einzeln stehenden, als auch in Gruppen und durch bedeckte Gänge verbunden, und mit mancherlei anderen, kleineren Gebäuden, während man es auch nicht an Blumenbeeten, nachgeahmten Ruinen, künstlichen Felsen und von Menschenhand ausgehöhlten Grotten fehlen ließ.

Sanft geschlängelt und überbaut mit zahlreichen Brücken ist ein Fluß geschickt zwischen allen Hindernissen dieses schönen Labyrinthes hindurchgeführt. Bald ist er eingezwängt zwischen waldigen Höhen, bald breitet er sich zu Seen aus, auf deren spiegelheller Oberfläche die Inseln zu schwimmen scheinen, welches Alles auf das Glücklichste mit scheinbaren Fernsichten täuscht. Das Prinzip dieses Kunstgriffes, in dem es die Chinesen bei ihren Parkanlagen so weit gebracht haben, daß nämlich eine Entfernung desto größer erscheint, je größer die Menge der zwischenliegenden Gegenstände ist, dieses Prinzip scheint von der analogen Methode mancher Philosophen entlehnt, wenn sie die Zeit nach der Zahl der dazwischentretenden Vorstellungen gemessen haben wollen.

Obgleich das Schönste jener Anlagen zu Woo-yuen zerstört ist, und die Zeit wenig mehr übrig gelassen hat, als den materiellen Stoff der so überaus schönen, malerischen Gebilde, die sich hier fanden, so ist doch ein Gemach noch sorgfältig erhalten, und wird dem Wanderer mit einem gewissen geheimnißvollen Pomp gezeigt. Es ist das Bibliothekzimmer, wo einst der große Kien-long Ruhe suchte vor

„Der Staatsgeschäfte Lärm, der Factionen Kampf,
Und all' den Uebeln des geschäft'gen Lebens."

Hier sann er nach, wahrscheinlich über die beste Weise, wie er sich befreien könnte von den quälenden Sorgen, wie sie die Regierung

so vieler Millionen nothwendig mit sich bringen mußte — vielleicht auch über die Eitelkeit aller irdischen Größe, seitdem er einen Feind hatte als unüberwindlich anerkennen müssen — und vielleicht auch über das Unzureichende seines eigenen Wesens für den großen Beruf, der ihm zu Theil geworden, und über die beste und klügste Weise, wie er die Mahnungen seines eigenen Bewußtseyns beschwichtigen könnte. Auch die Poesie scheint zu den mannigfachen Mitteln gehört zu haben, zu denen der kaiserliche Herr dieses Hauses seine Zuflucht nahm, um seine Musestunden heiter zu verbringen im Pavillon der fünf Gärten. Einige Verse, welche er auf die Reize dieses kaiserlichen Ruhesitzes dichtete, sind jetzt noch, in eine Platte von schwarzem Marmor eingegraben, in der Bibliothek erhalten. Sie werden, da es ein Facsimile ist, als eine Probe seines dichterischen Genies, wie seiner Schrift, gezeigt.

Um seine Zeit so viel möglich gleichmäßig zwischen den Zaubergründen der fünf Gärten und den sonnigen Küstenplätzen der Goldinsel vertheilen zu können, ließ der Kaiser Kang-hi von seinem Lusthause mitten durch die regsame Stadt Qua-tschau bis zum Yang-tsi-kiang einen Kanal graben. Die Entfernung von der Mündung dieses stehenden Fahrwassers bis zur Küste der Goldinsel beträgt ungefähr zwei Meilen. Eine Sage versteigt sich zu der Behauptung, daß einst eine Brücke über die ganze Breite des Kiang geführt habe, damit der Kaiser desto leichter von einem dieser Lieblingsörter zum andern hätte kommen können; so weit geht die thörichte Leichtgläubigkeit der Chinesen.

Ausgedehnt und mannigfaltig ist die panoramische Aussicht vom fichtenbewachsenen Gipfel der Goldinsel *). Man erblickt dort die

---

*) Die berühmteste unter den vielen Inseln, oder vielmehr Hügeln, in China, deren Namen man „Silber" vorgesetzt hat, liegt am Westende der Stadt Chin-kiang-foo. In alten Zeiten hieß er das Rothwildland, aber wegen der Nähe des Kin-shan erhielt er seinen gegenwärtigen, passenderen Beinamen. Unter den Yuen, der mongolischen Dynastie, wurde auf seinem Gipfel ein Tempel erbaut, dessen Pracht Liu-yen-haich besungen hat. Dieser Dichter war ein Glied der Tang-Dynastie, welche sich überhaupt durch ihren Geschmack für Poesie auszeichnete.

baufälligen Mauern von Qua-tschau und die noch mehr verfallenen kaiserlichen Gärten; die Stadt Chin-kiang am Fuße einer hohen Bergkette; ferner die mannigfachen Windungen des Kaiserkanals und des Yang-tsi-kiang. In dieser Gegend ist ein Ueberfluß an weißem und farbigem Marmor und Sienit-Granit, aus welchem letzteren fast alle Brücken der Provinz erbaut sind. Von Bäumen kommen vorzüglich vor: Platanen, Fichten, Cypressen, Weiden, Lebensbäume, Kampfer und Yang-tschu; der letztere Baum läßt seine weit ausgebreiteten Zweige auf den Boden niederhängen, wo sie, gleich dem Ficus indicus, Wurzel schlagen und neue Schößlinge treiben.





Gastmahl im Hause eines Mandarinen.

Die Häuser chinesischer Mandarinen erscheinen weit eher als Curiositätencabinete, denn als Wohnungen weiser, welterfahrener Männer, die ihr eigenes Verdienst auf den hohen Posten hob, den sie bekleiden, und dessen sie sich durch ihre hervorragenden Eigenschaften würdig machen. Die Eitelkeit, die sie in ihren Palästen entfalten, widerspricht daher stark dem Rufe der Auszeichnung, dem sie, wie man annehmen könnte, ihre hohe Stellung verdanken. Das Meublement in dem Speisezimmer, so wie in den übrigen Gemächern eines Mandarinen ist überaus schön und kostbar; die Wände und das Täfelwerk sind stets mit erhabenen Arbeiten, mit Schnitzwerk auf hartem Holze und mit den glänzendsten farbigen Papiertapeten geziert. Bei größeren Gastmählern wird die Tafel, eine breite Platte auf reich ausgeschnittenen Pfosten, mit kostbarem Geräth aller Art geschmückt. Porcellantöpfe, worin sich Blumen und Wohlgerüche aller Art befinden, stehen mitten auf derselben auf Untergestellen von Glas, Porcellan oder Silber, so daß noch rund herum hinlänglich Raum für die Trinkgefäße der Gäste bleibt. Stühle, die sonst in Asien selten sind, bilden das Hauptgeräth und sind in den Häusern der Reichen mit Polstern aus gestickter Seide und Sammet bedeckt. Vornen an der Tafel nimmt der Wirth auf einem etwas höheren Stuhle, als derjenige

seiner Gäste, Platz, welche sich zu beiden Seiten von ihm niedersetzen, wie bei uns in Europa.

Alle solche Gastmähler finden unter dem größten Ceremoniell statt; der Wirth trinkt seinen Gästen zu, und diese erwiedern es; ja sogar ißt er ihnen zu; jede seiner Bewegungen wird genau von ihnen beobachtet, und bildet den Maßstab, wie sich jeder derselben zu benehmen hat. Die Ablehnung einer Einladung wird niemals entschuldigt, außer durch einen Krankheitsfall oder irgend eine öffentliche Pflicht, die der Eingeladene zu erfüllen hat; in solchen Fällen wird des Abwesenden Antheil an dem Mahle in dessen Haus gesandt, mit einem Ceremoniell, das einem Europäer höchst komisch erscheinen muß. Die alten Römer hatten einen, dem ziemlich ähnlichen Gebrauch; bei ihnen brachte jeder Gast in seiner Tasche ein Tellertuch mit sich zur Tafel, in dem er die Ueberreste seines Tellers durch den aufwartenden Sclaven in seine Wohnung sandte. Ein chinesisches Gastmahl besteht aus einer Anzahl von Gängen, die jedoch nicht auf einmal zur Tafel kommen, sondern nach einander in porcellanenen Gefäßen auf Tragbrettern aufgestellt werden.

Das Gastmahl beginnt damit, daß der Wirth von seinem Sitze aufsteht und seine Gäste einladet, wofür sie sich auf's Höflichste bedanken. Den ersten Gang bilden Rahmkäse und eingemachte Früchte, die von mehreren Dienern aufgetragen werden; hierauf folgen Suppen aus der Milch oder dem Blut von Stuten, aus Nudeln oder Vogelnestern, was Alles einen unangenehmen, klebrigen Geschmack hat, bis auf die Fleischbrühen, die mit Soy zubereitet sind; zunächst kommen Schalen mit geschmorten Haiflossen, Thiersehnen und andere Gerichte, die der Chinese für besonders nahrhaft hält. Hierauf folgen dünne Fleischschnitten verschiedener Art, in ihrer Brühe schwimmend; Geflügel, das in Stücken geschmort oder als Rostbraten aufgetragen wird; Vogelleber in einer Oelsauce; halbausgebrütete Eier und junges Hundsfleisch. Pasteten aus Buchweizen, die ungewöhnlich leicht und weiß wie Schnee sind, werden jetzt in Masse aufgetischt. Die Früchte kommen als Gefrornes zur Tafel, welcher Luxus namentlich in der Nähe von Peking allgemein zu Hause ist. Der Wein ist leichter Gattung

und hat einen Sherrygeschmack; er wird aus Reis bereitet und in einem irdenen Kessel aufgetragen, aus dem ihn ein Diener unter Kniebeugungen in kleine Porcellangefäße gießt, woraus man ihn warm trinkt. Porcellanene Löffel sind zwar im Gebrauch, und vierzinkige silberne Gabeln liegen häufig auf, wenn Europäer zu Tische eingeladen sind; im Allgemeinen sind aber Eßstäbe das gewöhnliche und beliebte Eßinstrument der Chinesen, mag nun die Speise flüssig oder consistent seyn.

Während des Bankets hält einer der theatralischen Darsteller, die am Ende des Gemaches stehen, eine Liste der Stücke vor, zu deren Darstellung er und seine Gefährten vorbereitet sind; die Wahl mag indeß ausfallen, wie sie will, so ist der Lärm, den sie mit ihren mannigfachen Instrumenten machen, so überaus störend und unbequem für den Europäer, daß er ihre Entfernung sehnsüchtig wünscht. Den Beschluß machen Kraftäußerungen der bekannten indischen Gaukler und die Leistungen in diesem Fache sind meistens so ausgezeichnet, daß sie bei jedem andern Publikum den größten Beifall ernten würden.

Die chinesischen Gasthäuser sind von Morgens bis zum Abend mit Menschen angefüllt. In den vornehmen Gasthöfen zahlt man für jede Kleinigkeit einen ziemlich hohen Preis, so daß manchmal die reiche chinesische Jugend, wenn sich drei oder vier Personen an einem solchen Ort Abends versammeln, leicht an einem Abend 50 Lan (200 Gulden) und darüber verzehrt. Der hohe Preis ist nicht eine Folge von übermäßiger Theuerung der verlangten Gegenstände, sondern der Großthuerei der Verzehrer. Im Allgemeinen wird das Geld wenig geachtet, so z. B. wirft jeder Sohn von Peking den Beutel fast ungezählt hin. Aber was essen sie denn? Allerlei theuere Sachen, z. B. gebratenes Eis, wovon man den kleinen Teller mit 6 Lan (24 Gulden) bezahlt. Gebratenes Eis wird in folgender Weise zubereitet: Der Koch nimmt kleine Stückchen Eis; auf einem aus Stäbchen gemachten Sieb taucht er es in einen ziemlich flüssigen, aus Zucker, Eiern und scharfen Sachen gemischten Teig, und stößt es dann rasch in eine mit siedendem Schweinefett gefüllte Pfanne; die ganze Kunst des Kochs besteht nur darin, daß er das Gericht früher auf den Tisch bringt, als das

Eis in den Teighäutchen geschmolzen ist. Einen besonders angenehmen Geschmack darf man nicht erwarten; bringt man es an den Mund, so verbrennt man sich, zerbeißt man es, so ist es kalt. Der hohe Preis dieser Schüssel kommt daher, daß sehr wenige Köche sie zu bereiten verstehen. Im Ganzen genommen sind die chinesischen Gerichte für die Europäer unangenehm; denn sie bereiten Alles ohne Salz und verschwemmen es noch dazu in einem Ueberfluß von Schweinefett; wenige Gerichte sind ohne Ingwer und Knoblauch, nur die Braten sind sehr schmackhaft, und könnten auch bei einem üppigen Mahle das Lob eines europäischen Gastronomen erringen. Die Ursache der unmäßigen Anzahl Traiteurs liegt in der Gewohnheit der Chinesen, einander nicht zu Hause, sondern in diesen öffentlichen Anstalten zu bewirthen; nur Verwandte und die engsten Bekannten laden zum Mittag- oder Abendessen in's Haus ein. Bei den Traiteurs sammelt sich auch die Jugend, und die Alten speisen da nach dem Theater; Theater und Gastmahl beim Traiteur gehören bei ihnen zu den Vergnügungen, welche unwandelbar auf einander folgen müssen. Die theatralischen Vorstellungen beginnen um 11 Uhr Morgens und dauern bis 6 Uhr Abends. Im Laufe des Spiels kommen hübsche Knaben, welche die Rollen von Weibern spielen, in die Logen der reichen Besucher, und bestimmen ihnen einen Traiteur, wohin sie zu kommen versprechen, um mit ihnen zu Abend zu essen. Während des Abendessens wählen diese Knaben die Speisen aus, und verlangen gewöhnlich die theuersten Sachen, weil sie zuvor mit dem Traiteur über eine Belohnung übereingekommen sind. Alle diese Knaben sind sehr reich und mit Geschmack gekleidet, gewandt im Umgange, behend und witzig.

Hinreichende und gesunde Nahrung ist der Hauptzweck der menschlichen Thätigkeit in den verschiedenen Theilen der Erde, und man kann die Grade der Civilisation und Intelligenz, welche die verschiedenen Nationen charakterisiren, ziemlich genau nach der Weise bemessen, wie jede derselben diesen Zweck verfolgt; damit soll aber nicht behauptet werden, daß in dem gebildeten Europa die Befriedigung des animalischen Appetits ein weniger wichtiger Umstand sey, weil wir unser geistiges Vermögen mehr ausbilden, als die uncivilisirteren Völker

unserer Erde. Der Europäer hat dieselben physischen Bedürfnisse, wie der Asiate; der Grad von äußerer Bildung, der ersteren auszeichnet, setzt ihn nur mehr in den Stand, sich regelmäßige, gesunde Genüsse zu verschaffen. Der Chinese ist sehr unmäßig; alle Thätigkeit bei diesem Volke hat den Endzweck, die Eßlust zu stillen, so daß es wahrhaft widerlich wird. Die Vornehmen und Reichen sind vollständige Epicuräer; die mittleren und unteren Classen charakterisirt der niedrigste Sensualism. Die Ersteren verfolgen diesen Hang ohne Rücksicht auf Einkünfte, während die Letzteren die schmutzigste Nahrung begierig aufgreifen. In ihrer Gier gibt es nicht wohl ein Thier oder eine Pflanze, die man ohne Lebensgefahr essen kann, die sie nicht in den Bereich ihrer Genußsucht ziehen: das Fleisch wilder Pferde, Insektenlarven, Bärenklauen, sowie die Füße anderer Thiere, die man aus den Steppen der Tartarei oder von Siam herbeiführt, werden sehr geschätzt, sowie auch die sogenannten indischen Vogelnester, woraus eine Suppe bereitet wird *). Unterhaltend ist es auf dem Victualienmarkte von Tong-tschu, wo die Hausverwalter der Reichen ihre Einkäufe machen, die Metzger zu sehen, wenn sie Hundefleisch von einem Orte zum andern transportiren oder fünf bis sechs Hunde in's Schlachthaus führen; denn alle auf der Straße befindlichen Hunde, gereizt durch das Geheul derer, die geschlachtet werden, oder durch den Geruch der bereits getödteten, fallen die Metzger an, die man daher ihrer Vertheidigung halber stets mit einem langen Stabe oder einer großen Peitsche bewaffnet sieht, und die stets ihre Thüren geschlossen halten, damit sie um so sicherer ihrem Gewerbe nachgehen können. Die Verkäufer betreten den Markt, indem sie an den Seiten ihrer Karren Körbe angebracht haben, worin sich Hunde, Katzen, Ratten, wilde und zahme, meist lebendige Vögel, Seeschnecken und eine Sorte Raupen befindet, die man am Zuckerrohr bemerkt. Die gesuchteste Hundsrasse sind Hühnerhunde. Die armen Thiere geberden sich sehr traurig in ihren Behältern,

*) Bei einem Bankete, das die chinesischen Behörden dem englischen Gesandten Amhurst gaben, wurde eine Suppe aus Stutenmilch und Entenblut aufgetragen.

während dagegen die Katzen, die niemals an einem Loose zu verzweifeln scheinen, dem sie aller Wahrscheinlichkeit nach nicht entgehen können, ein stetes Geschrei erheben. Für einen Ausländer, mag er nun Christ oder Türke seyn, hat dieser Anblick nichts Heiteres, da wir den Hund als das treueste und die Katze als das nützlichste Hausthier zu betrachten gewohnt sind. Alte chinesische Schriftsteller erwähnen des Katzenfleisches als eines Leckerbissens; es ist aber bei ihnen von einer Gattung die Rede, die man damals wild aus der Tartarei brachte, und die der heutige Chinese für die Victualienmärkte der größeren Städte aufzieht. Dem äußern Anschein nach sind getödtete Ratten (denn man bringt sie nicht lebend zu Markte) gerade keine ekelhafte Speise. Sie sind nett zubereitet, mit aufgeschlitzter Brust, und hängen reihenweise an den Karrenstäben an Spießen, die durch ihre Hinterbeine gesteckt sind.

In der Nähe der Werfte oder Pferdsköpfe, wie die Chinesen die Landungsplätze gewöhnlich nennen, bei Tong-tschu, befinden sich Buden, in denen man dem Volke Erfrischungen verkauft. Thee bildet das Hauptgetränke; der Verkäufer, der unter einem Segeldache steht, das aus Bambus geflochten ist und von Bambusstäben getragen wird, ladet die Vorübergehenden zu dessen Genusse ein. Auf einem Tische mit einer Marmortafel stehen Tassen, jedoch weit kleiner, als sie in Europa im Gebrauche sind, und dicht daran befindet sich der Ofen mit der Bowle, um den Thee warm zu halten. Alles rund umher liefert einen Beweis von der fast allgemeinen Anwendung des Bambus. Die Pfosten des Daches wie des Tisches, die Wände der Theebude, die runden Körbe, worin die Katzen zu Markt geführt werden, die Stange, wovon die Körbe herabhängen, der breitrandige Hut des Händlers, der Stab des Käufers, die Maste, Segel und Seile der Tschonken, die dicht am Ufer liegen, wie auch die Stützen und das Segeltuch, was die kleine Kajüte bildet — Alles ist aus diesem werthvollen Rohre gemacht.

Leute von wenig feinem Geschmack verschmähen Adler, Störche, Geier und Eulen nicht, die man alle bei den Händlern findet, während diese Thiere von europäischen Märkten vielleicht ohne triftigen

Grund ausgeschlossen sind. Hauptsächlich in der Entenzucht zeigt aber der Chinese die Ausdauer und den animalischen Instinkt, welche dieses Volk charakterisiren. Die Bewohner jeder chinesischen Provinz sind damit vertraut, Eier durch die Hitze oder warmen Dünger auszubrüten. Sowie die jungen Enten im Stande sind, sich so weit zu bewegen, werden sie in Böte gebracht und nach der nächsten Seebank gerudert, wo Schellfische laichen. Angekommen auf dem Felde, schlägt der Führer auf die Gong oder bläst ein Signal, worauf seine Heerde zu der Seebank watschelt und jeden eßbaren Gegenstand aufsucht. Auf ein ähnliches Signal begibt sie sich wieder an ihren Sammelplatz, obgleich hundert Boote und eben so viel Heerden zu gleicher Zeit versammelt seyn mögen. Beim Herannahen der Heerde legt der Führer ein breites Brett auf das Boot, damit die Heerde hineinsteigen könne; die Scene, wann die Heerde das Brett bestiegen hat, ist daher sowohl unterhaltend als belustigend. Es ist des Führers Pflicht, die Säumigen zu bestrafen, die Schnelleren dagegen zu belohnen; er erfüllt sie, indem er die Vorderen streichelt, den Nachzüglern aber einige Schläge mit dem Bambusstab gibt. Sind sie auf der Brettererhöhung angekommen, so verdoppeln sie ihre Bemühungen; die älteren und stärkeren, offenbar durch die Aussicht auf Lohn gestachelt, watscheln über die Rücken der Jüngeren hinweg in das Boot. Auf diese Weise werden indessen die kleinen Thiere weder fett gemacht, noch gewinnt man dadurch gutes Fleisch; wenn die Enten getrocknet sind, so sollte man vielmehr glauben, es sey eine Haut über das Skelett eines solchen Vogels gezogen. Ein englischer Schriftsteller sagt daher: Ein Mann, der mit einem Pack getrockneter Enten durch die Straßen einer chinesischen Stadt wandelt, charakterisirt diese Nation vollkommen. Das Blut des Hausgeflügels wird auf den Boden gegossen, dasjenige der Ente dagegen in ein kleines Gefäß gesammelt, um darin zu einem Kuchen zu gerinnen; hierauf wird es in Wasser gelegt, um abzufärben und genießbar zu werden. Hieraus wird klar, daß die Chinesen selbst beim Genusse von Blut dem biblischen Spruche getreu bleiben: Blut, an dem Fleisch hängt, das Leben vorstellt, sollst du nicht essen.

Haus eines chinesischen Kaufmanns

in der Nähe von Canton.

Eine chinesische Villa begreift eine Anzahl Gebäude von verschiedener Größe und Architectur in sich, die ohne alle anscheinende Methode ein Ganzes bilden, aber das Product einer fruchtbaren Einbildungskraft und einer unerschöpflichen Phantasie sind. Die äußeren Theile derselben entfalten denjenigen ernsten Charakter, der allen Ländern eigen ist, in denen das schwache Geschlecht sowohl durch Eltern als Gatten in einer zwar milden, aber herabwürdigenden Gefangenschaft gehalten wird; im Innern jedoch athmet Alles Vergnügen und Ruhe. Obgleich kein eigentlicher Baustyl in China heimisch ist, so führt doch eine Analyse chinesischer Bauwerke auf die Wahrnehmung eines allgemeinen Systems, und erklärt die Nothwendigkeit dessen, was überflüssig scheinen mag. Die Chinesen haben keinen Begriff von unserer Kunst, große Schwibbögen zu errichten oder erhabene Dome zu bauen; sie fahren vielmehr höchst verkehrter Weise fort, gegen die Weise unserer Architecten, rechtwinkliche Dächer von kleinem Umfang zu bauen. Da demnach der Chinese den großen Dachbau nicht versteht, so begnügt er sich mit einem verhältnißmäßig großen Hause. Besitzt er Vermögen genug zu einer großen Besitzung, statt eines einzelnen Hauses, so läßt er innerhalb des Raumes, der dazu bestimmt ist, seine Familie einzuschließen, eine Anzahl kleiner Gebäude aufführen. Der beschränkte





Umfang des Dachwerks läßt ihnen keine andere Wahl, wenn geräumige Zimmer nöthig werden, als die Anwendung von Säulen, wodurch sich fast alle chinesischen Wohnhäuser ähnlich sehen. Ein Porticus wird von Säulen getragen, und dahinter erhebt sich das meist einstöckige Hauptgebäude; reicht indeß der Raum hin, so wird auch häufig ein zweites oder drittes Stockwerk aufgeführt, wenn dadurch dem weiblichen Theile der Familie keine Gelegenheit geboten ist, zu sehen oder gesehen zu werden. In den südlichen Provinzen, wie unsere Abbildung zeigt, dient der Porticus zur Abwehr der Sonnenstrahlen; die Fronte eines jeden Hauses ist offen, mit Ausnahme eines vergoldeten und reich bemalten Gatters; selbst in den oberen Räumen gibt es für Luft und Licht keine Oeffnung, als die Thüre. Die Säulen, welche das Dach jedes Gemaches stützen, sind aus Fichtenholz, zuweilen geschnitzt, häufig jedoch glatt, aber bemalt; die Querbalken sind mit verglasten Ziegeln von hohler Form gedeckt, die ganz wie die Ziegel bei uns aufgelegt werden; die glänzend blaue Farbe der Mauersteine wird durch Vorbüren von weißer Farbe gehoben, was einen sehr angenehmen Effect macht. Mag nun auch in den Augen von Europäern chinesisches Dachwerk schön oder unschön erscheinen, chinesische Architecten verwenden doch alle ihre Fähigkeiten darauf. Die Dachrücken sind mit Zierrathen aller Art, als vergoldeten Drachen u. s. w. geschmückt; die Blumen des Feldes, die Vögel der Luft, sowie die wilden Thiere des Waldes müssen zu Emblemen dienen. Der Chinese stellt indeß noch höhere Anforderungen an den Erfindungsgeist des Architecten: er verlangt von ihm, daß er in dem inneren Kreise seiner Villa einen künstlichen See schaffe, dessen Umgebung er mit einer Beigabe von Felsen- und Waldpartien schmücken und so die wildesten Scenerien mit den gewaltigsten Kunstproductionen vermählen soll. Brücken, Canäle, Fontainen, Grotten, groteske Felsenmassen, entweder im See selbst angebracht, oder aus den Blumenbeeten aufsteigend, sind es gewöhnlich, womit diese Villen geschmückt werden. Die Phantasie, womit alles dieß bewerkstelligt ist, muß nothwendig einem Ausländer Bewunderung abnöthigen und die Schwierigkeit einer entsprechenden Nachahmung anschaulich machen. Ein englischer Schriftsteller sagt: Würde der

chinesische Styl unsern Landsitzen angepaßt, so müßte sich dieß herrlich ausnehmen; inmitten unserer crystallklaren Bäche und herrlichen Pflanzungen würden solche Behausungen erscheinen, als wären sie für Waldnymphen oder Wesen einer andern Welt errichtet. Um indeß für diesen Baustyl vollkommen befähigt zu werden, müßte ein europäischer Architect in China gewesen seyn, und vermöge einer natürlichen Empfänglichkeit sich ganz in das chinesische Leben gedacht haben, sonst könnte er unmöglich der Freiheit der bizarren Schöpfungen theilhaftig werden, die man überall in China antrifft.





Whampoa,

von der dänischen Insel aus gesehen.

Ehe die Engländer ihre Waffen zu Land und zur See gegen die Chinesen geltend machten, war der Canal von Whampoa bloß ein bequemer Ankergrund für die Schiffe, die Handel nach Canton trieben. Die Bocca Tigris hinauf sind zwei Ketten über den Fluß gespannt, und zwar die eine nahe an der Mündung, die andere aber ganz östlich von einer Gruppe kleiner Inseln, wovon die größeren von den Europäern die französische, die dänische Insel und Whampoa genannt werden. Unter dem Gebot, die Vorurtheile der Einwohner sorgsam zu achten, durfte die Bemannung der hier anlandenden Schiffe an's Land steigen und ihren Bedarf an Lebensmitteln einkaufen. Eine dieser Inseln war überdieß noch großmüthig zum Begräbnißplatz eingeräumt, versteht sich, gegen einen ungeheuren Preis. Neugierige Kauf- und Seeleute, die gelegentlich auf diesen Inseln landeten, bezahlten das Vergnügen jedoch theuer, indem der jüngere Theil der Bevölkerung sich auf das Schamloseste gegen den Fremdling zu benehmen gewohnt war, während der ältere bloß die Gelegenheit zu Mißhandlung und Plünderung derselben abwartete. Es wird zwar eingewandt, daß die Engländer, Amerikaner und übrigen Seefahrer des Westens bei ihren Landungen sich zu häufig dem Trunke von Siau-tschu, einem sehr geistigen Extract von Reis und andern Kornfrüchten, ergäben, und

dadurch verleitet würden, Gewaltthätigkeiten zu verüben — daß sie alsdann im Rausche in die Tempel träten, den Volksglauben verspotteten und die häßlichen Ungeheuer verstümmelten, die den Gegenstand der chinesischen Verehrung ausmachen. Vieles mag hieran wahr seyn, wie es auch von andern Seiten bestätigt wird; das unbesiegliche Vorurtheil, das indeß die Chinesen seit undenklichen Zeiten gegen jeden Ausländer hegen, kann wohl kaum durch neuere Anlässe verstärkt worden seyn.

Auf unserem Bilde erblickt man die französische, westlich von der dänischen gelegene Insel; sie dient zu einem geräumigen Begräbnißorte, sowohl für den Eingebornen als für den Fremdling. Man sieht hier neben der niedrigen, bescheidenen Tafel, die des frühzeitigen Todesfalls des Einen erwähnt, fern von den Seinigen, das prächtige, halbzirkelige Mausoleum, welches mit seiner hohen Architectur das Andenken Desjenigen verherrlichen soll, dessen Ahnen- und Rangstolz dort seine Wohnung gefunden hat. Zur Linken des Bildes erblickt man die Mündung des Tschonkflusses, der Whampoa umspült und es von der Tschonkinsel trennt.

Die malerische Gegend um Whampoa und die dasselbe umgebenden Inseln war in der letzten Zeit der Schauplatz so manches kriegerischen Ereignisses. Da es auf dem geraden Wege Canton zu liegt, das bloß zwölf Stunden davon entfernt ist, so hätte es um jeden Preis und auf's Beste befestigt werden sollen; die chinesischen Behörden vertrauten indeß zu sehr der Stärke der Festungen zu Kuen-pi, Tycockto, Bocca Tigris und auf den Tigerinseln, und vernachläßigten den wichtigeren Punkt. Als im letzten chinesischen Kriege die Modeste, eine englische Fregatte, nach Canton beordert ward, und der Sulphur etwas später dahin absegeln sollte, so war der Widerstand, den die Chinesen von Haw-quasfolly aus, welches nordwestlich von Whampoa, und Napiersfort, welches gerade gegenüber gelegen, leisteten, so unerheblich, daß seiner bloß mit wenigen Worten in den Berichten erwähnt ist. Das Fort How-quasfolly, das die Chinesen kurz nach der Expedition des Admirals Drury erbauten, ist von viereckiger Form, ganz aus Granit gehauen, und hat eine achtundzwanzigpfünder Batterie. Es führt den Namen

seines Erbauers, dem die Chinesen dieses patriotische Werk wahrscheinlich als unfreiwilliges Geldopfer verdanken, oder der damit den Zorn seines kaiserlichen Gebieters besänftigen wollte. Zwischen diesen beiden Forts wurden Pfähle in das Uferbett getrieben und alte Tschonken versenkt, um den Engländern die Durchfahrt zu wehren; seit der vorhergegangenen Anwesenheit britischer Schiffe in Whampoa hatte jedoch diese Nation ohne Wissen der Chinesen Kriegsdampfboote in ihrer Marine eingeführt, und vereitelte dadurch die kindischen Bemühungen derselben.

Das Gefühl von Sicherheit, welches die chinesische Regierung bis dahin in Bezug auf den Besitz von Whampoa empfunden hatte, war die Veranlassung gewesen, daß eine Anzahl Reismagazine daselbst errichtet worden war. Diese Frucht wird für Rechnung der Regierung in Zeiten des Mangels aufgekauft, und mit geringem oder gar keinem Nutzen den Armen überlassen. Tritt in Folge einer reichen Ernte ein niedriger Preis ein, so werden die Aufseher dieser Magazine ermächtigt, großen Vorrath davon einzulegen; bei einer weniger ergiebigen Ernte kaufen sie weniger, und tritt absolute Hungersnoth ein, so werden die Magazine den Armen geöffnet.

Auf einem der Stadt naheliegenden Berge und am westlichen Ende der Insel erhebt sich die Whampoa-Pagode zu einer Höhe von hundert und siebenzig Fuß; zur Rechten der Mündung des Tschonk-Flusses und an der Spitze der Tschonkinsel sieht man eine zweite Pagode, die jedoch der ersten in Bezug auf Gefälligkeit der Form und auf Höhe nachsteht; vom linken Ufer der Tay-wamp-ko-Durchfahrt aus ist ein dritter schöner und glänzender Tempel in Kegelform weithin sichtbar. Canton liegt westlich von Whampoa und der französischen Insel, und wird gegen Norden zu von einer ziemlich hohen, rauhen Hügelreihe eingeschlossen, die am fernen Horizonte einen herrlichen Anblick gewährt.

Es möchte schwer fallen, vorauszubestimmen, welche Veränderungen der chinesische Handel erfahren wird, wenn England auch zu Hong-kong eine Faktorei anlegen darf; daß aber durch die Eröffnung anderer Häfen Canton und Umgebung Unrecht geschieht, dieses liegt auf flacher Hand. So fand früher zu Whampoa eine große Menge von Lichterschiffen Beschäftigung durch den Transport der Ladung

großer Fahrzeuge nach Canton, und es stand dort ein Zollhaus. Jetzt wird aber für den Handel von Sing-hai, Ning-po und Amoy, ebensowohl wie für Canton, Hong-kong Entrepot werden, und sollte der Handel mit den Fremden in China wirklich ganz freigegeben werden, so werden Dampfboote ohne große Schwierigkeiten oberhalb Whampoa sich einen Weg bahnen, und mit derselben Gleichgültigkeit an den dort stehenden Pagoden, wie an den Festungswerken der Bocca und von Macao vorüberfahren. Sollte dieses eines Tages geschehen, so sind aber die Bewohner von Canton wieder auf ihre eigenen Hülfsquellen beschränkt, und müssen zufrieden seyn mit dem, was ihnen ein schönes Land, mildes Klima und ein fruchtbarer Boden gewähren. Zucker und Reis sind die Stapelwaaren der Insel Whampoa und des ganzen Landstrichs, welchen der Chou-kiang begränzt. Ein Engländer, Namens Abed, welcher die Zuckerfabriken dieser Gegend besichtigte, gibt folgenden Bericht über die hier angewandten Mittel: „Die Einfachheit und Billigkeit dieser Fabrikanstalten", sagt er, „sind höchst charakteristisch für chinesischen Geschmack und Einsicht. Die Mühle, welche den Saft aus dem Rohr preßt, wird durch drei verticale Cylinder gebildet, welche aus grobem Granit mit hölzernen Zapfen verfertigt sind. Die Kessel (wie man die Siedgefäße in andern zuckerproduzirenden Ländern nennt, welche nicht auf einer so kindlichen Stufe der Mechanik stehen) sind hier von Gußeisen, welches sie so dünn wie Papier auszuarbeiten, und ausnehmend sauber und fest auszuschweißen verstehen, wenn es springt oder bricht. Diese waren im Dreieck angebracht, und nach ganz anderen Prinzipien der Körnung, als an anderen Orten anerkannt sind. Damit Nichts die Masse der Handarbeit verringern möge in einem Lande, wo Hände und hungrige Mäuler so zahlreich sind und der Taglohn so gering ist, so ist die Mühle niederer, als die Oberfläche der Siedkessel, angebracht, und der Saft wird in Zübern von jener nach diesen getragen. Wenn er hier gehörig eingekocht ist, so wird er wieder von Menschenhand fortgeschafft, statt durch ein Sieb sogleich in den nächsten Kessel zu laufen, und ebenso wird die Masse auch wieder zurückgebracht, wenn die Destillation beendet ist."

Chinesisches Heerwesen.

Wie in der Besoldung, so sind die chinesischen Milizen und die tartarischen regulären Truppen auch in Kleidung und Rüstung unterschieden. Die Kleidung der Tartaren — der Tiger des Krieges, wie sie die Missionäre benannt haben — ist gelb, das ist die kaiserliche Farbe, und gestreift wie ein Tigerfell; demgemäß sind auch Ohren oben an den Mützen angebracht. Diese Mütze oder Kopfputz ist aus Bambusrohr so fest geflochten, daß sie einen starken Schlag aushält. Der Schild ist von demselben Stoff und Arbeit, und auf ihm der Kopf oder die ganze Gestalt irgend eines Ungeheuers gemalt, um zu erschrecken oder gleich dem Medusenhaupte den Feind zu versteinern. Sind sie in Reih und Glied aufmarschirt, so hat je der fünfte Mann hinter sich in einer Röhre eine seidene Fahne stecken, was, wann der Wind mit diesen Fahnen spielt, einen höchst anmuthigen Anblick gewährt. Man könnte fragen: warum sind es nicht weniger Fahnen, wie bei unserer Infanterie, oder warum hat nicht jeder Soldat eine, wie unsere Lanciers?

Die Chinesen haben, aus Beobachtung der Structur unserer Hände, eine eigene Vorliebe für die Fünfzahl; deshalb sind ihre Soldaten in Sectionen von je fünfen abgetheilt, zehn solcher Sectionen bilden eine Compagnie von somit fünfzig Mann, acht Compagnien machen ein Bataillon aus, und jede Compagnie hat fünf Ober- und fünf Unter-Officiere. Vor jedes regulären Soldaten Brust steht das Wort:

Tapferkeit (Yo-ong). Ein englischer Offizier sagte darüber spottend: das wäre ganz gut, wenn dasselbe Wort nicht auch auf desselben Mannes Rücken stünde, sobald er flieht, oder, nach Hudibras' Rath, seinen Muth für eine andere Gelegenheit aufspart. Die aus Chinesen bestehende Militärpolicei hat dagegen um Nacken und Brust eine Decoration mit der Inschrift: Starke Bürger. Die Uniform der Letzteren ist nicht so kostspielig und regelmäßig, wie der Tiger des Kriegs; sie besteht aus einer blauen, mit Roth oder umgekehrt staffirten Jacke, und einem langen, plumpen Weiberrock unter derselben. Den Kopf schützt eine kegelförmige Mütze aus Bambus, mitunter aber auch aus Tuch oder Seide. Der Tiger dagegen ist gerüstet durch ein Tuchwams, mit metallenen Buckeln besetzt, und auf dem Kopfe durch einen eisernen Helm, welcher oben in ein Ding, wie ein umgekehrter Schornstein, ausgeht, von dem ein Roßschweif herabhängt.

Ihre Waffen sind eben so jämmerlich, wie ihre Uniform unbehilflich und unpassend ist. Sie bestehen aus Luntenflinten, welche auf Gabelhölzern angelegt und meistentheils höchst schlecht in Ordnung gehalten werden. Die Eigenschaft des Feuersteines, welcher bei uns die Stelle der Lunten vertritt, ist überhaupt in China nicht bekannt; denn es gibt im ganzen Kaiserthum keine Kreidefelsen, aus denen man diese Steine nehmen könnte. Wenn man auch behauptet hat, ihre Schwerter und Säbel kämen an Güte den besten spanischen gleich, so sehen dieselben doch wenigstens sehr roh und unsauber gearbeitet aus. Im letzten Kriege hoffte Commissär Lin eine Verbesserung in dieser Hinsicht durch die Einführung der „Männer mit Doppelschwertern" gemacht zu haben, welche die Vernichtung der englischen Eindringlinge bewirken sollten. So lange diese Zwillingsschwerter in der Scheide stecken, scheinen sie eine fast zwei Fuß lange, dicke, plumpe Waffe zu seyn. Die Parirstange zum Schutz der Hand ist in Gestalt eines über zwei Zoll langen Hakens über die Stärke des Degens hinaus gegen die Spitze hin angebracht; für gewöhnlich ruht der Daumen der Hand unter diesem Haken, an dem das Schwert hängt. Greifen sie aber einmal zum Schwerte, so schlagen sie die beiden Klingen mit Geräusch gegen einander, durchhauen die Luft nach allen Seiten. Schimpfend, schreiend

und mit gräulicher Verzerrung des Gesichtes rücken diese hohen Helden vor, und steigern diese Grimassen, je näher sie dem Feinde kommen; denn dieser, meinen sie, müsse dadurch erschreckt und in die Flucht gejagt werden. Doch scheint es, daß diese lächerliche Erfindung nicht zuerst von Lin gemacht ist, sondern uns nur zuerst bekannt wurde bei unserem Zusammentreffen mit den unter seiner Oberaufsicht stehenden Streitkräften.

Der tartarische Soldat setzt im Kampfe sein größtes Vertrauen nicht auf Schwert und Schild und die schlecht beschaffene Luntenflinte, sondern auf die Waffe, an welche er von Kindheit an gewöhnt wird, und die seit undenklichen Zeiten mit seinem Namen und seiner Geschichte verwachsen ist. Des Tartaren Bogen ist aus elastischem Holze gemacht und mit Horn beschlagen, die Sehne ist aus Seidenschnüren äußerst fest gedreht, die Pfeile sind stark, gut polirt und am Ende mit Ring und Spitze von Stahl versehen. Nach der gewöhnlichen Probe der Kraft eines Bogens durch aufgelegtes Gewicht ist sie bei diesen chinesischen Bögen gleich achtzig bis neunzig Pfund. Beim Abschießen wird die Sehne hinter einen Achatring auf dem rechten Daumen gelegt, das erste Glied desselben ist vorwärts gekrümmt und drückt so das Mittelglied des Zeigefingers gegen dieselbe. In dieser Stellung wird nun die Sehne gespannt, bis der linke Arm ausgestreckt und die rechte Hand beim rechten Ohre ist; dann wird der Zeigefinger weggenommen vom Daumen, welcher sogleich die Sehne vom Achatring schnellt und so den Pfeil mit großer Kraft abschießt.

Der Anzug oder die Uniform der chinesischen Armee ist unbehilflich und die Waffen stehen weit hinter unserer Zeit zurück. Wenn sie auch ausreichten, im Lande selbst Rebellionen zu unterdrücken, die innere Ruhe zu sichern, kurz, die Befehle der Regierung auszuführen, so mußten sich doch diese Kampfmittel ganz unausreichend erweisen gegenüber der Disciplin und den Zerstörungsmitteln, welche den civilisirten Nationen Europa's zu Gebote stehen, und die Kraft des Herkules und der Muth Achills hätten in solch' einem Kampfe unterliegen müssen. Die Chinesen sind in der That der Kriegskunst ganz unkundig, und haben viele Jahrhunderte ohne Unterlaß nur die Künste des

Friedens gepflegt, und diese stehen stets im umgekehrten Verhältnisse zu einander; wenn Industrie und Wohlstand steigen, gehen Despotismus und Kriegsmacht zurück. Die chinesischen Soldaten scheinen in der That eher passend, in einem Marionettenspiel aufzutreten, als ein großes Reich vor feindlichen Einfällen zu schützen. Und sollte Jemand die Unparteilichkeit dieser Behauptung in Zweifel ziehen wollen, so möge er sich nur erinnern, mit welch' hohler Ostentation die Salutirung höherer Officiere geschieht: das ganze Regiment schlägt nämlich, in einer Linie aufgestellt, mit den Händen an die Seiten, fällt auf die Knie und stößt ein gräuliches Geheul aus, während eine Musikbande das von der Etikette vorgeschriebene Lied spielt.

Die Stärke des kaiserlichen Heeres wird, mit Einschluß der Polizei-Soldaten oder Bezirksmilizen, auf 740,000 Mann geschätzt, von denen 400,000 Mann Cavallerie und etwa 30,000 Seeleute der Flotte sind. Genauer angegeben bestehen die acht durch grüne Standarten ausgezeichneten Tartarencorps aus 80,000 Mann, und sie sind eigentlich allein reguläres Militär zu nennen; 700,000 Mann haben aber dem Kaiser den Fahneneid geschworen, sind enrollirt und erhalten Sold. Der Obergeneral dieser ungeheuren Armee ist stets ein Tartar, der Nächste nach ihm ein Chinese. Vom General (Tseang-kun) bis zum Gemeinen sind Alle der Bastonade und selbst dem Tragen des Schandblocks (can-gue) unterworfen, und wenn nur das Militärgesetzbuch, welches in den kaiserlichen Archiven aufbewahrt wird, strenge befolgt würde, so wäre gar nicht abzusehen, warum eine so muthige, brave und ausdauernde Nation, wie die Chinesen, es nicht an militärischer Bravour jeder andern Nation der Erde gleichthun sollte.

An allen schiffbaren Flüssen sind Militärstationen eingerichtet, besonders aber am Pei-ho, welcher vom Norden her dem Kaiserkanal Wasser zuführt. Die Größe oder Stärke jeder solchen Station richtet sich nach dem Grade der Bevölkerung und des Handelsverkehres des umliegenden Distriktes. Da nun die Flüsse die Hauptverkehrsstraßen von China sind, so gleichen diese Posten unsern Policeistationen; die dort liegenden Truppen sind kein reguläres Militär, sondern mehr eine Landmiliz. Außer der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und

Ordnung und der Ausführung der Regierungsbefehle haben diese Flußwachtposten aber auch andere Obliegenheiten: sie müssen die Zölle erheben, den Dienst bei den Schleußen thun und überhaupt dafür sorgen, daß die Anordnungen für den Verkehr auf diesen Wasserstraßen befolgt werden. Kommt der Kaiser oder ein höherer Mandarine vorübergereist, so müssen sie die militärischen Honneurs machen. Bloß für diesen friedlichen Zweck hält man auch auf jeder solchen Station drei kurze Petarden; sie sind perpendikulär in den Boden eingegraben. Will man sie abfeuern, so wird in das Rohr etwas loses Pulver gethan, und darüber ein Pfropfen von Sand und Erde festgestampft. Wenn die Ceremonie vorüber ist, müssen die Paradeuniformen der Soldaten: Rüstungen, bordirte Weiberröcke und Atlasstiefel, mit den Waffen in das Zeughaus der Station abgeliefert werden, wo man sie aufbewahrt, bis sich wieder eine ähnliche Gelegenheit zeigt. Da sie eben nur eine militärisch-organisirte Policei sind, so betreibt der größere Theil dieser Soldaten nach wie vor sein Geschäft als Land- oder Handwerksmann, ohne daß ihnen darum ihr Sold, welcher etwa neun Kreuzern rheinisch gleichkommt, verkürzt würde. Wegen dieser, wenn auch nur geringen, Besoldung, zu welcher hier, wie überall, noch einige Sporteln hinzukommen, finden sich in China für eine erledigte Soldaten-Stelle stets viele Bewerber, während man bei uns die Leute durch Conscription zum Dienst nöthigen muß.

Das Wachthaus zu Tscho-kien gewährt einen sehr pittoresken Anblick, und zeigt oft Scenen voll Lärm und Leben. Durch die Nähe des breiten schiffbaren Stromes, welcher mit einer Menge der verschiedenartigsten Fahrzeuge bedeckt ist, z. B. Tschonken, Blumenboote, Sanpan, Lustbarken, Boote mit Garküchen u. dergl., kann es natürlich an einem endlosen Wechsel der Scenerie nicht fehlen. Beständiges Kommen und Gehen, Streitigkeiten zwischen den Schiffsleuten und Schiffsziehern, dann wieder Executionen, welche an Verbrechern der Umgegend vollzogen werden. Denn wenn auch die Macht des Kaisers von China nach außen so überwiegend groß ist, daß keiner der Nachbarstaaten ihm ernstlichen Widerstand zu leisten vermag, so kommen doch im Herzen des Reiches Aufläufe, Verschwörungen und Tumulte fast stündlich

vor, und beschäftigen fortdauernd diese Militärpolicei und das aus Tartaren bestehende reguläre Heer. Vor dem Wachthause ist entweder die gelb, weiß, roth und blaue Nationalflagge aufgepflanzt, oder, wenn der Wachtposten ganz aus Tartaren besteht, eine von diesen Farben, bordirt mit den anderen; sind aber dort nur Chinesen, grün mit rother Borte oder umgekehrt, und in der Mitte der goldene chinesische Drache.

Wer den Kaiserkanal, an dem Tong-kang-fu liegt, hinabreist, sieht oft Gruppen von Männern und Frauen um den Reistopf versammelt. So zum Beispiel, wenn man bei der Militärstation, wo die Salzsteuer bezahlt werden muß, anhält, so pflegen die Schiffszieher diese Gelegenheit zu benützen, um Halt zu machen und zu essen. Die Mannschaft des Policeipostens steht aufmarschirt, während der Tribut durch den Arbeitsvogt oder Sclavenantreiber bezahlt wird; die Schiffszieher setzen sich aber unter einen ungeheuren Schirm mit Bambusstock, nachdem sie die Wirthin dieses ursprünglichsten und malerischsten aller Wirthshäuser mit Schalen und Eßstäben versehen hat. Im Kreise hocken sie um einen irdenen Ofen, in dem der Reis, vermischt mit Kräutern, gekocht in ranzigem Oel oder Thierfett, bereitet wird. Sie haben ihre beschwerlichen Bambushüte abgelegt, einige auch den langen Zopf rund um ihren Kopf aufgeflochten. Mit erstaunlicher Schnelligkeit, Zierlichkeit und Reinlichkeit pressen sie jetzt den Napf gegen die Unterlippe, und werfen mit den Stäbchen die Speise in den Mund. Aus ihren Taschen schaut die Pfeife hervor; denn in China, wie im ganzen Westen von Europa, ist sie ein nothwendiges Ingredienz zum Leben des Arbeiters; von jenen Rieseninstrumenten dieser Art an bei den Orientalen, wo ein langes Ende stets aus der Tasche hervorguckt, bis zur kleinen krummen Pfeife des Holländers.

Weil die Stellen, wo der Schiffszieher anhalten darf, nicht stets mit seinem Hunger zusammentreffen, so trägt er kluger Weise etwas Speisevorrath in einer Tasche mit sich, welche an seiner Seite hängt, neben den Speisestäbchen und dem Spatel, ähnlich den Werkzeugen, womit ihn die Wirthin zum großen Sonnenschirme zu versehen pflegt.

In dieser geschäftigen Stadt sah Barrow das kindisch-soldatische Laternenfest, von welchem uns dieser Reisende Folgendes erzählt: Als wir (bei der Rückreise der Gesandtschaft nach Yuen-ming-yuen) uns der Stadt Tong-kang-fu näherten, machte uns ein militärisches Manöver vielen Spaß, welches doch offenbar darauf berechnet war, uns mit Furcht und Staunen zu erfüllen. Unter den Mauern der Stadt waren ungefähr 300 Mann Soldaten in einer Linie aufgestellt; doch würden wir sie in der Dunkelheit nicht haben sehen können, wenn nicht jeder Soldat auf ein Zeichen mit den Trommeln, gerade als wir vor Anker gingen, eine prächtige Laterne unter seinem Mantel hervorgezogen hätte, mit welcher jetzt alle Schwenkungen durchgemacht wurden.

In den Vorstädten wird eine eigene Art von Anbau sichtbar. Man sieht hier nämlich eine Art Tabak mit schmalen, haarigen und klebrigen Blättern angebaut; die Blumen haben Blätter von grün-gelber Farbe, an den Spitzen schwach rosenroth. Hanf wird hier gleichfalls gebaut, doch mehr, um seine Blätter unter den Tabak zu mischen, als um Stoffe aus seinen Stengeln zu machen.

Wir lassen nun hier Schilderungen von Engländern aus dem letzten englisch-chinesischen Kriege folgen, die wir ganz so wiedergeben, wie sie meist kurz nach den darauf bezüglichen Ereignissen nieder-geschrieben wurden. Unsere Absicht war dabei, diesen Schilderungen alle Frische der Auffassung und die Mannigfaltigkeit des Interesses zu lassen, welche den europäischen Leser nur noch mehr ansprechen werden.

Einnahme von Ting-hai, Tschusan.

Tschusan ist nicht weniger bemerkenswerth durch die Schönheit seiner Gegend und Erzeugnisse, als durch die Rolle, welche es im letzten Kriege zwischen England und China gespielt hat. Sein Hafen bietet ein von keinem andern in der Welt übertroffenes Panorama dar, und ist nicht minder ausgezeichnet durch seinen Ankergrund, wie durch

den Schutz vor Winden, den er gewährt. Die Oberfläche dieses Bassins ist etwa drei Meilen lang und eine breit, so daß mehr als hundert Linienschiffe hier liegen können. Beim Einfahren ist die höchste Sorgfalt nöthig, sowohl wegen der starken Strömungen zwischen den Inseln, als auch wegen der Strudel, da wo diese Strömungen sich kreuzen. Zu allen Zeiten erkannten die Einwohner, wie passend dieser Platz für Handelsverkehr sey. Schon im ersten Jahrhundert vor Christus war hier eine große und blühende Stadt, deren Namen nach manchen Aenderungen Ting-hai wurde. Zerstört zur Zeit Schun-tschi's (des ersten Kaisers der Tai-tsong-Dynastie) im Kriege der Chinesen und Tartaren, wurde sie 1684 unter dessen Nachfolger Kang-hi wieder erbaut. Nach genauen geographischen Bestimmungen liegt sie unter dem 30° 0′ 20″ nördlicher Breite und dem 122° 5′ 18″ östlicher Länge. Von 1700 bis 1757 hatte die ostindische Compagnie hier eine Factorei, deren ehemaligen Dolmetscher Lord Macartney 1793 noch am Leben fand.

Tschusan-Hafen liegt hart an der Meeresküste, die Stadt Ting-hai aber, zu der jener gehört, eine Meile landeinwärts. Eine der in der Beschreibung Irgao-shan's erwähnten Buchten dehnt sich hier einige Meilen weit zwischen den Hügeln in's Land hinein; quer vor dem Seeeingang derselben ist aber ein zwei Meilen langer Teich mit Schleußen und Wehren gezogen, so daß das ganze Areal jetzt vorzüglich brauchbar zur Anlegung von Reisfeldern geworden ist. Schiffbare Kanäle durchschneiden dasselbe, zur Seite aber ist wohlbeschützter Raum zur Anlegung einer volkreichen Stadt. Ting-hai steht nämlich nicht auf diesem Sumpfboden, sondern an dem Seitenabhange des Thales Yung-tong. Eine Backsteinmauer umgibt diese Stadt, sechsundzwanzig Fuß hoch, sechzehn Fuß dick und sechs Meilen im Umfang, mit vier den Hauptpunkten entsprechenden Thoren. An drei Seiten ist sie von einem fünfundzwanzig Yards *) breiten Kanal, an der vierten durch einen befestigten Hügel geschützt. Die leichten Brücken, welche an den vier Thoren über den Kanal führen, erheben sich in Staffeln, wie

*) Yard ist die englische Elle, gleich 3 Fuß, gleich 36 Zoll.

der berühmte Rialto von Venedig, und da nun überdieß die Stadt von Kanälen durchschnitten ist, so haben sich Reisende von mehr glücklichem Witz als scharfer Beobachtungsgabe durch diese unbedeutenden Uebereinstimmungen verleiten lassen, Ting-hai zu vergleichen mit der Stadt,

„die herrlich thront auf ihren hundert Inseln.“

Die Straßen, eng und gepflastert, haben den Rinnstein in der Mitte, durch welchen Uebelstand, im Verein mit andern ähnlichen Gebräuchen der Chinesen, ein Europäer Etwas wie Ekel empfindet. Da sie die östlichste Stadt des Reiches ist, so hat man gemeint, sie gegen „die Barbaren jenseits der See“ befestigen zu müssen, und deßhalb hier drei Arsenale, zwei Pulvermagazine u. dergl. angelegt. Außerdem sind hier noch einige öffentliche Anstalten, Sitz von Mandarinen, eine Leihbank, zahlreiche Theater und viele Buddheisten-Tempel, von denen einige unter die glänzendsten und reichsten von ganz China gezählt werden. Mit Tschusan-Hafen hat Ting-hal 30,000 Einwohner.

Zweimal geschah es im Verlauf des Krieges zwischen England und China, daß dieser reiche und schöne Platz dem Muth und der militärischen Geschicklichkeit der Ersteren erlag. „Den Morgen des 5. Juli 1840 hatte das Geschick als den denkwürdigen Tag bezeichnet, wo zuerst die Fahne Ihrer Majestät von England über der schönsten Insel des himmlischen Mittelreiches wehen sollte, das erste europäische Banner, welches siegreich über diesen blühenden Fluren stand.“ In wenigen Worten läßt sich dieser „mühelose Sieg“ beschreiben. Um halb drei Uhr donnerte der erste Schuß des Wellesley, und wurde beantwortet von einer ganzen Linie von Kriegstschonken, von dem schweren Geschütz längs der Chaussee und von den Batterien auf der Höhe. Sogleich überschütteten nun die englischen Schiffe den Platz mit vollen Lagen, und in neun Minuten waren Hafen, Fort und Häuser von Tschusan ein dampfender Schutthaufen. Die Truppen landeten an der verlassenen Küste, welche mit zerbrochenen Spießen, Säbeln, Schildern, Flinten und einigen Todten bedeckt war,

und lagerten sich für den Rest des Tages unter den Hauptwällen von Ting-hai. Am folgenden Morgen wurden Leitern angelegt, Befehl zum Stürmen gegeben, und in wenigen Minuten war die große Stadt in den Händen der Angreifer. Man mag dieses einen unrühmlichen Sieg nennen, und Kriegshelden mögen bedauern, daß die Engländer nicht einen Gegner fanden, der ihnen Gelegenheit gegeben hätte, ihre Bravour zu zeigen; jedes fühlende Herz kann sich aber nur freuen über den geringen Verlust von Menschenleben.

Am 1. October des folgenden Jahres kam unsere Flotte wieder vor Tschusan an, um diese unglücklichen Insulaner für die Falschheit und Treulosigkeit ihrer Regierenden zu züchtigen. Die Chinesen, unter Anführung des tapfern Keo und längst gefaßt auf einen Angriff, leisteten tapfern Widerstand; aber der Held und seine Officiere wurden erschlagen, und ein Gemetzel entstand unter dem Haufen, welches an furchtbaren Kriegsscenen die erste Einnahme von Ting-hai weit übertraf. Mit wie ungleichen Mitteln sich hier die Parteien gegenübertraten, selbst als Keo, ein Mann von größter Entschlossenheit und Umsicht, seinen Soldaten als ein des höchsten Ruhmes würdiges Muster voranging: dieß wird am klarsten durch das Verhältniß der Todten und Verwundeten: während auf jener Seite Massen fielen, hatten die Engländer nur zwei Todte und achtundzwanzig Verwundete.

Die Imogene und Andromache forciren die Bocca Tigris.

Da die Chinesen viel auf leeren Lärm und Schein geben, so rechnen sie darauf, daß ihre hochtrabenden Beinamen Furcht und Achtung erwecken sollen. Der Kaiser heißt Tao-kwang, d. i Ruhm der Vernunft, und wo man Kraft, Macht oder Strafe bezeichnen will, ist von nichts als Drachen, Schlangen und Tigern die Rede. Die Uniform der tartarischen Soldaten soll sie dem gefleckten Tiger ähnlich machen, dessen Kopf sowohl auf ihren Schilden, als auf den Stückpforten der Batterien abgemalt ist. Die berühmteste Festung

China's ist „die Tigerinsel", und der Engpaß, welcher, mit vielen Kanonen besetzt, das Thor des Flusses bei Canton bildet, heißt Bocca Tigris, d. h. der Rachen des Tigers.

Das weite Bett des Cantonflusses, welcher gegenüber oder in der Nähe der Factoreien den Namen Tschu-kiang oder Perlfluß erhielt, ist zwischen den Forts Tschuen-pi, Schakok und Tycockto in einen Kanal von etwa zwei englischen Meilen Weite zusammengepreßt. Vom ersten dieser festen Punkte an wendet sich die Küste, die unter dem Namen Ansonsbai bekannten Untiefen einschließend, ostwärts nach den Batterien von Anung-hoy (Frauenschuh) gerade drei Meilen von Tschuen-pi. Vor Tschuen-pi liegen zwei felsige Inselchen: Süd- und Nord-Wantong, und zwischen diesen und Anung-hoy, in einer Entfernung von kaum zwei Meilen, ist der berühmte Paß der Bocca Tigris; noch zwei Meilen weiter stromaufwärts ist die Tigerinsel (Ty-hu-to). Die Befestigungen von Anung-hoy hatten stets eine starke Garnison und vor dem letzten Kriege hundert und vierzig Stück Geschütz schweren Kalibers; diejenigen von Nord-Wantong, gerade jenen gegenüber, sogar hundert und fünfundsechzig. Jedesmal bei Sonnenuntergang wurde vor die Durchfahrt zwischen Süd-Wantong und dem neuen Fort von Anung-hoy eine Sperre von starken eisernen Ketten, hie und da unterstützt von Holzflößen, gezogen. Bei diesem Fort mußten die Fahrzeuge sich die Erlaubniß zur Durchfahrt holen, und die, welche zufällig nach vollzogener Sperre in die Bocca einliefen, mußten dort bis zum Sonnenaufgang liegen bleiben. Keinem Kenner blieb es aber einen Augenblick zweifelhaft, daß diese kolossalen Befestigungen passender wären, um durch ihren furchtbaren Anblick friedliche Kaufleute zu schrecken, von denen man Tribut beitreiben wollte, als um einer Waffenmacht zu widerstehen. Keschen, welcher die merkwürdige Vertheidigung leitete, verschwieg diese Thatsache seinem kaiserlichen Herrn nicht. Ob nun aber auch der Bericht des Commissärs Milderung seiner Strafe herbeiführte, und ob er nun auch die Wahrheit nicht verhehlte, diese Verschanzungen konnten die englische Seemacht nicht aufhalten, als sie die Passage wiederholt forcirte.

Sowie Lord Napier, der englische Generalcommissionär zu Canton,

sich von den Chinesen insultirt sah, befahl er der Andromache und Imogene, durch die Bocca Tigris und den Fluß bei Whampoa hinaufzufahren. Diese Anordnung wurde mit Leichtigkeit ausgeführt, da einige volle Lagen der Schiffe das feindliche Feuer gänzlich zum Schweigen brachten, ohne den Werken selbst bedeutenden Schaden zu thun; ihre Zerstörung sollte nicht viel später den britischen Waffen noch größeren Ruhm bringen.

Anfangs des Jahres 1841 war der englische Gesandte endlich der beständigen Neckereien und Unzuverlässigkeit der Chinesen überdrüssig, und beschloß die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten. Demzufolge erhielt der Commodore Sir J. Gordon Bremer Befehl, die Forts von Anung-hoy und Whampoa zu nehmen und zu zerstören, wie auch den Paß der Bocca zu forciren. Mit einer Flotte von zwölf Linienschiffen und vier Kriegsdampfbooten würde zwar auch ein weniger wackerer Officier an dem guten Erfolge nicht gezweifelt haben; dennoch reiht die Art und Weise, wie dieser Befehl ausgeführt wurde, des Commodors Namen denen der ersten englischen Seehelden an. Die Forts von Nord-Wantong wurden von der Calliope und Samarang beschossen, während zugleich eine Haubitzenbatterie, welche man auf der von den Chinesen ganz außerordentlicher Weise außer Acht gelassenen Südinsel errichtet hatte, dorthin ihr Feuer eröffnete.

Die Raschheit und Präcision, mit der das englische Geschütz bedient wurde, überwog bald die braven Anstrengungen des Feindes; nach wenigen Augenblicken sah man die Chinesen von ihren Posten fliehen, so daß die Landung, ohne Widerstand zu finden, vollzogen werden konnte. Die unmenschliche Scene, welche jetzt folgte, wird stets ein Gegenstand tiefen Bedauerns für die englischen Officiere bleiben. Die Chinesen waren nämlich, als sie aus den Verschanzungen fliehen wollten, in die Gräben gefallen, so daß diese buchstäblich jetzt mit hilflosen, um Gnade flehenden Soldaten angefüllt waren. Umsonst befahlen, drohten, baten die englischen Officiere die Sipoys, des widerstandslosen Feindes zu schonen. Sey es nun aus eingewurzeltem Nationalhasse, oder weil sie die Sprache ihrer Befehlshaber nicht verstanden: unablässig feuerten sie ohne Gnade in diese jedes Widerstands unfähige Masse

menschlicher Wesen. Während hier diese schreckliche Tragödie vor sich ging, hatte Sir H. Le Fleming Senhouse mit nicht weniger Erfolg Anung-hoy angegriffen, so daß durch die vereinten Angriffe der beiden Divisionen die Forts der Bocca zerstört und der Ruhm ihrer Unbesiegbarkeit vernichtet, das Uebergewicht britischer Waffen augenfällig dargethan und so der Grund gelegt wurde für jene Concessionen von Seiten der Chinesen, welche hoffentlich zu einem ernsten, auf Achtung und Freundschaft gegründeten Bündnisse zwischen den Siegern und Besiegten führen werden.

Sturm und Einnahme von Tschuen-pi.

Der Haupteingang des Perlflusses ist zwischen den Forts Tschuen-pi und Tycockto, welche die Außenwerke der großen Handelsstadt Canton bilden. Gegen Westen ist ein ausgedehntes, von vielen Armen durchschnittenes Delta; doch sind diese Arme alle so seicht, daß sie nur mit flachen Barken befahren werden können, durch welche indeß ein ansehnlicher Handelsverkehr zwischen Canton und Macao unterhalten wird. Da demnach sowohl große Handels- als auch Kriegsschiffe nur durch die Bocca Tigris sich der Stadt nähern können, so waren die Forts Tycockto (Taikok) und Tschuen-pi für frühere Zeiten recht stark befestigt. Zur Zeit des letzten Opiumstreites, als der Commissär Lin mit allen möglichen Beleidigungen die englischen Kaufleute und Officiere überhäufte, hatte dieser schlaue Diplomat Tschuen-pi zu seinem Throne erwählt, vor dem, nach seiner Meinung, alle Fremden sich beugen sollten. Nachdem nun ein englisches Kauffahrteischiff, Capitän Thomas Coutts Warmer, dem Commissär Lin übergeben war, ging er einen Schritt weiter in seiner Anmaßlichkeit, und verlangte die Auslieferung von fünf durch Capitän Elliot zurückgehaltenen Leuten, die der Ermordung eines vornehmen chinesischen Officiers verdächtig waren. Capitän Smith's Vorstellungen wurden uneröffnet zurückgeschickt, kurz, das Benehmen der Stellvertreter des himmlischen Reiches bei dieser

Gelegenheit ist zu kindisch, um eine Erwähnung in den Jahrbüchern der Geschichte zu verdienen.

Ein ernstes Zusammentreffen der Parteien schien jetzt unvermeidlich, da weitere Nachgiebigkeit die chinesischen Gewalthaber hätte verleiten müssen, eine durchaus falsche Ansicht von englischer Handlungsweise zu fassen, und da demnach die Capitäne Smith und Elliot sich entschieden weigerten, einen Todtschläger auszuliefern, den Admiral Kwan in so prahlerischem Tone verlangte. Eine Flotte von sechzehn Kriegstschonken legte sich jetzt in einer Linie, die sich vom Fort Tschuen-pi gegen Süden hinzog, vor Anker; eine Außenlinie wurde von dreizehn Brandern gebildet; über beiden wehte die schwarze Kriegsflagge. Die englischen Streitkräfte in dem jetzt folgenden Kampfe bestanden nur aus dem Volage und dem Hyacinth unter dem Befehl des Capitän Smith. Der erste Schuß des Volage traf einen der Brander, welcher alsbald sank, der zweite Schuß eine Kriegstschonke, welche noch schneller durch Auffliegen zerstört wurde.

Der Hyacinth war, dem Volage folgend, gleichfalls bald mitten zwischen den Kriegstschonken, auf welche auch er nun ein heftiges Feuer eröffnete; doch suchte man möglichst Menschenleben zu schonen. Mehrere Tschonken flogen bei den ersten auf sie gerichteten Schüssen in die Luft, einige wenige hielten sich kurze Zeit. Der Admiral zeigte einen Grad von Muth, würdig der hohen Stellung, welche er in der Kriegsmacht seines Landes einnahm. Am Schlusse des Kampfes waren drei Tschonken versunken, eine aufgeflogen, mehrere von ihrer Bemannung verlassen; der Rest floh. Um zwölf Uhr begann der Kampf, und schon vor ein Uhr war die chinesische Flotte zerstreut oder vernichtet. Von ihren jämmerlichen Schüssen richtete nicht ein einziger wesentlichen Schaden an; weil nämlich ihre Kanonen keine Vorrichtung zum Höher- und Niedererstellen hatten, gingen ihre Schüsse zu hoch und schadeten nur den Raaen und dem Tauwerk.

Wie die Chinesen überhaupt wenig Anspruch auf einen kriegerischen Charakter machen dürfen, so haben sie noch weniger Anlage für Schifffahrtskunde. Ihre Schiffe sind schlecht gebaut, dürftig ausgerüstet und von unbedeutender Größe, ihre Seeleute ohne alle Schule; und

es ist nicht wahrscheinlich, daß diesen Mängeln abgeholfen wird, ehe nicht in den Berichten der Officiere an den Kaiser mehr Wahrheit, in den Befehlen des Kaisers an jene mehr Ernst herrscht. Lin's lügenhafter Bericht von dieser Affaire gibt einen schlagenden Beweis von der so eben gerügten Gleißnerei.

„Die britischen Boote", schreibt der Commissär, „baten inbrünstig, die Bocca Tigris passiren zu dürfen. Sie versuchten erbärmlicher Weise sich durchzuschleichen, aber ihre Bitten wurden nicht erhört. Kwan tödtete Viele von ihrer Rotte, so daß die Uebrigen, wenn sie klug gewesen wären, sich hätten aus dem Staube machen sollen. Statt dessen wagten sie es, ihr Feuer zu erneuern, welches die Wirkung hatte, als wenn man mit Eiern gegen eine Felswand wirft. Kwan wurde in der Kajüte von einem Splitter verwundet, und vier Matrosen fielen ausgleitend in's Wasser und ertranken. Kwan, seine Leute anfeuernd, entfaltete den ganzen Schrecken seines Namens. Er ließ eine volle Lage geben, welche manches Dutzend der Barbaren tödtete. Hiernach wird es ihnen nie wieder beikommen, heimlich ihren Kopf in den Rachen des Tigers zu stecken." In Folge dieses falschen und albernen Berichtes wurde Kwan in den Adelsstand von China erhoben und zum Ritter geschlagen, oder, wie es die Tartaren nennen, zum Fa-hai-long-oh Pa-tu-lu gemacht.

Dieser Kampf fiel gegen Ende des Jahres 1840 vor, und würde seine guten Wirkungen nicht verfehlt haben, wenn nicht Lin's Lügenbericht den wahren Eindruck desselben auf den Kaiser verhindert hätte. Anfangs 1841 wurde Keschen die Mittelsperson der Unterhandlungen mit der Regierung. Da aber auch er den Charakter seines Volkes hatte, schienen Winkelzüge, Verstellung, ja offenbare Lüge die alleinigen Elemente seiner diplomatischen Kunst zu seyn. So viele Briefe Sir Gordon Bremer nach Tschuen-pi sandte, Keschen schwieg hartnäckig. Da blieb den Engländern keine andere Entscheidung übrig, als die der Waffen, und unter dem 7. Januar 1841 erging deshalb der Befehl, die Truppen landen zu lassen, die Flotte in Schlachtordnung aufzustellen und die Forts zu zerstören.

Die Insel Tschuen-pi wird durch eine Anzahl mäßiger Hügel

gebildet, welche sich aus einer Hochebene in schroffen Abfällen erheben. Bei einer angestellten Recognoscirung fand sich, daß die Truppen, welche etwa fünfzehnhundert Mann stark, um Wasser einzunehmen, gelandet waren, wenn auch mit Ueberwindung einiger Hindernisse des Bodens, doch den Gipfel eines Berggraths erreichen könnten, der sowohl den Festungshügel, als auch das mit einem tiefen Graben umgebene Binsenhüttenlager unterhalb desselben beherrschte. Ostwärts waren drei Batterien aufgeworfen, hinter denen tiefe Gräben die Garnison schützten. Chinesen und Tartaren bedeckten den Hügel rechts vom unteren Fort, dessen Gebäude man durch die Oeffnung zwischen dem Wachtthurme und dem Hügel, welcher gegen Anung=hoy Front macht, erblicken konnte. Eine Division Seesoldaten unter Capitän Herbert sollte die Forts Schakok und Neu=Tschuen=pi angreifen, die zweite unter Capitän Scott die Forts von Tycockto.

Nach einem Kampfe von zwei Stunden mit mehr Schwierigkeiten, als man erwartet hatte, erschienen die Seesoldaten, welche unter Capitän Elliot vorgerückt waren, auf dem Gipfel des Bergrückens, den sie zu nehmen beordert waren. Ihnen folgte rasch ein Detaschement der Königsartillerie mit einer vierundzwanzigpfündigen Haubitze und zwei Feldstücken, beide gezogen von Matrosen des Blenheim und Melville unter Befehl von Capitän Knowles, und Detaschements des sechsundzwanzigsten und siebenundzwanzigsten Regiments unter dem Brigademajor Pratt, dem der Unterlieutenant Mackenzie vom neunzigsten Regiment als Adjutant beigegeben war. Als unsere Truppen oben angekommen waren und sich in Schlachtordnung stellten, wurden sie vom Feinde mit betäubendem Geschrei, wirbelnden Gongons, furchtbaren Drohungen und endlich allgemeiner Kanonade von den Haupt=Batterien und dem Lager empfangen. Alle diese Drohungen der Chinesen erweckten aber bei keinem der englischen Soldaten eine Spur von Furcht, und indem sie raschen, aber festen Schrittes in die Transcheen einrückten, trieben diese Braven die Tartaren aus ihrem Lager, erklimmten den steilen Hügel hinter demselben, und pflanzten auf dem Wachtthurme die englische Fahne auf. Nach dem ersten panischen Schrecken sammelten sich die Chinesen zwar wieder, und feuerten, mit

Benutzung jeder kleinen Schutzwehr, auf das Heftigste gegen uns. Diese feige Art der Kriegführung erwies sich aber zuletzt den Angreifern verderblicher, als es ein Widerstand im offenen Felde gewesen wäre. Den versteckten Schützen wurde durchaus kein Pardon gegeben, und einmal aufgefunden, war ihr Tod unvermeidlich.

In diesem zweiten und bemerkenswertheren Gefechte bei Tschuen-pi fielen 600 Mann, theils in den Verschanzungen, theils in den Lagerhütten, in denen sie Zuflucht suchten, während die Engländer nicht Einen Todten und nur dreißig Verwundete hatten, von denen noch der größere Theil durch ein auffliegendes Pulvermagazin verletzt war. Der Triumph unserer Flotte war gleich groß, denn eilf Kriegstschonken, mit Einschluß des Admiralschiffes, wurden durch sie zerstört.

Obgleich es unnöthig ist, die seemännische Unfähigkeit der Chinesen durch noch mehr Einzelheiten eines so ungleichen Kampfes zu belegen, möge doch noch der folgende Umstand hier erwähnt werden.

Capitän Belcher, welcher die Kriegsdampfboote befehligte, griff auf der Nemesis die in der Ansonsbai ankernden Kriegstschonken an. Die erste Brandrakete der Nemesis drang durch die Flanken einer Kriegstschonke in die Pulverkammer, so daß die ganze Mannschaft von der furchtbaren Explosion in die Luft geschleudert wurde, und in kürzester Zeit war die ganze Tschonkenflottille in die Flucht gejagt oder verbrannt.

Das britische Lager vor Irgao-schan (Tschusan).

Die Tschusan-Inseln liegen genau gegen Osten vom Vorgebirge Täck-to in der Provinz Tschi-kiang, und scheinen einst einen Theil des benachbarten Festlandes gebildet zu haben. Weil die gewöhnliche Richtung des Windes in dieser Gegend hieher trifft, und die Fluthen mit außerordentlicher Heftigkeit gegen diesen Theil der Küste schlagen, ist im Laufe der Zeiten aller angeschwemmte Boden hier fortgespült worden und Nichts übrig geblieben, als die Felsenpfeiler, welche jetzt als eben so viel pyramidalische Eilande im Wasser stehen.

Die Strömungen zwischen denselben sind jetzt so heftig, daß die Schiff-fahrt höchst gefährlich ist, und nur der mit ihnen vertraute Tschusaner diese Pässe als Wasserstraße benützen kann. Alle diese Tschusan-Inseln sind von primärer Bildung aus rothem und grauem Granit, und ihre Oberfläche ist sehr uneben, da einzelne Gipfel bis zu einer Höhe von fünfzehnhundert Fuß über die Meeresoberfläche emporsteigen. Dennoch ist auf allen diesen Inseln keine Quadratmeile Boden ohne Anbau geblieben.

Tscho-schan (der Bootberg), die größte Insel der Archipelgruppe, deren Namen durch die Menge der sie umgebenden kleinen Inseln herbeigeführt ist, hat einen Umfang von fünfzig, eine Länge von zwanzig, größte Breite von zehn und kleinste Breite von sechs Meilen. Sie bildet einen besondern Bezirk (heen), dessen Regierung ihren Sitz zu Ting-hai hat, und unter dem Foo oder der Präfectur von Ning-po steht. Wenn man sich der Insel von der Seeseite nähert, so bietet sie eine sehr schöne Ansicht dar. Die Hügel, steil in Kegelform aufsteigend, sind bedeckt mit den mannigfaltigsten Farben, während tiefe Schluchten weit in's Eiland sich verlaufen, nach der See zu aber durch Dämme mit Wehren verschlossen sind. Der Anblick des Innern der Insel ist nicht weniger anmuthig. Isolirt stehende, luftig geformte Hügel überschauen und beschatten tiefe, fruchtbare Thäler, in denen Reis, Baumwolle, Gerste, Indischkorn, Zuckerrohr, Tabak, Pfirsich- und Pflaumenbäume die Mannigfaltigkeit, Theepflanzen, Zwergeichen und Arbutus die Farben zum Schmuck dieser lieblichen Gründe herleihen, über denen selbst die Höhen überall mit dem reizendsten Grün bekleidet sind. Gruppen üppiger Bäume und pittoreske Tempel verschönern die hervorstechenden Höhenpunkte, deren Reiz noch erhöht wird von den Gräbern, welche dort, umpflanzt von blühenden Gesträuchen, angelegt sind. Wenn man, von der See kommend, in diese dunkeln Schluchten hineinsieht, so erblickt man angeschwemmte Ebenen von verschiedener Ausdehnung mit Reisfeldern, von einzelnen Mais- und Bohnenbeeten unterbrochen. Die schiffbaren Kanäle, welche die erwähnten Ebenen durchschneiden, sind theils von Berg-, theils von Meerwasser genährt, indem der Zufluß des letzteren natürlich durch

Schleußen regulirt wird. Große Flüsse finden sich nicht, das Wasser der zahlreichen von den Bergen herabströmenden Gießbäche ist, in umfangreiche und vor jeder Verunreinigung wohlgeschützte Bassins vertheilt, sorgfältig gesammelt.

Zu Irgao-schan, wo das sechsundzwanzigste Infanterieregiment für einige Zeit nach der Einnahme von Ting-hai im letzten Kriege campirte, ist einer dieser höchst schätzbaren Teiche, umgeben von den mannigfachen Gebäuden eines Landgutes, das in China stets einem kleinen Dorfe gleicht. Denn da der verheirathete Sohn nie aus der väterlichen Obhut fortzieht, so bilden die Gebäude, welche von Generation zu Generation hinzugefügt werden, mit ihren Scheunen, Fruchthäusern, nebst den Wohnungen der Vorgänger, eine ansehnliche Häusermasse. Doch haben diese Nebengebäude auch oft noch einen andern Zweck; da nämlich, obgleich 200,000 Seelen auf dem hier beschriebenen Raume leben, wegen der großen Fruchtbarkeit des Landes doch nicht aller Reis aufgezehrt wird, so fabricirt man vielen Scham-schoo (Reisbranntwein) zum Selbstverbrauch und Export, und manche der kleineren Gebäude, die solch' einem Wohnsitz den Anschein großer Ausdehnung geben, sind Branntweinbrennereien.

Der Verkehr zwischen diesen Landsitzen wird durch, sehr sauber aus gehauenen Steinquadern erbaute, jedoch schmale Straßen hergestellt, welche nach allen Richtungen im Zickzack über die Höhen geführt sind. Wenn auch sonst Kleidung und dergleichen dieser Inselbewohner denen des Kaiserreiches gleicht, so ist doch von Lord Jocelyn ein Gebrauch bei der Leichenbestattung mitgetheilt, der sich sonst nicht wieder finden dürfte. „Die Eingeborenen dieser Insel", sagt Seine Herrlichkeit, „begraben ihre Todten nicht, wie es in den südlichen Provinzen gebräuchlich ist, sondern sie legen den Leichnam in einen auf dem Fußboden stehenden hölzernen Kasten mit leicht beweglichem, sauber gearbeitetem Deckel, umgeben von wilden Blumen und Schlingpflanzen. In den meisten Häusern der Insel, die wir aus Neugier betraten, waren diese großen Kasten das Erste, was uns in die Augen fiel, und wir fanden, wenn wir sie öffneten, den Leichnam bekleidet wie im Leben, Tabak

und Pfeife lagen auf der Brust, Brod und Reis in den todtstarren Händen.

Obgleich man in der Nähe von Irgao-schan keine architektonischen Ueberreste fand, so vermuthet man doch, es sey identisch mit Ung-schan, an dessen Fuß Ung-tscho, eine Stadt dritten Ranges, stand, welche um 720 nach Christus unter der Regierung Heuen-tsong's aus der Tang-Dynastie gegründet wurde.



NANKING.

Nanking.

Diese zweite Hauptstadt des Reichs ist in der Provinz Kiang-su am südlichen Ufer des Yang-tschi-kiang gelegen, und war einst die Residenz der Dynastie Ming. Ihr Umfang betrug vordem neun deutsche Meilen, daher sie für die größte Stadt der Erde galt; allein die Verheerungen und Nöthen des Kriegs haben dieselbe so sehr heruntergebracht, daß sie jetzt nur noch 500,000 Einwohner zählt. Der bewunderte Residenzpalast brannte 1645 nieder, und Peking wurde von da an der Wohnsitz der Kaiser. Von der ehemaligen Größe und dem Glanze der Stadt zeugen die Trümmer von Palästen und ganzen Stadttheilen. Aber auch jetzt noch enthält die Stadt das größte architektonische Wunder China's. Dieß ist der Pao-ngen-tsi (Tempel der Dankbarkeit), von dem Kaiser Yang-lo erbaut. Er bildet mit dem daran befindlichen Kloster eines der schönsten Gebäude China's. Daran stößt der von vielen Reisenden beschriebene sogenannte Porcellanthurm. Er ist zweihundert Fuß hoch, hält vierzig Fuß im Durchmesser, und hat neun Stockwerke, welche durch zierliche achtseitige Dächer, die von der Mauer auszulaufen scheinen, getrennt sind. Wie bei allen chinesischen Thürmen, hängt an jeder Ecke dieser Dächer eine Glocke von Kupfer, die, vom Winde bewegt, einen angenehmen Ton von sich geben. Von der Spitze des obersten Daches erhebt sich ein dreißig Fuß hoher Mast, um welchen sich ein eiserner Ring schneckenförmig

emporzieht. Er ist mit einer Art von Tannenzapfen, die aus vergoldetem Kupfer bestehen, verziert. Alle ähnlichen Thürme China's sind zugleich Tempel der Verehrung; man sieht daher im untersten Raume, unter einem kupfernen Dome, ein großes vergoldetes Götzenbild stehen; und auch in jedem der übrigen Stockwerke befindet sich eine vergoldete Statue. Die Mauern sind mit vergoldetem Bildwerke, die Decke mit Gemälden verziert, und die ganze äußere Seite des Thurmes ist mit grün- und gelbglasirten Ziegeln belegt, die man früher für Porcellan gehalten hat. Auch die Dachziegel sind von denselben Farben und glasirt. Die Materialien dieses schönen Gebäudes sind so innig verbunden, daß es scheint, als sey das Ganze aus einem einzigen Stücke geformt.

Im Vordergrunde der Abbildung sieht man den Leichenzug eines Kindes auf dem Wege nach dem Begräbnißorte. Der Todte wird in China mit den Kleidern bekleidet, die er im Leben zu tragen pflegte, so angethan in einen aus vier, ja sechs Zoll starken Bohlen gearbeiteten Sarg gelegt, dessen Boden mit ungelöschtem Kalk bedeckt ist, und endlich der Sarg hermetisch verschlossen. Auf dem Deckel liegt eine Tafel, welche den Namen und den Titel des Verstorbenen enthält. Das Leichenbegängniß darf erst nach dreimal sieben Tagen stattfinden; es geschieht unter Musikbegleitung, d. h. es wird ein Instrument gespielt, welches der schottischen Sackpfeife ähnlich ist, und von Zeit zu Zeit dreimal auf eine Trommel geschlagen. In einigen Gegenden China's wird das Bild des Verstorbenen dem Sarge vorgetragen; gewöhnlich jedoch enthält bloß eine Tafel den Namen und Titel des Verstorbenen auf einem vergoldeten Tragsessel, vor dem man Weihrauch brennt, und Kinder und Verwandte beiderlei Geschlechtes folgen in weißen Kleidern dem Sarge. Den Zug eröffnen Leute, welche allerlei Figuren, auch Kleider u. s. w., aus Papier geschnitten, tragen; Andere haben Fahnen, Standarten und Rauchfäßchen. Es ist Gebrauch, daß alle Angehörigen des Todten überlaut weinen und wehklagen. Ist der Sarg an dem Ort seiner Bestimmung, am Grabe, das unter Gebeten zur Göttin der Erde (heu-tu) gegraben wird, angekommen, so wird er mit Erde bedeckt; man nimmt die üblichen Libationen vor;

die Leidtragenden stecken um und auf das Grab parfümirte Kerzen und Papierfähnchen, und verbrennen die oben erwähnten, aus Papier geschnittenen Gegenstände. Nach den beschriebenen Ceremonien begeben sich die Leidtragenden unter Zelte, die in der Nähe des Grabes aufgeschlagen worden sind, und ruhen hier etwas von den Schmerzceremonien aus; in Lobliedern besingen sie den Todten, und verzehren die Lebensmittel, welche ihm dargebracht worden waren. Nach beendigter Mahlzeit werfen sich die Betrübten von Neuem vor dem Grabe nieder, und beobachten dabei das größte Stillschweigen. Ist die Beerdigung vorüber, so wird die Tafel mit dem Namen und dem Titel des Verstorbenen zurückgetragen, und im Ahnensaale oder in einem anderen Gemache, das man die Wohnung des Geistes nennt, aufbewahrt. Im Frühjahr und Herbste findet die Gedächtnißfeier der Verstorbenen Statt. Man sieht alsdann die ganze Bevölkerung des Orts sich nach den Todtenhügeln der Vorfahren hinbewegen, um die Grabmäler zu reinigen und daselbst zu opfern. Man bestreut den Weg und die Todtenhügel mit Streifen von buntem Papier. Bei dem den Todten geweihten allgemeinen Feste werden große Hütten erbaut, die man schmückt, und worin man die Bildnisse der höllischen Gottheiten aufstellt. Dann singen die Buddhapriester die Todtenmesse, man opfert Speisen und verbrennt auch dießmal verschiedene Gegenstände, die aus Papier geschnitten sind.

Nach dem Tode eines Kaisers müssen alle Unterthanen hundert Tage hindurch Trauerkleider anlegen, und dürfen sich während dieser langen Zeit nicht rasiren, nicht verehelichen, noch einem Gastmahle oder Feste beiwohnen.

Verehrung gegen Vater und Mutter ist im chinesischen Familienleben zur ersten aller Pflichten gemacht. Selbst der Kaiser gibt hierin seinen Unterthanen alljährlich ein Beispiel, indem er seiner Mutter öffentlich seine Hochachtung bezeigt, eine Ceremonie, die der Chinese Koteu nennt.

Die Hauptstraßen Nankings sind ziemlich breit, die Seitenstraßen aber so eng, daß zwei einander begegnende Karriolen sich nicht ausweichen können, weßhalb ein Kutscher immer erst in die Straße

hineinrufen muß, ob ihm Niemand entgegengefahren komme. Jede Seitenstraße hatte vormals bei der Kreuzung mit andern Seitenstraßen oder auch mit Hauptstraßen ein Thor, von denen viele noch jetzt erhalten sind. Diese Stadtthore werden bald nach eingetretener Nacht verschlossen und die Straßen einzeln versperrt. Das Letztere geschieht, sobald die erste Nachtwache durch die Glocke oder den Tambour angezeigt wird. Dann muß ein Jeder, welcher noch ausgeht, eine Laterne haben, und Niemand darf ohne triftige Gründe aus der Straße gehen, die er bewohnt, oder aber das Stadtthor passiren. An allen Straßen sind Wachtposten, welche von Polizeisoldaten fleißig visitirt werden. Die Hauptpflicht des Militärs besteht im Dienste für die öffentliche Sicherheit. — Bei der Gewohnheit der Chinesen, sich mit hohen Mauern zu umgeben, sind die Straßen äußerst einförmig, allenthalben dehnen sich hohe, aus halbgebrannten grauen Backsteinen aufgeführte Einschließungsmauern aus, allenthalben blicken hinter diesen Mauern spitzige, ausgeschweifte Dächer hervor, die durch Form und Farbe wieder monoton sind.

Tempel und Paläste sind mit verglasten grünen Ziegeln, die übrigen Wohnungen aber alle mit grauen, halbgebrannten gedeckt. Sie ermüden daher durch die Staubfarbe den Blick, und das Auge könnte durchaus auf Nichts ruhen, wenn nicht die gewöhnlich auf die Straße herausgehenden Kaufläden die ertödtende Einförmigkeit einigermaßen belebten. Vor dem Eingange in eine jede Bude hängen schwarze lackirte Tafeln, die mit dicken goldenen Buchstaben beschrieben sind. Die Aufschriften derselben sind oft sehr belustigend; meistentheils bezeugen sie die Industrie und Thätigkeit, sowie die Sinnesart des Inhabers, z. B. „Schwatzen und langes Sitzenbleiben sind zwei Dinge, die dem Geschäfte Nachtheil bringen!“ — „Aeltere Kunden haben Vorsicht gelehrt, es wird nicht geborgt!“ — „Gute Waaren und mäßige Preise!“ — „Der Handel dreht sich wie ein Rad!“ — Uebrigens ist unter den Buden durchaus kein Unterschied, und nur diejenigen, in welchen Süßigkeiten verkauft werden, zeichnen sich durch ihren Luxus aus. Die ganze vordere Wand dieser Buden ist fast ohne Ausnahme bis zum Dach vergoldet, und mit Drachen und verschiedenen

andern Bildern verziert. Die Pracht dieser Läden ist um so auffallender, als daneben häufig eine halb eingestürzte Ringmauer oder ein dem Einfall nahes Häuschen steht.

Oeffentliche Plätze und Gärten gibt es in Nanking nicht; unter den Gebäuden sind nur die verschwenderisch mit Zinnober bemalten Tempel bemerkenswerth. Man hätte in der That Unrecht, den Chinesen Bigotterie vorzuwerfen: ihre Tempel stehen fortdauernd leer, und nur hie und da hält es ein Beamter, der eine neue, versteht sich, einträgliche Stelle bekommen hat, für seine Pflicht, alle Tempel in der Stadt zu besuchen. Dabei benimmt er sich folgendermaßen: beim Eintritt in den Tempel trägt er einen Bündel Kerzen, die aus Baumrinde und einem wohlriechenden Holz gemacht sind, zündet diese vor dem Götzenbild an und macht einige Verbeugungen bis auf die Erde; während dieser Zeit schlägt der Priester mit einem hölzernen Schlägel auf eine metallene Schale. Hat der Pilger auf solche Weise seine Andacht verrichtet, so wirft er einiges Geld hin, geht dann in den zweiten Tempel, hierauf in den dritten u. s. f. Selbst die gemeinen Leute gehen nur bei besondern Veranlassungen in den Tempel: wenn z. B. eine große Trockenheit eintritt, sammeln sich alsbald Schaaren von Bauern in dem Tempel, um von Gott Regen zu erbitten, und zünden dabei nicht bloß Kerzen an und machen tiefe Verbeugungen, sondern sie bringen auch Opfer dar, die aus verschiedenen Broden bestehen; ein wahres, nicht auf Interesse berechnetes, die Seele des Betenden erhebendes Gebet kennt der Chinese gar nicht. Allerdings sind in jedem Monat einige bestimmte Tage, in denen die Tempel von dem Volke besucht werden, aber dann strömt man nicht um des Gebets, sondern um des Handels willen dahin. Auf den Höfen der Tempel werden Waaren ausgestellt, namentlich Galanteriewaaren, und die Besuchenden spazieren vom Mittag bis zum Abend unter den Reihen der Verkäufer herum, und handeln mit den Kaufleuten, die gewöhnlich auf diesen Jahrmärkten unmäßige Preise fordern, für einen Nephrit z. B. (chinesisch Feu-tsui), einen Stein von grasgrüner Farbe, der bei den Chinesen besonders geachtet ist, und den man zu Ringen, Tabaksdosen, Armbändern u. s. w. verwendet, verlangte ein Kaufmann

von einem europäischen Reisenden zweihundert und fünfzig Lan (der Lan etwas über vier Gulden rheinisch), und überließ ihm denselben zu sechsundzwanzig! Hier zeigen auch Gaukler ihre Künste: der eine geht auf den Händen, der andere wirft Messer u. dgl. Gegen Abend verödet der Hof des Tempels, es wird wieder stille bis zum folgenden Jahrmarkt, und nur die Priester brennen dreimal am Tage eine kleine Kerze vor jedem der großen Götzenbilder an, und werfen sich jedesmal dabei auf die Erde nieder. Wenn es dem Priester selbst nicht zu Sinne steht, diese beschwerliche Pflicht zu erfüllen — und dieser Wunsch steigt nur selten in ihm auf — dann schickt er seinen Schüler, um die Kerzen anzuzünden und sich zu verbeugen, und wenn auch der Schüler just nicht zu Hause ist, so thut es ein gewöhnlicher Taglöhner. Uebrigens werden die Lichter zu gehöriger Zeit angezündet, die Verbeugungen möglichst tief gemacht — was kann man mehr verlangen?

Weder in den Theatern, noch in den Speisehäusern, noch in den Tempeln zur Zeit der Jahrmärkte sieht man Frauen, aber auf der Straße begegnet man ihnen sehr häufig. Frauen der gemeinen Klasse gehen zu Fuß, wer aber nur etwas wohlhabend und angesehen ist, fährt in Carriolen; Frauen und Töchter von Fürsten dagegen lassen sich in Sänften tragen. Frauen wie Mädchen erscheinen auf den Straßen mit offenem Gesicht und ungekünstelten Haaren, welche sie mit schönen künstlichen Blumen verzieren. Selbst die zerlumpteste, schmutzigste alte Köchin hat, wenn sie nur vor die Thüre geht, um etwas Knoblauch oder Kohl zu kaufen, unfehlbar irgend eine, gewöhnlich rothe, Blume in ihrem grauen Haare stecken. Die Kleidung der Frauen zeichnet sich durch helle Farben aus, und besteht bei den Mantschu-Frauen hauptsächlich aus einem langen Oberrock mit ungeheuer weiten Aermeln. Dieser Rock bedeckt die Taille ganz, aber die Chinesen kümmern sich wenig um diesen Nachtheil, da sie die Schlankheit der Frauen in engen Schultern und einer flachen Brust suchen, weßhalb die Frauen auch die Brust mit einem breiten Gürtel zubinden, der die Stelle unserer europäischen Korsette vertritt. Die Kleidung der eigentlichen Chinesinnen besteht aus rothen oder grünen Hosen, die

mit verschiedenfarbiger Seide geschmückt sind, aus einigen gleichfalls gestickten Jacken und einem reichgestickten Ueberrock. Noch mehr unterscheiden sich die Chinesinnen von den Mantschurinnen durch die Füße: letztere verderben ihre Füße nicht durch starkes Einwickeln, und tragen Pantoffeln, wie die Männer; nur ihre Strümpfe werden aus hellfarbigen Stoffen gemacht, mit Fußsohlen, welche nicht weniger als vier Zoll dick sind. Vom fünften Jahre an läßt man die große Zehe allein ungestört auswachsen, die vier andern Zehen aber werden unter die Fußsohle gebogen und dort so fest angedrückt und angebunden, daß sie gleichsam mit derselben verwachsen und nicht mehr zu bewegen sind. Die Nägel dringen dadurch in das Fleisch ein, verursachen fast immer Wunden, und die unglücklichen Frauen leiden ihr ganzes Leben durch diese barbarische Sitte; nicht eine kann auf dem ganzen Fuß stehen, und alle gehen bloß auf den Fersen; ihr Gang ist deßhalb sehr unschön, und sie schwanken immer von einer Seite zur andern. Ist ein armes Geschöpf so unglücklich, daß, solchen Zwanges unerachtet, die Natur ihm etwas größere Füße gibt, so wird es von der Familie verstoßen und zu harter Dienstarbeit verdammt.

Das Ausgehen einer reichen Chinesin oder Mantschurin geschieht immer mit ziemlichem Prunk. Voran trabt ein Reiter, hinter ihm führt ein Kutscher das an einen zweirädrigen Karren gespannte Maulthier am Zügel; Dach und Seiten des Wagens sind mit grünem und blauem Tuch verhängt, in welchem auf jeder Seite Stücke von schwarzem Sammt und Glas eingenäht sind; links und rechts vom Wagen gehen zwei Leute, welche mit der Hand denselben halten, um das Umfallen bei Unebenheiten zu verhindern; hinter dem Wagen kommt wieder ein Reiter. Man steigt von vorn in und aus der Equipage, weßhalb auch jedesmal der Kutscher das Maulthier ausspannt; die an den Seiten gehenden Leute führen die Carriole bis hart an die Treppe, lassen die Stangen auf die Stufen der Treppe nieder, und wenden dann sogleich der Equipage den Rücken, indem sie nach chinesischer Sitte ihrer Herrin nicht in's Gesicht zu sehen wagen! Dann steigt die gewöhnlich vornen sitzende Dienerin auf den Boden herab, stellt ein Schemelchen hin und hilft ihrer Gebieterin aussteigen. Bei der Abfahrt

wiederholt sich dieß: d. h. zuerst setzen sich die Frau und die Dienerin hinein, dann spannt der Kutscher das Maulthier ein, und die Cortège folgt in der obigen Ordnung. Die Pracht bei der Ausfahrt des Mannes besteht in der großen Anzahl Reiter, welche die Carriolen begleiten, denn diese Anzahl steigt oft auf zwanzig und darüber. Aber worin besteht dieß Gefolge? Zwei oder drei davon sind ganz ordentlich gekleidet, die andern haben Lumpen an und schleppen sich auf dürren, lahmen Maulthieren fort; der Hochmuth gestattet aber dem Chinesen nie, beim Ausfahren die Zahl seiner Diener zu beschränken, obwohl die Unterhaltung dieser müßigen Schaar sehr hoch zu stehen kommt.

In den kleineren Städten China's werden Besuche unter den Vornehmen mittelst Gebrauchs der Portechaisen gemacht. An der Thüre des Besuchempfängers angekommen, gibt ein Diener des Besuchenden vorerst eine Visitenkarte ab, die oft so lang als das Besuchzimmer ist. Sie enthält den Namen des Besuchenden, und besteht aus rothem, mit Gold verziertem, zur Trauerzeit aus weißem und blau verziertem Papiere. Der Rang des Gastes gibt den Maßstab für die Strecke, die der Besuchempfänger entgegengehen muß. Sowie man sich gegenüber steht, beugt man entweder bloß ein Knie, oder berührt mit beiden Knieen die Erde. Das höchste Zeichen der Ehrerbietung besteht darin, daß man überdieß noch mit Hand und Stirne die Erde berührt. Zwei Personen ganz gleichen Ranges begrüßen sich so, daß sie die zugemachten Hände zusammenhalten und sie zwei oder drei Mal bis gegen den Kopf erheben, indem sie sagen: Hao-tsing-tsung, was unserem: wie geht's? ich grüße Sie! ziemlich gleichkommt. Ist der Besuch geendet, so begleitet der Hausherr den Besuchenden bis zur Sänfte, oder auch nicht so weit. Auch hierbei bezeichnen die Rang-Verhältnisse die Gränze des Scheidens.

Zum Neujahr übersendet man sich ebenfalls Karten mit dem Wunsche, daß der Empfänger unter den glücklichsten Verhältnissen diese Zeit noch recht oft erleben möge. Die gewöhnlichen Neujahrs-Karten enthalten eine darauf gemalte Krähe und eine Tanne. Jene ist das Sinnbild kindlicher Liebe, die Tanne das Sinnbild überschwenglichen Glücks. Die großen Neujahrswünsche sind in Holz geschnitten,

und enthalten das Bildniß eines Kindes, eines Mandarinen und eines Storchs, was „Erbe, Ehre und langes Leben" bedeutet.

Die Straßenbewegung in Nanking beginnt mit Anbruch des Tages, d. h. Sommers um vier Uhr, Winters um sechs Uhr Morgens. Zuerst erscheinen in den Straßen die Beamten, die mit Acten in den Palast gehen, und dann die Kleiderhändler mit Eßwaaren. Der Lärm und die Bewegung nimmt allmählig zu, und gegen sieben Uhr Morgens sind alle Straßen mit einer zahllosen Volksmenge bedeckt. Um neun oder zehn Uhr Abends legt man sich schlafen. Um diese Zeit herrscht auf den verödeten Straßen bereits völlige Stille, und nur da und dort brennt das trübe Licht der Papierlaternen, die auf niedern Säulen befestigt sind.

Die Zeuge aus gelber Baumwolle, die unter dem Namen Nanking in der ganzen Welt bekannt sind, werden hier am besten verfertigt.

Gaukler im Hof eines Mandarinenpalastes.

Die Abbildung stellt den Hof der Villa eines Vornehmen dar, der, so geräumig und prachtvoll er auch erscheint, nicht als etwas Ideelles, als eine phantastische Ausschmückung chinesischen Baustyls angesehen werden darf, sondern auf unserm Bilde nur wirklich Vorhandenes wiedergibt. Gastfreundschaft ist die Haupttugend des chinesischen Volkscharakters; sie wird aber nicht nach europäischer Weise geübt. Eine nothwendige Folge hiervon ist, daß das Haus eines Mandarinen aus mehreren Abtheilungen besteht; die eine ist dem Empfang und der Bewirthung der Besucher gewidmet, die andere gehört ausschließlich dem weiblichen Theile der Familie. Auf die Ausschmückung der letztern Abtheilung werden fast allgemein in China die größten Geldsummen verwandt, um dabei Alles aufzubieten, was die Phantasie nur immer schaffen kann. Dieß macht die Wohnungen der Mandarinen zu großartigen Palästen, welche gewöhnlich Alles in sich vereinigen, was Bequemlichkeit und orientalischer Luxus zu schaffen vermögen. Das Meublement im Besuchzimmer ist äußerst reich, aber nicht elegant, obwohl Verzierungen aller Art dabei verschwendet werden. Französische Spiegel bedecken die Wände, und Spieluhren stehen auf allen Consols. Auf der Seite, wo man in den Garten tritt, fehlt in der Regel die Wand, und die Oeffnung wird im Winter durch verzierte Bambusmatten verschlossen. Im Hintergrund dieses Zimmers befindet sich ein





hoher schmaler Tisch in der Gestalt eines Altars, und auf demselben das Bild einer Gottheit, vor welcher Blumen und Früchte aufgestellt werden. In jeder Ecke des Zimmers steht ein Tischchen, von denen jedes eine andere Form hat; alle tragen antike Vasen, Uhren, Blumen, musikalische Instrumente und dergl., und an einer Wand hängt ein Bündel langer, dünner Tabakspfeifen. Von der Decke herab schweben Lampen und Laternen, welche aber nur an Staatstagen angezündet werden; einige sind kugelrund und von durchsichtigem Horn, andere von bemalter Gaze und achteckig, noch andere aus Papier, alle mit Franzen, Quasten und Glasperlen verziert. Statt der Tapeten haben die Wände gefirnißte Malereien und moralische Sprüche in goldenen Buchstaben.

Wir sehen auf dem Bilde denjenigen Theil des Gebäudes, der den Besuchenden gewidmet, und auf den der höchste Luxus verwandt wird; zu Ehren der Gäste werden hier Spiele veranstaltet, hier zeigen Gaukler und Komödianten ihre Künste. Taschenspieler und Gaukler sind in Hinterindien nicht bloß deßhalb so häufig, weil die Intelligenz dieser Völker weniger entwickelt, ihre Sitten weniger verfeinert sind, als in der neuen Welt oder im westlichen Europa *); seit Tausenden von Jahren schon sind vielmehr diese Künste in ganz Asien heimisch, und werden offenbar vom allgemeinen Vorurtheil unterstützt. Chinesische Schriftsteller verdienen zu wenig Glauben, auch wissen wir zu wenig von der früheren chinesischen Geschichte; ohne Zweifel jedoch sind Zauberkünste von den ältesten Zeiten her im ganzen Orient heimisch gewesen.

---

*) Ritter sagt in seiner Erdkunde sehr treffend:

„In China bildete sich der Egoismus auf eine so eigenthümliche Weise zu einer so scharfen und großen Persönlichkeit aus, daß die Individualität des Einzelnen zurückgedrängt werden mußte. Das Wasser, die Ströme, der Ocean regen überall durch den Wechsel zu einer höheren Kultur auf, doch nur von der generellen Art, zur Befriedigung der Triebe des irdischen Menschen, ohne den höheren Sinn. Dieser Einfluß reicht nicht bis zu einer Kultur der Ideen. Der Ausbildung des Menschen als Individuum, oder seiner ideellen Entwicklung, scheint der vorwaltende Einfluß des oceanischen Gebiets nicht günstig zu seyn. Dessen Naturgewalt bannt die Völker mächtig in seinen Zauberkreis.“ In diesen Worten liegt die beste Beurtheilung des chinesischen Volks und seiner Kultur.

Anmerkung des deutschen Bearbeiters.

Die älteste Geschichte Hinterindiens schildert uns dessen Bewohner als ein Volk, das sich durch große Gliedergelenkigkeit, im Gleichgewichthalten, Tummeln, Voltigiren, sowie in allen übrigen Körperbewegungen auszeichne. Fanatische Selbstbußen, überhaupt religiöse Ausschweifungen, wobei oft, sey es als Folge des Wahns oder aus Schmerz, die unnatürlichsten Verrenkungen vorkamen, scheinen den Grund zu den gymnastischen und Gauklerkünsten gelegt zu haben, die dem Europäer ein solches Staunen, den Asiaten so viel Bewunderung abnöthigen. Die bedauernswerthen Opfer eines barbarischen Glaubens, die sich alljährlich unter die Wagenräder von Tschaggernauth werfen, versinnlichen durch ihre selbstmörderische That den gottlosen Ursprung orientalischer Gauklerkünste. Mit mehr Wahrheit und Treue können die gymnastischen Spiele des alten Roms beschrieben werden. In seinen Palästen, sowie in denen der Provinzialstädte, sah man Gaukler, die ohne Unterbrechung vielfarbige Bälle rund um den Körper warfen, oder Lasten im Gleichgewicht trugen, wobei die geringste falsche Bewegung augenblicklichen Tod drohte. Bei den Badfesten Agrippa's, Titus' und Trajan's in Rom verrichtete ein in eine lange Toga gekleideter Bär alle die Künste mit den farbigen Bällen, die seit Beginn des Jahrhunderts, in dem wir leben, von asiatischen Gauklern gesehen, bei dem Europäer so großes Erstaunen erregten.

Ist im Hause eines Vornehmen ein Gastmahl zu Ende, so führt der Hausherr seine Gäste in einen offenen, von Pavillons umgebenen Raum, der mit wohlduftenden Blumen in Porcellangefäßen und ungeheuern Papierlaternen geschmückt ist. Hier befinden sich Wahrsager mit ihren Schicksalsstäben, gewandte Taschenspieler mit Würfeln und Karten, Gymnasten, welche in den verschiedenen Körperbewegungen eine Gelenkigkeit und Kraft entfalten, die in Europa ohne Beispiel ist. Man hat bei uns wohl chinesische oder Hindugaukler gesehen, die fünf Bälle, Tassen oder Messer in steten Kreisbewegungen um ihren Körper warfen; dasselbe Spiel mit zwei Bällen und drei Messern ist indeß bei uns äußerst selten. Diese schwierige Kunst stand im alten Rom sehr in Ansehen; die Messerwerfer nannte man Ventilatores, die Ballwerfer **Pilarii**. In allem Dem zeichnen sich indeß die Chinesen vor

den Hindu aus. Es ist nicht ungewöhnlich, bei chinesischen Festen einen Gaukler auf seiner Stirne ein kleines Gebäude tragen zu sehen, das aus einer Anzahl Holzstücke besteht, die alle auseinander fallen würden, wenn er im Mindesten das Gleichgewicht verlöre; während dessen hält er mit seinen Zehen acht bis zehn Ringe in einer Bewegung, die von seiner Seite die größte Aufmerksamkeit zu erfordern scheint. Chinesische Gaukler zeigen unter Andern folgende Künste: sie reihen Perlen mit der Zunge auf, verschlucken Schwertklingen, haben ungesehen große Porcellantöpfe bei sich, voll mit Wasser, und worin sich zwei Schuh hohe Pflanzen befinden, die sie vor den Blicken erstaunter Zuschauer unversehens produciren. Eine andere Art ihrer Kunstübungen besteht darin, daß sie vor aller Augen die Farben eines Pulvers verändern; aus einer und derselben Säule im Speisesaale durch Anbohren verschiedene Sorten Wein ziehen, hundert und mehr Ellen lange Papierstreifen verschlucken, und einen großen ehernen Ring, den die Gesellschaft vorher genau untersucht hat, in die Luft werfen, wo zuerst zwei, dann vier, zuletzt sechs Ringe gleicher Größe mit dem ersten daraus werden; indem sie dieselben mit der Hand wieder auffangen, wissen sie, zum Erstaunen der ganzen Versammlung, verschiedene mathematische Figuren daraus zu bilden.

Die Schilderung der übrigen chinesischen Spiele und Volksbelustigungen aus der Feder eines Reisenden mag hier nicht am unrechten Platze seyn. Wie durch einen Zauberstab fühlen wir uns durch das Gemälde, das er vor unsern Blicken entrollt, in ein uns fremdes Volksleben versetzt; wir glauben daher, am besten zu thun, wenn wir seine Erzählung ganz so wiedergeben, wie sie niedergeschrieben wurde.

Die Chinesen begreifen aus Uebertreibungssucht unter der Benennung: Kaisercanal alle die schiffbaren Flüsse, die einen großen Theil ihrer innern Schifffahrt ausmachen; eigentlich beginnt derselbe jedoch bei der Stadt Lin-tschin-tschiu in der Provinz Schan-tong. Sie behaupten, daß er nördlich von Tien-sing am Peihofluß anfange und sich im Süden von Hang-tscho-fu in der Provinz Kiang-nan endige, was aber nicht der Fall ist; denn sein nördliches Ende, der Ka-hu oder „der Fluß der Wasserthore,“ ist nahe bei Lin-tschin-tschiu. In der

Nähe dieser Stadt ist der Peihofluß ohne alle Dämme und Schleußen damit in Verbindung gebracht; sein ganzer Lauf, den die Chinesen unrichtig als eine Ausmündung des Kaisercanals bezeichnen, ist übrigens in Zwischenräumen mit Flußthoren auffallender Erfindung versehen; sie bestehen nämlich aus steinernen Pfeilern oder Dämmen, die dreißig Fuß auseinander stehen, und zwischen welche lockere Planken befestigt sind, um das Wasser durchzulassen. Dadurch wird jedoch der Wasserstand in den einzelnen Flußtheilen selten um mehr als einen Fuß verändert. Hier befindet sich stets ein starkes Truppenkorps, um die Dämme in Stand zu halten; ihre Wachthäuser sind nicht der uninteressanteste Gegenstand an den langgedehnten Ufern dieses trägen Flusses, der eine flache, morastige, dünnbevölkerte Gegend durchströmt. Die Umgegend von Lin-tschin-tschiu wimmelt stets von einer Menge Kärrner, die ihre Lasten von einer Tschonke in die andere verladen; der Verkehr besteht im Austausch von Lebensbedürfnissen, im Anstellen und Entlassen von Schiffsziehern, kurz in allem Dem, was ein so wichtiger Mittelpunkt für den Handel nothwendig im Gefolge hat. An der Mündung des Kaisercanals gelegen, dieser großen Verkehrsstraße des himmlischen Reichs, ist Lin-tschin-tschiu eine den Chinesen ehrwürdige Stadt; auch sind europäische Reisende der Meinung, daß die prachtvolle Pagode von neun Stockwerken, welche die Landschaft ziert, die Einmündung des Ka-hu bezeichnen soll, und wahrscheinlich aus Anlaß der Eröffnungsfeier des Canals errichtet wurde. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist sie in der That auch ein schönes Denkmal eines großen und nützlichen Unternehmens; in jeder andern Hinsicht erscheint sie aber als ein Altar derselben Vielgötterei, der so viele Tempel in diesem Lande errichtet sind. Die Bauart der Pagode von Lin-tschin-tschiu ist achteckig, oben zu pyramidalisch; der untere Stock besteht aus porphyrartigem Granit, die oberen aus verglasten, schön und genau ineinander gelegten Ziegeln. Eine Wendeltreppe von hundert drei und achtzig Stufen führt zu dem obersten Stocke, von wo aus man einen Ueberblick über Fluß und Canal, die herrliche Umgegend und die menschenwimmelnden Straßen von Lin-tschin-tschiu hat. Von dieser Höhe aus gesehen, die wenigstens hundertfünfzig Fuß

über dem Wasserspiegel des Pei-ho ist, scheint die Stadt am Fuße des Thurmes zu liegen, und doch sind die einzelnen Wohnungen und sogar die öffentlichen Gebäude kaum zu unterscheiden, so sehr sind sie durch die ungewöhnliche Zahl von Gärten, öffentlichen Spaziergängen und sonstigen Anlagen der Stadt verdeckt. Im Jahr 1793 lag dieses Kunstwerk, der Tempel, in Ruinen, auch konnte man damals nicht erkennen, daß er dem Götzendienst der Nation gewidmet war; seitdem ist er aber vollständig ausgebaut und verschönert worden. Auf dem Dache jedes Vorsprungs, sowie auf dem Karnieß des untersten sind die geheiligten Worte Omi-tu-fu zu lesen, die man an allen buddheistischen Tempeln entdeckt, während die Vorsprünge selbst reich ausgeschnitten und verziert sind. Eine Nische im untersten Stocke enthält seit dem Ausbau des Tempels das Bildniß einer buddheistischen Gottheit, ein zweites befindet sich in einem höheren Gemache. Das oberste Dach, welches ebenso reich verziert ist, besteht entweder aus gegossenem Eisen oder Glockenmetall.

Das Zusammenströmen von Käufern und Verkäufern, Reisenden, Schiffern, Beamten und einer zahlreichen Polizei, welcher die Aufrechthaltung der Ordnung unter einer so dichten Bevölkerung obliegt, die sich stets durch neue Ankömmlinge vermehrt, bildet einen geeigneten Tummelplatz für wandernde Musiker, Gaukler und Tausendkünstler aller Art; die Straßen von Lin-tschin-tschiu sind daher fortwährend durch Gruppen von Volk, die solche umstehen, belebt.

Schon früher wurde von uns erwähnt, daß, so sehr auch die Chinesen aus Mangel an Intelligenz in vielen bewunderungswürdigen Künsten zurückgeblieben sind, wir ihnen doch so manche großartige Erfindung verdanken, die sie vernachläßigten oder deren Bedeutung sie nicht zu erkennen fähig waren. So sind sehr wahrscheinlich der See-Compaß, das Schießpulver und die Buchdruckerkunst chinesische Erfindungen, obgleich ihnen der Europäer weit größere Erfolge verdankt, als die Chinesen selbst; ebenso haben die europäischen Volksbelustigungen offenbar ihren Ursprung in China. Die chinesischen Schattenspiele erklären dieß von selbst, auch erkennt man in den Automaten des chinesischen Tausendkünstlers die Fantoccini Italiens und die Mario-

nettentheater des übrigen Europa's. Die italienischen Marionetten werden durch Fäden, die an Kopf, Armen und Beinen befestigt sind, in Bewegung gesetzt; dasselbe ist mit den chinesischen Puppen der Fall. Eine gleiche Aehnlichkeit bemerkt man zwischen dem europäischen und chinesischen Guckkastenmann. Wie der Europäer, führt der Chinese eine Reihenfolge von Gemälden durch das Vergrößerungsglas an den Augen des Zuschauers vorüber, und erzählt dabei Geschichten, die darauf Bezug haben.

Nachdem wir so den Ursprung der Fantoccini und der Camerae obscurae nachgewiesen haben, bleibt uns bloß noch übrig, zu erwähnen, daß Europa demselben phantasievollen Volke den Polichinell verdankt, obgleich derselbe in etwas veränderter Gestalt zu uns herüber gekommen ist. Eine verborgene Person setzt dadurch, daß sie ihre Finger in die Gliedmaßen der Puppen steckt, solche in Bewegung. Dieß ist noch heute chinesische Art, diese Kunst zu entfalten, die übrigens in neuerer Zeit in Europa erstaunenswürdig vervollkommnet worden ist.

Marionettentheater, der wahrscheinliche Ursprung unserer größeren theatralischen Vorstellungen, dienen in China nicht bloß zur Hauptbelustigung der untern Klassen, sie sind im Gegentheil Hauptbestandtheil kaiserlicher Hoffeste. Ein anderer englischer Reisender schreibt hierüber: „Auch sahen wir ein chinesisches Marionettentheater, das wenig von unsern englischen abwich. Prinzessin Tschu-fu ward in einem Schlosse gefangen gehalten, und von einem Ritter nach verzweifeltem Kampfe mit wilden Thieren und Drachen daraus befreit; hierauf folgten Hochzeitfeste, Turniere u. s. w. Außerdem gab man ein Lustspiel, in dem alle Helden unserer Marionettentheater die Hauptrollen spielten. Man erzählte uns, daß diese Spiele hauptsächlich den Damen gewidmet seyen, und nur uns zu Ehren stattfänden *)." Dieß darf uns nicht erstaunen, denn vor nicht länger als einem Jahrhundert haben Marionettenspiele im westlichen Europa Eingang gefunden.

---

*) Siehe Barrow's Reise an das kaiserliche Hoflager zu Zehol in der Tartarei.

Aus dem Umstande, daß die ersten europäischen Reisenden Marionettentheater in China fanden, geht wohl ziemlich klar hervor, daß China das Geburtsland dieser Kinderspiele ist, namentlich wenn man das Alter der chinesischen Institutionen und Gebräuche, sowie den unbesieglichen Widerwillen erwägt, den die Chinesen gegen alles Ausländische hegen. Notorisch haben der Westen und Norden Europa's solche vom Süden überkommen. Die Geschichte Polichinells, den man bei so verschiedenen Völkern antrifft, beweist übrigens zur Genüge, daß die Menschen aller Zeiten und Zonen gemeinschaftliche Leidenschaften haben; denn die ältesten Zeiten bis herunter zu den unsrigen scheinen ihn gekannt zu haben, während wir ihn zu gleicher Zeit in China und in Peru wiederfinden.

Die Chinesen sind solchergestalt, verschieden hierin von jedem andern bekannten Volke der Welt, während ihrer ganzen Geschichte allen ernsthafteren Bestrebungen fremd geblieben; ihre Religion wie ihre Literatur ließen sie in ihrer Kindheit; unmöglich konnten daher ihre Volksbelustigungen den edleren und civilisirteren Charakter annehmen, der dem Entwicklungsgange jeder andern Nation mehr oder weniger eigen ist.

Zusammenkunft

zwischen dem englischen Commodore Bremer und Chang, dem chinesischen Gouverneur von Tschusan, auf dem Schiffe Wellesley am 4. Juli 1841, im Hafen zu Tschusan.

An der Ostküste von China, der Stadt Ningpo gegenüber, liegt eine dichte Inselgruppe, die, nach dem Namen der größten von ihnen, die Tschusan-Inseln genannt werden, und mit den Kewshan-Inseln zusammen die Ting-hai-heen oder Provinzabtheilung bilden, welche durch einen Gouverneur regiert wird. Tschusan ist einundzwanzig englische Meilen lang, und mag zehn ein halb in der Breite messen. Die Bevölkerung der fruchtbaren Insel wird zu 280,000 Seelen geschätzt, die Zahl der Wohnhäuser beträgt 40,000. Tschusans treffliche Lage ward frühe erkannt; Engländer begründeten hier schon im Jahre 1700 eine Handelsniederlassung, aus welcher sie in der Folge von den Chinesen vertrieben wurden.

Die Hauptstadt dieser Inseln heißt Ting-hai, und ist nach chinesischer Weise durch Thürme, sowie durch Wälle, gegen einen andern Angriff, als den europäischer Kriegskunst, hinlänglich geschützt. Die vom Meere in die Stadt geleiteten Canäle bilden indeß viele stockende Wasserpfützen, welche bei heißem Wetter unerträgliche Dünste aushauchen, und die Malaria dieser an und für sich unsaubern Stadt in hohem Grade vermehren. Die englischen Truppen haben die Wirkung





derselben sehr nachtheilig empfunden, und nirgends in China, selbst nicht auf den ungesundesten Besitzungen der britischen Krone, war die Sterblichkeit unter den englischen Truppen größer, als hier. Die Straßen der Stadt sind nämlich eng, schlecht angelegt und unsauber; in der Mitte derselben sind mit Steinplatten bedeckte Rinnen angelegt, die in den Canal abfließen; aber aus Mangel an Reinigung werden sie sehr lästig. In allen Straßen sind leere Winkel, von ungeheuren irdenen Gefäßen eingenommen, die zur Aufbewahrung jedes denkbaren Unraths dienen. Die chinesische Betriebsamkeit sammelt nämlich mit einer ausnehmenden Sorgfalt Unrath aller Art, Menschen- und Thier-Excremente, und verwendet sie zur Düngung der Felder.

Nach dem schlechten Erfolg der englischen Diplomatie, um das Niederlassungsrecht in Canton zu erhalten, war die Aufmerksamkeit derselben auf die für den Handel so günstig gelegenen Tschusan-Inseln gerichtet, um hier ihre Zwecke zu erreichen. Die englische Flotte, unter Commodore Bremer, ging daher gegen Ende Mai 1841 nach Tschusanhafen unter Segel, und bereits am 4. Juli hatten die Schiffe Wellesley von vierundsiebenzig Kanonen, Conway von sechsundzwanzig und Alligator, ebenfalls von sechsundzwanzig Kanonen, daselbst Anker geworfen; die übrigen Schiffe der Expedition trafen erst am folgenden Tage ein. Die Stellung der Schiffe war einem Hügel gegenüber, auf welchem ein großer Tempel oder Ghoshaus steht. Abends ward eine Aufforderung an den Admiral, der zugleich Gouverneur der ganzen Inselgruppe war, mit der Bitte gesandt, durch Uebergabe der Insel Blutvergießen zu verhüten. Die abgeschickten Officiere kamen mit dem chinesischen, von zwei Mandarinen begleiteten Admiral an den Bord des Wellesley zurück; diese bekannten ihre Unfähigkeit zum Widerstande, versuchten durch Ausweichen und Bitten Zeit zu gewinnen, und verließen das Schiff ohne befriedigenden Erfolg, wiewohl mit der bestimmten Erklärung von Seiten des englischen Befehlshabers, daß die Feindseligkeiten beginnen würden, wenn die Unterwerfung nicht vor Tagesanbruch erfolgt wäre.

Unser Künstler hat es versucht, von dieser Zusammenkunft des chinesischen Admirals mit dem englischen Bevollmächtigten ein getreues

Bild zu geben. An einem Schiffstische sitzen: rechts Chang, der chinesische Gouverneur von Tschusan, umgeben von seinem Flottencapitän und der ersten Magistratsperson von Tschusan; links Sir J. J. Gordon Bremer, der englische Bevollmächtigte, nebst den Oberofficieren Sir Henry Darell, Baronet und Brigadier Burrell, und zwischen ihnen als Dolmetsch der bekannte Missionär Gutzlaff aus Stettin in Preußen. Im Hintergrunde rechts stehen angesehene Bewohner von Tschusan, links Capitän Maitland vom Wellesley (von der Ueberführung Napoleons nach St. Helena bekannt geworden) und Lord Jocelyn, militärischer Gesandtschaftssekretär.

Da die Nacht vom vierten auf den fünften Juli unter fruchtlosem Warten auf die Uebergabe verstrichen war, so ward frühzeitig am Morgen das Zeichen zur Landung der englischen Truppen gegeben. Nach höchst unbedeutendem Widerstande räumten die Chinesen die Stadt, und unmittelbar darauf ward die englische Flagge auf den Thürmen derselben aufgezogen.

Der chinesisch-englische Friedensschluß vom 26. August 1842 bestimmt zwar die Zurückgabe der Inselgruppe an China; doch sollen sie, nebst Ku-lang-su, so lange von den Engländern behauptet bleiben, bis die Geldzahlungen und die Einrichtungen zur Eröffnung der an England abgetretenen Häfen vollständig erfolgt sind.

Die Häuser von Tinghai sind größtentheils aus nett überfirnißtem Holze gebaut, die Tempel und die vornehmsten Gebäude aber aus Backsteinen oder einem mit einer Art von Gyps übertünchten Steine aufgeführt, und gewöhnlich von einer einfachen Mauer umgeben. Tinghai treibt ansehnlichen Handel; der größte Theil der Vorstadt besteht aus Läden und Waarenlagern; es befinden sich daselbst große und wohlgefüllte Bauholzhöfe und großartige Schamsu-Brennereien, welches hitzige, aus Reis bereitete Getränk ein vorzüglicher Ausfuhrartikel der Insel zu seyn scheint.

Da die Stadt von einem großen Theil der Einwohner verlassen war, so zeigte sich nach der Einnahme derselben durch die Engländer eine Masse Diebsgesindel, welches die geschlossenen Läden zu öffnen und zu plündern versuchte. Es ward daher der Befehl erlassen, daß

Nichts aus den Thoren herausgelassen werden solle. Särge ließ man trotz des Verbots passiren, bis die Aufmerksamkeit der Schildwachen durch die Menge von todten Anverwandten, deren Leichen aus der Stadt getragen wurden, erregt ward, und ihre Neugierde sie dazu bewog, einen dieser angeblichen Todtensärge zu öffnen, welcher, wie sich bei der Untersuchung fand, mit zusammengerollten Stücken Seide, Flor und andern werthvollen Luxusartikeln angefüllt war.

Die Tempel oder Ghoshäuser von Tinghai gehören zu den schönsten in China. Unter andern Götzenbildern wird man von der Pracht des Schnitzwerkes und der colossalen Gestalt des auf einer Lotusblume sitzenden Buddha frappirt. Diese Figur in ihrer sitzenden Stellung ist wenigstens fünfzehn Fuß hoch. Ihr zur Rechten und Linken sitzen zwei andere Figuren, und diese zusammen stellen die Trias oder die drei unschätzbaren Buddhas vor; alle drei Figuren sind vergoldet. Man kann sich einige Vorstellung von ihren riesenhaften Verhältnissen machen, wenn man bedenkt, daß der Zeigefinger der links sitzenden Figur acht Zoll lang ist. Mitglieder der letzten englischen Expedition rühmen an diesen Götzenbildern die vollendete Ausführung in Thon; so erschien ihnen eines derselben, die Göttin der Barmherzigkeit, die auf einem Delphin über ein von Stürmen bewegtes Meer reitet, indem sie Handlungen der Gnade ausspendet und ihre hilfreiche Gewalt zur Schau stellt, als ein glänzendes Kunstwerk.

Wir glauben, hier die Beschreibung eines Mandarinen in seinem Staatsanzuge beifügen zu dürfen, wie sie ein angesehener englischer Officier der englischen Expedition gibt:

Als Hauptbestandtheil männlicher Schönheit gilt bei den Chinesen Corpulenz; sie wird bei ihnen für ein sicheres Zeichen von Verstand und Wohlhabenheit gehalten, denn sie schließen so: wer mager ist, muß ein armer Teufel seyn, sonst wäre er so klug, sich etwas auf den Leib zu essen. Der Anzug des in Rede stehenden stark bezopften Mandarinen bestand in einer Wintermütze, deren Krone von dunkelblauem Atlas war, und, nach dem Kopfe geformt, ganz dicht anschloß, mit einem ringsherum aufgeklappten Rande von schwarzem Sammt. Auf dem kuppelartigen Gipfel dieser Mütze trug er einen sechseckigen Knopf

von weißem Metall mit einer schönen Einfassung. Sein Ma=kwa oder Ueberrock war von schönem blauem Camelot, und die weiten Aermel desselben hingen ungefähr um die halbe Länge über den Vorderarm herunter, während die Schöße fast bis an die Hüfte reichten. Darunter trug er eine blauseidene, reich verblümte Jacke mit weiten, schönen Schößen, die unter der Ma=kwa sichtbar waren. Seine Beinkleider waren von hellblauem, geblümtem Nankingflor, und staken unter dem Knie in den schwarzatlassenen Stiefeln mit mehreren Zoll dicken Sohlen, deren Schäfte höchst sauber gehalten waren.

Er trug einen Fächer in mit Figuren in halberhabener Arbeit geschmückter Scheide, einen Tabaksbeutel mit erquisiter Stickerei, eine ganze Menge silberner Zahnstocher und Ohrlöffel, nebst einer Tasche für seine Uhr, und in dem Gurt, an welchem dieß Alles hing, stak noch ein kleines ledernes Futteral, worin sich Stahl und Stein befanden.

So ausgestattet, war seine äußere Erscheinung nach chinesischen Begriffen eine durchaus vollkommene und eines Mandarinen würdige.





Makao,

von den Forts Hiang-schan aus gesehen.

Makao ist eher schön, als natürlich fest; denn die dasselbe umgebenden Felsenmassen dominiren es, und die See, die es bespült, ist für große Schiffe fahrbar. Seine politischen Zustände haben stets eine historische Anomalie dargeboten. Portugiesische Abenteurer, die sich lange im stillen Meere herumtrieben, landeten hie und da auf der chinesischen Küste, und wußten sich durch den Handel, in den sie sich einließen, durch Bestechung, mitunter auch durch Gewalt eine Art von Anerkennung zu verschaffen. Um das Jahr 1537 — jedenfalls nach dem Tode des St. Franciscus Xavier in Schan-schan — erhielten die Portugiesen das Niederlassungsrecht auf Makao, nicht als eine unabhängige Gemeinde, sondern mit gleichen Rechten, wie die übrige Bevölkerung, so lange sie sich gut aufführen würden oder es dem Kaiser gefiele. Wahrscheinlich machten sie sich anfangs anheischig, für diese Erlaubniß eine bedeutende Summe Geldes zu zahlen, da ihre Hoffnungen vom Gedeihen ihrer Colonie sehr groß waren; indessen hat das eigennützige Bestreben, sich und den Spaniern den chinesischen Alleinhandel zu verschaffen, ihre eigenen Interessen so gelähmt, daß der Kaiser sich damit begnügt, eine jährliche Rente von hundert und fünfzig Pfund Sterling von ihnen zu empfangen.

Die Stadt liegt auf einer Halbinsel, die drei (englische) Meilen lang und eine breit ist, und auf der einen Seite eine herrliche Bucht einschließt, während sie auf der andern, der See zu, eine Art Vorgebirge bildet, das auf allen seinen Abhängen mit Kirchen, Klöstern, Thürmen und hohen Häusern nach europäischer Bauart bedeckt ist. Eine enge, sandige Bucht liegt am Fuße der Hiang-schan-Forts, die den Zweck haben, die armen Colonisten im Zaum zu halten; eine starke Mauer ist nach dem vorsichtigen Gebrauche der Chinesen durch die Bucht gezogen, und bildet eine Gränze zwischen den Christen und Heiden.

Wie es heißt, wurde diese Mauer anfänglich errichtet, um die römischen Priester abzuhalten, die chinesische Kinder zu stehlen pflegten, um sie in ihrem Glauben zu erziehen. Der Zweck, den sie verfolgten, war indeß löblich, wenn sie auch schlechte Mittel gebrauchten. Die Strenge, mit der die Portugiesen regiert werden, und der bekannte, gegen alles Fremde feindselige Charakter der Chinesen, machen es wahrscheinlich, daß der Kinderraub bloß erfunden wurde, um für den Bau der Mauer zum bequemen Vorwand zu dienen. Ein Mandarine ersten Ranges (Tso-tang) residirt beständig zu Makao, und liefert den Beweis von der geringen portugiesischen Macht daselbst, indem er gelegentlich den Christen alle Zufuhren abschneiden läßt, strenge Beobachtung aller Vorschriften in Bezug auf den Bau neuer Wohnungen oder Ausbesserung alter fordert, und die portugiesischen Forts inspicirt, um sich zu überzeugen, daß solche nicht stärker befestigt wurden, noch eine Garnisonsverstärkung über die gewöhnliche (400 Mann) erhalten haben. Ohne einen speciellen Erlaubnißschein, der stets honorirt werden muß, darf keine dieser Vorschriften verletzt werden, was indeß den Portugiesen auch schwer fallen müßte, da sämmtliche Handwerker Chinesen sind.

Die portugiesische Regierung zu Makao besteht aus einem Gouverneur, einem Richter und einem Bischof, von denen Jeder 600 Pfund Sterling jährlich erhält, eine gewiß bedeutende Summe, wenn man den geringen Umfang ihrer Verrichtungen erwägt. Der chinesische Theil der Bevölkerung, gegen 30,000 Seelen, ist den heimischen Behörden unterthan; alle Europäer, mit Einschluß der Portugiesen und

der Fremden aller Klassen, im Ganzen nicht mehr denn viertausend, stehen unter dem portugiesischen Gouverneur. Seine Macht erweist sich jedoch mitunter so schwach, daß sich die Chinesen, ohne Widerstand zu finden, erlauben, allen Fremden bei Verlust von Vermögen und Freiheit zu befehlen, innerhalb weniger Stunden das Gebiet zu verlassen; durch diese Unsicherheit ist daher der Handel von Makao — die einzige Beschäftigung christlicher Colonisten — in solchem Maße beeinträchtigt, daß die Tempel Makaos ohne Gläubige, seine Häuser ohne Bewohner und sein Hafen fast verlassen ist.

Makao hat mehr das Ansehen einer europäischen Stadt, als irgend eine andere Ostindiens, Batavia etwa ausgenommen; übrigens ist sie, wie in vorstehendem Satze erwähnt, in schnellem Verfall begriffen, und die neue und immer anwachsende englische Ansiedelung zu Hong-kong wird ihr vollends schnell die letzte Hoffnung benehmen.

Gegenwärtig findet hier noch ein ziemlich lebhafter Austausch europäischer und chinesischer Produkte Statt; auch haben die Bewohner der Chinastraße in Canton dort Läden errichtet, und alle Arten chinesischer Raritäten kann man da kaufen. Es findet hier ein stetes Gewühl von Chinesen Statt; ihr Anblick hat für den Europäer in der ersten Zeit viel Belustigendes. Die schmächtigen Storchbeine mit den dicken Schuhen, die kurze Jacke, welche gerade bis auf die Hüfte reicht, die kleine Kappe, dicht aufliegend auf der kahlen Glatze, und der lange Schweif, der hinten beinahe bis auf den Boden hängt, geben ihnen mehr das Ansehen von Affen, als von menschlichen Wesen.

Es mag nicht am unrechten Orte seyn, hier, wo wir eine Stadt beschreiben, in der europäisches Leben und Sitten mit chinesischen in so schroffem Gegensatz sich befinden, einige Bemerkungen über den chinesischen Volkscharakter und die Erfolge der europäischen Waffen aus der Feder eines angesehenen Engländers einzuschalten.

Derselbe hatte vielfältige Gelegenheit, ein wohlbegründetes Urtheil über sie zu fällen, das denn auch, wie folgt, lautet:

Der Chinese ist fleißig, höflich, friedliebend, und Nichts geht ihm über die Pflicht gegen die Eltern und gegen Die, welche der Eltern Stelle vertreten; leider findet jedoch diese gute Eigenschaft mehr in der

mechanischen Gewalt der Erziehung ihre Erklärung, als daß sie aus dem Ergusse eines edlen und menschlicher Empfindungen fähigen Herzens entspränge. Als die Folge der hierarchisch=despotischen Regierungs=form ergibt es sich, daß der Chinese ein folgsamer Staatsbürger ist; der große Umfang dieses Reiches mit starker Centralisation mußte indeß nothwendig eine Demoralisation des Beamtenwesens herbeiführen, die in ihrer Einwirkung auf das Volk sich sehr verderblich äußerte. Der Chinese ist feig, eitel und hat einen unerträglichen Nationalstolz; er hält mit starrer Festigkeit an seinen Vorurtheilen, ist bestechlich und rachsüchtig, und betrügt im Handel und Wandel; überdieß ist er der Wollust, der Völlerei und dem Spiele ergeben.

Die Kriegstaktik der Chinesen ist, wie aus allen Berichten über die letzten Unfälle ihrer Waffen ersichtlich, unter der Mittelmäßigkeit; in der That, die Wahl eines Generals zum Commando eines Unter=nehmens richtet sich nicht nach seinen Kenntnissen oder militärischen Talenten, sondern nach seinem Scharfsinn im Erdichten und seiner Schamlosigkeit im Aussprechen der größten und frechsten Lügen, um seine Gegner zu täuschen.

Ihre Verluste seit dem Beginn der englischen Operationen sind in runden Zahlen auf etwa fünfzehn= bis zwanzigtausend Mann und ungefähr achtzehnhundert Kanonen verschiedenen Kalibers, nebst einer unermeßlichen Menge andern Kriegsmaterials, anzuschlagen. Ihre bisherige Flotte ist fast ganz vernichtet, allein diese Verluste sind im Verhältniß zu den Hülfsquellen des Landes kaum nennenswerth, und es wäre für den Beherrscher des himmlischen Reiches der Mitte ein Leichtes, neue Flotten und weit größere Heere aus der Erde zu stampfen.

Was indeß als das wichtigste Resultat erscheint, ist der Umstand, daß der Zauber ihrer Waffen so entschieden gebrochen wurde. Dieß, sowie die Milde und Gerechtigkeit der englischen Verwaltung, wodurch den Chinesen über die große Unwissenheit, Feigheit und Tyrannei ihrer Mandarinen die Augen geöffnet wurden, versetzte der Mantschu=Dynastie einen Schlag, der im tiefsten Mittelpunkte des Reiches empfunden werden muß. Die Eingeborenen strömen wirklich schon zu Hunderten

in die Städte, wo sie unter der britischen Fahne freundlich aufgenommen und beschützt werden.

Die Nation wird sich nun nicht länger sclavisch unter den eisernen Despotismus beugen, der sie Jahrhunderte lang zu einer so entlegenen Familie des Menschengeschlechts gemacht hat. Hoffentlich dauert es nicht lange mehr, und wir sehen China, wie Japan, dem Weltverkehr und der Civilisation mit allen unermeßlichen, sich daran knüpfenden Folgen geöffnet.

Die merkwürdigsten Städte und Orte China's.

Das chinesische Reich ist vor den meisten Ländern der heidnischen Welt ein so außerordentliches, man möchte fast sagen, wunderbares, daß der Neugierde in Bezug auf dasselbe das weiteste Feld eröffnet ist. Bedenkt man, daß der Flächenraum desselben 250,000 Quadratmeilen beträgt, und seine Einwohnerzahl die Summe von 333 Millionen, also ein Drittheil der ganzen Erdbevölkerung übersteigt, so hat man einen Maßstab für ein Land, dessen reiche Hülfsquellen, in Verbindung mit dem Gewerbfleiß seiner Bewohner, Alles übertreffen, was irgend ein anderes Land der Erde bietet. Der Boden, im Allgemeinen fruchtbar, zeigt in mehreren Provinzen die üppigste Vegetation; nirgends sonst findet man so weite und so fruchtbare Thäler, als die sind, welche der Hoang-ho, der Yang-tschi-kiang und einige andere Flüsse im südlichen China bilden. Die Chinesen haben, die großen Vortheile dieser Wasserwege einsehend, die Begünstigungen der Natur in ihrem wasserreichen Lande noch durch mehrere künstliche Canäle von bedeutender Länge vermehrt. Dadurch ist bei der großen Ausdehnung des Reiches und bei der nicht minder großen Verschiedenheit des Bodens und der Producte in den hohen Gebirgen, Ebenen und Thälern durch die Leichtigkeit, mit welcher man aus einer Gegend in die andere schiffen kann, eine künstliche Gleichheit geschaffen worden. Und überall, wo der Boden es irgend verstattet, ist derselbe mit größter Sorgfalt angebaut.

Da sich China's Gebiet fast über dreiunddreißig Breitegrade erstreckt, ausgedehnte Küstenländer, tief im Innern des Landes hohe Gebirge, in mehreren Provinzen beträchtliche Hochebenen, dann aber auch sehr tiefe und breite Thäler, große Landseen, hie und da dichte Waldungen, aber auch paradiesähnliche Fluren enthält, so findet natürlich eine auffallende Verschiedenheit des Klimas Statt. Diese Beschaffenheit des Landes erklärt ein Uebermaß von Kälte und Hitze in den entgegengesetzten Jahreszeiten, wie man sie sonst auf diesen Breitegraden nicht wahrnimmt. Aber trotz dieser auffallenden Abwechslung von Kälte und Hitze kann das Klima im Allgemeinen als sehr gesund betrachtet werden, was, nach dem Urtheile von Naturforschern, seinen Grund in der Ausdehnung der cultivirten Landstriche hat.

In vorhergehenden Aufsätzen haben wir mehrere der größeren Städte China's: die zweite Hauptstadt des Reichs, Nanking, die wichtigen Handelsplätze Canton, Tien-sin und Lin-tschin-tschiu geschildert. Das große Interesse, welches sich an dieses Wunderland knüpft, erklärt indeß wohl zur Genüge, warum wir in Nachstehendem eine Uebersicht anderer merkwürdigen Städte und Orte China's geben. Jeder Schritt, den wir in diesem, so zu sagen, erst entdeckten Gebiete vorwärts thun, verschafft uns die interessantesten Resultate der Länder- und Völkerkunde; Alles, was wir dort erblicken, erscheint europäischen Augen so fremd, bietet so wenig Vergleichspunkte für abendländisches Leben und Treiben, daß uns buchstäblich eine neue, so zu sagen, eine Zauberwelt geöffnet wird.

Die Städte China's werden in solche ersten, zweiten und dritten Ranges eingetheilt; die Hauptorte der Kreise, Unterbezirke und Oberbezirke haben aber keinen eigenen, sondern vielmehr den Namen des Oberbezirkes, Unterbezirkes oder Kreises, in denen sie die Hauptorte sind. Die kaiserliche Residenz heißt schlechtweg „Hauptstadt" (King-su), und da es in China oft mehrere Herrscher zugleich gab und der Hof seinen Sitz wechselte, so wurden diese Kaisersitze nach ihrer örtlichen Lage näher bezeichnet. So heißt z. B. Pe-king der nördliche, Tung-king der östliche und Nan-king der südliche Hof.

Die Hauptstadt Peking, Residenz des Kaisers seit der Eroberung China's durch die Mantschu, liegt in einer großen Ebene am Yu-ho in der Provinz Tschy-li. Sie hat, ohne die dazu gehörigen zwölf Vorstädte, einen Umfang von vier deutschen Meilen. Aeltere Reisende haben ihre Bevölkerung auf drei bis fünf Millionen angegeben; nach einer neueren Berechnung beträgt sie indeß nur anderthalb Millionen. Peking hat, wie andere große Städte China's, hohe, ausgezackte Stadtmauern von blauem Ziegelstein; die Mauer, die diesen Kaisersitz umgibt, ist die höchste und dickste in ganz China. Ihre Höhe beträgt dreißig Fuß, ihre Dicke an der Grundlinie zwanzig, oben zwölf Fuß, und vor allen Stadtthoren ist ein freier Platz im Halbzirkel; von einer Mauer eingeschlossen, bildet er den Waffenplatz, und dient den Einwohnern zur Vertheidigung und Sicherheit. Ueber jedem Thore erheben sich Thürme von mehreren Etagen, die als Kasernen benützt werden und für die Vertheidigung bestimmt sind. Die äußere Stadtmauer ist überdieß mit Bastionen von gleicher Höhe, die beinahe dreißig Fuß weit hervortreten, gedeckt, so zwar, daß der Zwischenraum von einer Bastion zur andern ungefähr hundert und siebenzig Fuß beträgt.

Der Fremde, der die Straßen von Peking sehen will, thut wohl daran, zu diesem Zwecke eine Carriole zu miethen. Zuerst lenkt er die Fahrt nach dem kaiserlichen Palaste, wo der Kaiser in den Wintermonaten verweilt, während er den Frühling, Sommer und Herbst in einem Palast, drei Stunden von Peking, zubringt. Der Kaiserpalast Pekings ist, seinem Umfange nach, der größte Fürstensitz der Erde; denn der Raum, den er einnimmt, beträgt ohne die großen Gärten und die drei großen Höfe, welche außerhalb und zwar in der zweiten Umgränzung liegen, 10,656 Pariser Fuß. Er besteht aus einer Menge besonderer, einstöckiger, aus Backsteinen aufgeführter Häuser, deren Schwellen Niemand überschreiten darf, als die dazu gehörigen Personen. Um das Ganze zieht sich eine Einschließung, innerhalb deren sich viele Privatbuden befinden, und wo Jeder gehen und fahren darf. Die Paläste selbst sind nicht sichtbar von außerhalb der Mauer, bis auf das gelbe Dach aus glasirten Ziegeln (gelb ist die chinesische Regierungsfarbe). Die Straßen in der Nähe des Palastes sind eben so wenig, wie die in ganz Peking, gepflastert.

Das Innere des Palastes, dessen Bauart freilich nicht nach den Regeln europäischer Baukunst beurtheilt werden darf, bildet eine Reihe von Höfen, die von Säulen, Zimmern und großen Gemächern umgeben sind, welche an Schönheit und Pracht sich überbieten. Es wechseln hier die glänzendsten Gemächer mit von Gold- und andern Verzierungen strotzenden Empfangssälen, mit prachtvollen Thoren, herrlichen Säulenhallen, Gallerien und Balkonen. In der zweiten Umgränzung, welche die erstere völlig umschließt und Huang-tsching heißt, befindet sich der äußere Palast mit unermeßlichen Gärten, in denen durch Menschenhände gegrabene Seen und aufgeworfene Hügel (die fünf Kaiserhügel) mit den schönsten Anlagen und Pflanzungen das Staunen der Reisenden erregen.

Außer einer Menge auf's Reichste ausgestatteter Kaufläden sieht man in der zweiten Umgränzung die Wohnungen der Hofchargen, einen großen, mit einem Canale umgebenen Palast, zu welchem der Drache führt, das heißt, eine aus schwarzem Jaspis aufgeführte Brücke in Form eines Drachen, dessen Füße die Pfeiler bilden. Daselbst befinden sich noch mehrere buddheistische Tempel mit der Wohnung des Kutukhtu oder des ersten Oberpriesters der Buddha-Religion, welcher in Peking residirt, sowie ein Tempel des Kong-fu-tsen (Confucius). Man kennt fünfzehnhundert Tempel, die diesem Stifter der chinesischen Staatsreligion gewidmet sind. Nach einer Berechnung ist die Zahl der ihm alljährlich dargebrachten Opfer 27,000 Schweine, 2800 Schafe, 2800 Hirsche und 27,000 Kaninchen, nebst eben so vielen Stücken Seidenzeug, die man auf die ihm geweihten Altäre legt. Der im Hintergrunde des zweiten Hofes befindliche große Saal, in welchem Confucius ausschließlich verehrt wird, enthält die Inschrift: „Stätte, an der man den alten und sehr weisen Kong-fu-tsen verehrt."

In der Chinesenstadt steht einer der größten Tempel China's, nämlich der Tempel des Himmels (Tsian-than), dessen Umfang 15,984 Fuß betragen soll. Hier bringt der Kaiser an jedem Winter-Solstitium die gebräuchlichen Opfer. Dieser Tempel nimmt unter den Bauwerken des eigentlichen China's, was Schönheit und Pracht der Verzierungen betrifft, den ersten Rang ein. Die Haupttheile dieses

Tempels sind: 1) der Himmel, das heißt ein kreisförmiger, ungeheurer Saal, der von zweiundachtzig reichverzierten Säulen getragen wird. Gold und Azur blenden das Auge von allen Seiten, und das aus drei Stockwerken bestehende Dach ist mit gefirnißten Ziegeln gedeckt. 2) Der runde Saal. 3) Ein dreistöckiges, kreisförmiges Gebäude mit bewunderungswürdigen Treppen und Ornamenten. Hier befindet sich der Rahmen (Widmungstafel) Schang-li's (des Himmels), vor welchem der Kaiser die Opfer darbringt. 4) Der Tschai-kong (Palast der Zurückgezogenheit, der Buße), in welchem der Sohn des Himmels (der Kaiser) jedes Mal die drei Festtage verlebt, während deren er sich zu den Opfergebräuchen heiligt und vorbereitet. Neben diesem Gebäude sind die Gemächer der fünfhundert Musiker, welche dem Dienst des Tempels vorstehen.

Westlich vom Tempel des Himmels liegt der Sian-nong-than (der Tempel des Erfinders des Ackerbaus). Er ist mit einer schönen Mauer umgeben, deren Umfang 10,656 pariser Fuß beträgt. Sie umschließt das heilige Feld, auf welchem der Kaiser jährlich pflügt. Am fünfzehnten Tage des ersten Mondes begibt sich der Monarch mit den Prinzen seiner Familie und den vornehmsten Würdenträgern des Reichs auf das heilige Feld, wo sich Tausende von Menschen versammelt haben, um der heiligen Handlung beizuwohnen. Sie beginnt damit, daß sich der Kaiser niederwirft, und mit dem Haupte neunmal die Erde berührt; hierauf spricht er mit lauter Stimme ein Gebet zum Himmel, und opfert einen Stier und Getreide. Der Pflug wird mit einem prächtigen Gespann herbeigeführt; der Kaiser ergreift ihn, treibt die Stiere an und öffnet die Furche. Nach ihm pflügen die Prinzen und Würdenträger und endlich die versammelten Landleute aus den Provinzen. An demselben Tage verrichten die Vicekönige in den Provinzen dieselbe Ceremonie im Namen des Kaisers. Ist das Feld gepflügt, so säet man die fünf Getreidegattungen, worauf der Kaiser sich entfernt, nachdem er das heilige Feld der Obhut eines Beamten übergeben hat, der zugleich beauftragt wird, die Ernte einzusammeln, damit sie zum Opfer diene.

Peking besitzt große Bibliotheken, Findelhäuser; eine Merkwürdigkeit

dieser interessanten Stadt sind ferner die ungeheuern Glocken, welche zur Nachtzeit die Stunden angeben, und ein Gewicht von 1200 Centnern haben.

Sämmtliche Hauptstraßen Pekings zeichnen sich durch ihre Breite und Regelmäßigkeit aus. Mitten in jeder derselben ist ein etwa drei Fuß hoher Erdaufwurf für leichte Fuhrwerke und Fußgänger; schwer beladene und mit fünf oder sieben Maulthieren bespannte Wagen müssen auf der schmalen Straße zur Seite der Erhöhung fahren. Nur zur Zeit starker Regen, durch welche die Straße zwischen der Erhöhung und den Häusern mit undurchdringlichem Kothe sich füllt, dürfen auch schwere Wagen auf der mittleren Erhöhung fahren. Diese Erhöhung ist ziemlich breit, und würde zum Fahren der Equipagen sehr bequem seyn, erstreckten sich nicht an der Seite hin Zelte und Buden, welche die Straße dermaßen einengen, daß kaum zwei Wagen nebeneinander fahren können.

Bei der ungeheuern Bevölkerung Pekings sind die Straßen den ganzen Tag über mit zwei ununterbrochenen Reihen von Wagen bedeckt, welche sich langsam in entgegengesetzter Richtung fortbewegen. Es ist eine wahre Noth, wenn ein zu Fuß gehender Chinese einem fahrenden Bekannten begegnet. Der Letztere soll, nach den mit der strengsten Pünktlichkeit eingehaltenen Gesetzen chinesischer Höflichkeit, anhalten, aussteigen, trotz Wetter und Schmutz fragen: wie steht es mit Deiner Gesundheit? und ihn dann einladen, sich zu ihm in die Equipage zu setzen. Es versteht sich von selbst, daß der Fußgänger verbunden ist, diese Frage zurückzugeben, und seinen Bekannten zu bitten, den Weg doch fortzusetzen. Der Fahrende will nicht einsitzen, ohne abzuwarten, bis der Fußgänger weiter geht, und dieser will warten, bis der Erstere sich wieder in den Wagen gesetzt hat. Die Ceremonie dauert manchmal eine halbe Stunde, und während dieser Zeit müssen die hinteren Wagen warten, weil gar keine Möglichkeit ist, den anhaltenden Wagen zu umfahren. Wird der Aufenthalt durch das Zusammentreffen von Beamten veranlaßt, so warten die Chinesen geduldig; so z. B. kann es sich treffen, daß ein zerlumpter Kerl in einem schmierigen leinenen Kittel auf einem halbzerbrochenen Wagen,

an den ein magerer Esel gespannt ist, daherfährt, Halt macht, wie er einem ähnlich gekleideten Bekannten begegnet, und alle hinter ihm Fahrenden fünfzehn Minuten lang aufhält. Alsdann verlieren die Chinesen doch die Geduld und fordern ihn mit Geschrei auf, seine Höflichkeitsbezeigungen abzukürzen.

Zur Charakteristik der Chinesen muß hier erwähnt werden, daß in der chinesischen Garderobe erstaunlich viel Abtheilungen und Unterabtheilungen bestehen. Jede Jahreszeit führt nothwendig einen Wechsel des Costüms mit sich, und diese durch die Gewohnheit festgesetzten Wechsel werden von anständigen Chinesen so heilig gehalten, wie bei unserer vornehmen Welt die Gesetze der Mode, nur mit dem Unterschiede, daß in China die Mode keinen Einfluß hat, und der Schnitt vom Kleide des Großvaters und Vaters auch in dem des Sohnes und Enkels ersichtlich ist, und vermuthlich auch auf den Urenkel übergeht, nur die Form der Mützen und Schuhe wechselt fast jährlich. Man darf indeß nicht glauben, daß es eine Sache der Liebhaberei ist, bei dem Wechsel der Jahreszeit auch die Kleidung zu wechseln oder nicht zu wechseln — keineswegs. Die bestimmte Zeit tritt ein, und ein kaiserlicher Befehl verkündet es dem Volke, daß von dem und dem Tage an die Frühjahrsmützen mit den Sommermützen, oder die Sommermützen mit den Herbstmützen vertauscht werden sollen.

Yan-ming-yen, ebenfalls in der Provinz Tschy-li, ist die Sommerresidenz des Kaisers, und besteht aus einer großen Zahl von Palästen, welche durch freie Plätze und herrliche Gärten voneinander getrennt sind. Die Gebäude strahlen von Gold, Firniß und Gemälden, und der für den Aufenthalt des Kaisers bestimmte Palast enthält werthvolle Kostbarkeiten China's, Japans und Indiens. Auch an Werken europäischer Kunst ist der Palast reich. Die Gärten übertreffen Alles, was sich sonstwo in und außerhalb China's an ähnlichen Kunstanlagen vorfindet. Man berechnet den Flächenraum auf 60,000 englische Acres. Auf dieser großen Fläche erheben sich künstliche Hügel, mit den seltensten Blumen und Gesträuchen bedeckt; in den paradiesischen Thälern schlängeln sich in künstlichen Biegungen große und kleine Bäche, über welche Brücken mit kostbaren Geländern und Bild-

hauerarbeiten führen. Man zählt 200 Lusthäuser, welche in den verschiedenen Thälern angebracht sind, und sieht hier Triumphbögen, große Seeen mit prachtvollen Fahrzeugen und künstliche Felsen. In der Mitte eines Sees erhebt sich eine aus Felsen gebildete Insel mit einem Gebäude von mehr als 100 Gemächern, dessen Inneres Alles übertrifft, was die Phantasie von einem Feenpalaste nur erdacht haben mag. Von diesem Palaste sieht man an den fernen Ufern des Sees die herrlichen Bauwerke und Anlagen, welche einen so bezaubernden Eindruck auf den Beobachter machen, daß er ungern den Blick abwendet.

Si-an am Wei-ho in der Provinz Schensi mit 300,000 Einwohnern. Hier befindet sich ein Denkmal der grauesten Vorzeit, nämlich eine Nachbildung der Yu-Schrift, welche an der Quelle des Hiang-ho in einen Felsen eingehauen ist, um der Nachwelt zu verkünden, wie es dem Yu, Minister des Yao, um das Jahr 2200 vor Christus gelang, den großen Gewässern, welche China überschwemmten, Abfluß zu verschaffen.

Fu-tscheu, durch den Frieden von Nanking den Engländern geöffnet. Die Stadt liegt an der Mündung des Si-ho in der Provinz Fu-kian und hat 400,000 Einwohner. Sie ist der Stapelplatz für den schwarzen Thee, für Bauholz und chinesische Baumwollenzeuge. Die Gegend um Fu-tscheu ist eine der fruchtbarsten in China; hier befindet sich auch die schönste Brücke der Erde, welche 100 Bogen zählt, aus großen Quadersteinen aufgeführt und über den Meerbusen gespannt ist. Nicht weit davon liegt Amoy, mit einem trefflichen, ebenfalls den Engländern geöffneten Hafen.

Ho-yang mit der längsten steinernen Brücke der Erde; denn sie besteht aus mehr als 300 steinernen Pfeilern, deren Zwischenräume oben überall mit fünf achtzehn Fuß langen Steinen, welche nebeneinander liegen und von einem Pfeiler zum andern reichen, angefüllt sind.

Ning-po in der Provinz Tschi-kiang, mit großen Baumwollenpflanzungen in der Nähe und 300,000 Einwohnern. Dieser vorzügliche Hafen ist ebenfalls den Engländern geöffnet.

*

Su-tscheu am Kaisercanal und an dem See von Tai, eine der größten und blühendsten Städte des Reichs, mit 600,000 Einwohnern, der Sitz des chinesischen Geschmacks, der Mode und Sprache, der Sammelplatz der reichsten chinesischen Müßiggänger und der Bildungsort für Schauspieler, Seiltänzer und Gaukler. Su-tscheu wird als das chinesische Paradies und der Wohnort der schönsten und gebildetsten Frauen des Landes gerühmt. Canäle und Bäche durchschneiden die Stadt, die, sowohl was diese Eigenthümlichkeit, als die herrliche Lage, das gesunde Klima, sowie die prachtvollen Wohnungen betrifft, das chinesische Venedig genannt werden kann.

Schang-hai, eine große Stadt mit einem Hafen, der ebenfalls den Engländern geöffnet ist. Sie steht durch Canäle mit den meisten Flüssen des Reichs in Verbindung, und behauptet den ersten Rang unter den Handelsstädten China's; sie ist nicht allein die erste Handelsstadt jener Gegend, sondern auch der Stapelplatz für die Provinzen im Süden, für die Provinz Schan-tong und für die Mantschutartarei im Norden.

Unter den für die Geschichte der letzten englischen Expedition wichtigen Städten und Häfen verdient die Insel Hong-kong erwähnt zu werden. Bloß 40 englische Meilen von Makao gelegen, dient ihr guter Hafen zu einem angenehmen Ruhepunkt für europäische Handelsschiffe, wozu noch der Umstand beiträgt, daß sich auf dieser Insel vorzügliches Wasser findet. Sie hat bloß acht englische Meilen Länge und kaum fünf Meilen Breite, und wird hauptsächlich von Fischern bewohnt. Hieher brachten während der Dauer der Feindseligkeiten englische und amerikanische Schiffe ungeheure Quantitäten Opium, die dann von hier aus nach chinesischen Häfen ihren Abzug fanden.

Seitdem die Insel den Engländern durch den Vertrag von Nanking abgetreten ist, hat sich deren Bewohnerzahl mehr als verdoppelt; europäische Handelshäuser haben hier ihre Comptoire errichtet, und die neue englische Colonie ist in raschem Wachsthum begriffen.

Das Leben in Canton

und die europäischen Kaufleute daselbst.

Es ist Morgen. Im frischen Winde wehen die Flaggen von England, Frankreich, Holland und Amerika, die auf großen Stangen vor den Factoreien aufgepflanzt sind. Der Fluß ist hier eben so breit, wie die Themse bei der Westminsterbrücke, alles auf ihm wimmelt von Schiffen und Booten aller Größe, so daß die Passage unmöglich scheint; nach und nach gewöhnt sich indeß das Auge an das bunte Gewühl und bemerkt endlich eine gewisse Ordnung in dem wirren Durcheinander. Längs der beiden Ufer ist für die Durchfahrt Raum gelassen, und die Schiffe selbst liegen in langen Linien vor Anker. Zwischen ihnen durchgleiten sieht man auf der schönen Wasserfläche die Eßwaarenhändler in ihren Scham-pans, wie auf venetianischen Gondeln. Aus der ganzen Schiffsstadt heraus erblickt man eine große, so eben von Batavia kommende Tschonke. Ihre niedlichen Mattensegel sind herabgelassen; das Verdeck ist vollgepfropft mit heiteren Passagieren, die sich gemüthlich unter Affen, Papageien, Goldfasanen, Zibetkatzen und Paradiesvögeln bewegen. Am Steuerruder steht ein riesiges Weib — der Schiffscapitän.

Weiber sind nämlich in der Regel die Schiffsführer auf dem Tigerflusse. Das rauhe Gewerb, das sie treiben, entwickelt frühe ihre Muskelkraft; unter ihren blauen Hosen treten häufig die nervigten Schenkel hervor. Das europäische Schiffsvolk ergötzt sich daran, sie

zu verhöhnen; plötzlich läßt sie indeß das Ruder fahren und antwortet ihnen mit Schimpfworten, aus denen bloß das Wort Fan=kuei verständlich ist. Seine wörtliche Bedeutung ist: der fremde Dämon, und bezeichnet den Europäer, den Barbaren und gemeinen Feind. Ueberschreitet die Barke des Fremdlings hie und da etwas die Gränze, die ihm gesteckt ist, so drängt sich sogleich eine Pöbelmasse mit finstern Mienen am Ufer und auf den Brücken; die Mutter zeigt ihn dem Kinde, um es frühzeitig an Haß und Verachtung zu gewöhnen, und aus dem Haufen tönt der Ruf: Fan=kuei.

Es gibt in der Welt kein lebensvolleres Bild, als die Schiffstadt bei Canton, die bald dicht aneinander liegt, bald sich Stück von Stück abtrennt, nach der Stärke der Strömung die Taue anzieht oder locker macht, alle vier Stunden die Richtungen ändert und bei jeder Fluthzeit sich wendet. Man muß sehen, wie diese Flotte ihre Schwenkungen macht, mit welcher Ordnung und Regelmäßigkeit jedes Boot sich wieder auf seinen Posten begibt. Was kann es Merkwürdigeres geben, als dieses Volk, das in diesen Booten geboren wird und stirbt, ohne sie zu verlassen, ohne ein Obdach auf dem festen Lande zu suchen, oder das Schicksal derer zu beneiden, die zwischen steinernen Mauern wohnen. Ohne Aufsicht schaukeln sich auf den Booten die Kupfergestalten der Kinder, unbesorgt um die zwanzigmal des Tages sich erneuernde Gefahr des Ertrinkens. Bemerken sie den Europäer, so geben sie sehr bezeichnend den angelernten Haß kund, indem sie mit dem einen Händchen den kleinen Zopf anfassen, mit dem andern an den Hals greifen. Tausende dieser Kleinen finden jährlich in den Gewässern des Tigerflusses ihr frühes Grab.

Hier und da zeigen sich neben diesen Scham=pans ungeheure Fahrzeuge, die mehrere Stockwerke hoch, bemalt, vergoldet, mit Blumenstöcken besetzt und im Innern mit zierlichen und prachtvollen Geräthen geschmückt sind. Diese großen Fahrzeuge sind bald Gasthöfe, bald Orte für öffentliche Feste. Nach Sonnenuntergang, wenn der Wind den Fluß belebt, begeben sich die Bewohner Cantons in Menge zu der schwimmenden Stadt, der Stadt der Erholung und des geselligen Vergnügens. Einige gehen zu den Restaurateurs, Andere in Musiksäle;

für Andere veranstaltet man eine Illumination, für Andere ein raffinirtes Fest. Dann glänzt der Fluß von Lichtern, er ist bedeckt mit Transparenten von geöltem und gefärbtem Papier, strahlt von grünem, rothem und blauem Feuer, und jedes Boot hat seine Laterne, welche auf dem Flusse hinzulaufen scheint, während die große Reihe feststehender Lichter sich in dem Flusse mehrfach spiegelt. Es ist die Zeit der Musik, der Freude, der Feste, man drängt sich in die berühmten Küchen, um sich daselbst an der Vogelnestersuppe und an den Haifloßfedern zu laben.

Aber kein Abend im Monat ist schöner, als der, an welchem der Neumond erscheint; da ist der Fluß ganz von Feuer überströmt; überall steigen Raketen, und prächtige Feuerwerke verwandeln die Nacht in Tag; die Gongs verdoppeln ihr kräftiges Rasseln, das dem Donner gleicht, die Menge jubelt, die Orchester tönen, die Boote kreuzen sich, und das geräuschvolle Fest dauert bis zum Morgen.

Wir kehren zu unserer Schilderung der Physiognomie Cantons in den verschiedenen Tageszeiten zurück. Seht Ihr die schöne vergoldete Barke mit dem kostbaren Zeltdache, worunter ein vornehmer Chinese von mattem Teint weichlich gelagert ist, und in Zwischenräumen dünkelhaft um sich blickt? Er ist in einer Morgenfahrt begriffen. Hier und da treten aus seinen weiten Aermeln seine fetten, mit langen Nägeln versehenen Hände hervor, ernst bewegt er mit der einen Hand den Fächer, die andere dient ihm dazu, eine kleine Theeschaale an den Mund zu führen, die er in seiner ganzen Genußsucht ausschlürft.

Die Barke, die ihn trägt, ist, was Eleganz betrifft, das Vollendetste der Schiffsbaukunst; aus der Ferne gesehen, sollte man sie für einen ungeheuern bunten Schmetterling halten. Der Boden des Schiffleins ist weiß, die Flanken ultramarinblau bemalt. Dreißig kleine ovale Oeffnungen mit hochrothem Kranze dienen auf jeder Seite zum Durchstecken der weißen Ruder, die niemals eingezogen werden. Ist die Barke vor Anker, so werden sie außen befestigt, und nehmen sich so wie die Flossen eines müden Fisches aus. Vornen am Verdecke sind die Schiffsleute müßig gelagert, während auf dem Hintertheile, ausgestreckt auf einer Matte, der Mandarine eine Manillencigarre

behaglich raucht. Seine weichliche Lage, die dunkelseidenen und gestickten Kleider, die in reichen Falten um ihn fallen, erwecken keinen hohen Begriff von seinem kriegerischen Geiste; ein Korps von fünfzig Soldaten, das seiner Befehle wartet, läßt sich dagegen besser an. Um sich der drückenden Hitze zu erwehren, sind sie nackt bis zum Gürtel; ihre Kopfbedeckung besteht aus Strohkappen, die sich wie kleine Siebe ausnehmen. Ihre Bewaffnung besteht bloß in einem Säbel und einem Schilde mit Zerrbildern; jeder von ihnen trägt eine Pfeife, die in einem langen Bambusrohre steckt. Mit ihrem Befehlshaber stehen sie unter einem Zelte, das auf vier Stäben ruht; Malereien in Gold und andern hellen Farben schmücken es innen und außen; häufig wird aber, bei regnigtem oder sehr heißem Wetter, noch eine Matte darüber gebreitet.

Die dreieckigen Mattensegel hängen an zwei Masten, deren Spitzen mit goldenen Kugeln und tausendfarbigen Flaggen verzi'ert sind. An den größeren derselben lehnt sich ein größeres weißes Zelt an, das im Innern eine Inschrift mit rothen Buchstaben hat.

Zwei Feldschlangen befinden sich sonderbarer Weise auf dem sonst so freundlich ausgestatteten Schifflein. Reich geschmückt, mit Fransen verhängt, stehen sie unter einem kleinen seidenen Dache, und verrathen kaum den Zweck ihrer Aufstellung.

Dieß ist die Mandarinenbarke. Sieht man sie so mit flatternden Wimpeln und glänzendem Verdecke auf dem Wasser dahingleiten, das ihre Ruder kaum berühren, faßt man den Gebieter derselben näher in's Auge, wie er stumpfsinnig in seine Genüsse versunken ist, so sollte man glauben, sie sey zu einer bloßen Spazierfahrt auf dem Flusse bestimmt. Und doch fürchtet Canton in demselben Mandarinen seinen Tyrann, d. h. den Flußinspector. Wird das schnelle Schmuggelschiff seiner ansichtig, so ergreift es die Flucht, wenn es nicht vorzieht, einen Strauß mit seiner Mannschaft zu bestehen. Die armen Schifferinnen haben plötzlich ihr Schäckern mit den Fan-kuei verlernt und ziehen sich eilig unter ihre Mattendächer zurück; der Frieden lagert sich unter der Schiffsstadt; jeder Schrei verstummt, denn bei dem geringsten Anlasse werden harte Körperstrafen und Geldbußen dotirt. Mit einem

Seufzer verstecken sich alle die armen Teufel, die der Wasservogt vorher um leichter oder eingebildeter Vergehungen willen hatte züchtigen lassen.

Um die Europäer so wenig als möglich festen Fuß in Canton fassen zu lassen, bestand bisher die streng befolgte Vorschrift, daß sie jedes Jahr am Ende der Handelssaison, d. h. im Frühjahr, nach Makao zurückzukehren hätten. Bloß einigen Wenigen wurde es als Gunst gewährt, das ganze Jahr über in Canton wohnen zu dürfen. Dieses Recht wird nicht bloß mit starken Summen Geldes, sondern sogar mit Verzichtleistung auf alle Annehmlichkeiten des Familienglücks bezahlt, denn keine europäische Frau wird zu Canton geduldet; diese Stadt ist ihnen eben so verschlossen, wie das buddheistische Paradies den Chinesinnen, wohin sie erst nach einem Wechsel ihres Geschlechts Zutritt haben. Da man die europäischen Barbaren nicht vollkommen los werden kann, so ist das Bestreben der Chinesen dahin gerichtet, ihnen wenigstens den Aufenthalt so viel wie möglich zu verleiden. Aus diesem Grund hat man ihnen auch die ungesundeste Localität in Canton, die Factóreien, zum Wohnsitze angewiesen *).

Canton hat seine Restaurants und Kaffeehäuser nach europäischem Geschmacke, die auch von Chinesen besucht werden. Dort trefft Ihr junge chinesische Stutzer, die so eben ihr Vogelnestermahl verzehrt haben, und jetzt zur Verdauung behaglich Cigarren schmauchen. Diese Vogelnester sind weiter nichts, als das gallertartige Excrement der Solangan, einer Seeschwalbe, die sich von gewissen Seepflanzen nährt.

Betrachtet Ihr unsere jungen Stutzer näher, so bewundert Ihr an ihnen die Eleganz ihrer Kleidung. Sie tragen feine Florkleider, ihre Trichterhüte ziert vornen eine kostbare Perle, eine Agraffe aus Nephrit ihren Gürtel, von dem ein gestickter Beutel mit zwei goldenen Uhren herabhängt. Was sie sonst um sich tragen, sind keine Instrumente des Todes oder sonst gefährliche Werkzeuge. Bei Leibe! Was in der Ferne, einer Haarnadel ähnlich, wie sie den Haarputz der Römerinnen ziert, an einem Perlenkranze auf ihrer Brust hängt, ist weiter nichts,

*) Siehe den Aufsatz: Die europäischen Factoreien zu Canton.

als ein Zahnstocher; diese seidene Scheide birgt keinen vergifteten Dolch, sondern ist bloß der unschuldige Behälter eines parfümirten Nanking-fächers; ebenso enthalten die beiden goldgestickten, am Gürtel befestigten Ledersäckchen bloß Feuersteine und Zunder das eine, das andere Tabak.

Die Gründung der europäischen Factoreien erklärt sich nicht sowohl durch den eigenthümlichen Widerwillen der Chinesen gegen allen unbeschränkten Verkehr mit andern Völkern, als durch den Geist ihrer Gesetzgebung. Jedes einzelne Glied einer Familie ist nämlich für die Handlungen des andern verantwortlich. Ist ein Verbrechen begangen, ein Gesetz verletzt worden, so muß eine öffentliche Sühne dafür erfolgen. Entkommt der Schuldige, so werden seine Verwandten dafür bestraft. Sind auch diese nicht erreichbar, so beginnt die Verantwortlichkeit der Behörden, die von unten anfangend bis zu den Räthen der Krone, ja in außerordentlichen Fällen selbst bis zum Kaiser steigt.

So z. B. treffen fürchterliche Strafen den, welcher das Gesetz der Ehrerbietung gegen den Vater verletzt. Der letztverstorbene Kaiser ward durch den Bericht eines Vicekönigs benachrichtigt, daß ein Mann, im Einverständnisse mit seiner Frau, seine Mutter geschlagen habe. Da dieser Fall in China ein unerhörter war, so ward vom kaiserlichen Staatsrathe beschlossen, das Reichsgrundgesetz auf eine eben so feierliche als abschreckende Weise der Nation einzuschärfen. Der ganze Ort, in welchem sich der Vorfall ereignete, ward in Bann gethan und verflucht; die beiden Schuldigen wurden hingerichtet, die Mutter der Frau erhielt die Bastonade und büßte das Verbrechen der Tochter durch Verbannung, die Schüler des Distrikts wurden in ihrer öffentlichen Prüfung drei Jahre zurückgesetzt, die Magistrate kassirt und verbannt, das Haus der Verbrecher demolirt, und dieser Akt mit der Androhung im ganzen Reich bekannt gemacht, daß, wenn irgendwo sich widerspenstige Kinder finden sollten, die ihren Eltern widerstrebten, sie kränkten oder wohl gar Hand an sie zu legen wagten, sie mit derselben Strafe unnachsichtlich zu belegen seyen; auch ward befohlen, daß die geheiligten Institutionen am zweiten und sechszehnten jedes

Monats vorgelesen werden sollten, damit „die Wichtigkeit der Lebensverträge nachgewiesen werde."

Um einen Begriff von dem chinesischen Strafcoder zu geben, führen wir einzelne Strafen an. So z. B. bestraft das Gesetz: Raub, mit gewaffneter Hand verübt, mit dem Tode; Mord im Handgemenge, mit gewöhnlicher Waffe, mit Strangulirung; Mißhandlung der Eltern mit Enthauptung; Körperverletzung, böswillige, mit dem Tode; der Coder macht jedoch einen Unterschied, ob der Tod des Mißhandelten am zwanzigsten, dreißigsten, vierzigsten oder fünfzigsten Tage erfolgt. Es wird bestraft: einfacher Diebstahl mit dem Bambus und mit Verbannung, wobei der Werth des Gestohlenen den Grad der Strafe bestimmt; Verwandtendiebstahl geringer als der Diebstahl und mit Berücksichtigung des Grades der Verwandtschaft; Todtschlag im Handgemenge, wenn keine Waffen gebraucht wurden, mit Geld, welches die Verwandten des Getödteten als Ersatz erhalten; Ohrfeigen und Fußstöße mit dem Bambus; Schimpfreden mit dem Bambus; böse Schuldner mit dem Bambus und der Verbannung. Auffallend ist die Bestimmung, daß Ohrfeigen und Fußstöße zu den öffentlichen Vergehen gerechnet werden, gleichviel an welchem Orte sie begangen worden sind.

Aus dem vorerwähnten Hauptgrundsatz der chinesischen Gesetzgebung wird klar, daß es für nöthig erachtet werden mußte, dem Verkehr der Europäer, die in Quan-tong (Canton) sich mancherlei zu Schulden kommen ließen, Schranken zu setzen. Die meisten ihrer Vergehungen blieben nämlich unbestraft, sey es nun, daß es nicht gelang, ihre Urheber zu entdecken, oder daß ihre Habhaftwerdung mit Schwierigkeit verbunden war. Die Gesetze waren daher in ihrer Ausübung gehemmt, da man die ganze Corporation der europäischen Kaufleute nicht nach chinesischem Gebrauche für das Vergehen eines Einzelnen bestrafen konnte. Betrügereien, falsche Waarendeclarationen, Umgehung von Ausfuhrverboten, vermehrten sich trotz den darauf gesetzten Strafen. Man erkannte daher das Bedürfniß, eine Handelsgesellschaft zu gründen, welche die Vermittlerin mit den Europäern machen sollte, und solchergestalt für die Letztern verantwortlich wäre. Dieß ist die Gesell-

schaft der dreizehn Hong-Kaufleute oder der Co-hong, von den Engländern auch Hanisten genannt. Zu Mitgliedern derselben wählte man solche, die des Schmuggels überwiesen waren, und also nur die Wahl zwischen entehrenden Strafen und der Betheiligung an solch gefährlichen Geschäften hatten. Jedes Mitglied kauft beim Eintritt in die Gesellschaft den Mandarinentitel, und nur durch Vermittlung derselben dürfen die Vorstellungen und Bittgesuche der Europäer an den Tsong-tu (Vicekönig), die beiden Fu-yuen (Civilgouverneure) und die andern kaiserlichen Behörden gelangen, sowie auch nur auf diesem Wege die Antworten derselben erfolgen. Die Hong-Kaufleute sind solidarisch verantwortlich, gegenüber dem Europäer, für alle Forderungen, die dieser an einen derselben zu machen hat, gegenüber der Regierung für alle Zölle auf Einfuhrartikel, sowie auch für alle Vergehen der Fan-kuei; in der That eine ungeheuere Verantwortlichkeit, namentlich in Bezug auf den kaiserlichen Schatz, die auch der Zollerheber (Hoppo) in reichlichem Maße geltend macht. Erscheint einer der Hong-Kaufleute vor dessen erleuchtetem Antlitz, so wirft er sich trotz seinem Mandarinentitel zu wiederholten Malen mit der Stirne zu Boden. Selbst dann, wenn der stolze Beamte ihm gestattet, sich zu erheben, darf er seinen Blick nicht höher, als bis zum neunten Knopf seines Kleides richten; verletzt er diese strenge Etikette, so wird selbst der Reichste gleich dem ärmsten Lastträger mit der Bastonade bestraft.

Jeder Hong-Kaufmann trägt drei Namen, man könnte sagen, vier, wenn man die Umschreibung des chinesischen in einen europäischen mit in Rechnung bringt. So heißt z. B. einer derselben auf chinesich Wu-Hau-Kuan; sein officieller Name ist Wu-Schayong, sein Handelsname Ewo-Hong und bei den Europäern kennt man ihn als Ho-Ka.

Man wäre versucht, zu glauben, daß ein so organisirtes Monopol dem Inhaber ungeheuern Gewinn bringen müsse; dem ist aber nicht so. Aus Geiz opfern die Hong-Kaufleute hie und da den Vortheil ihrer Corporation, und begnügen sich alsdann mit einem Nutzen, der außer Verhältniß mit der Gefährlichkeit ihres Wagstückes ist. Zuweilen auch gestatten sie Verwandten und Freunden, im Verkehr mit den

Europäern sich ihres Namens zu bedienen, eine Gefälligkeit, die, verbunden mit den Erpressungen des Zollerhebers und den starken Kosten, die mit dem Privilegium verbunden sind, nicht selten den Bankerott des Hong-Kaufmanns zur Folge hat. In solchen Fällen sucht die Gesellschaft Zeit zu gewinnen, um die Gläubiger, was stets geschieht, vollständig bezahlen zu können.

Solchergestalt sind die Hong-Kaufleute weiter nichts, als kaiserliche, unter strenger Aufsicht stehende Beamte. Einmal in die Gesellschaft aufgenommen, steht dem Mitgliede, mag es nun reich geworden oder verarmt seyn, der Rücktritt nicht mehr frei. Ihr öffentlicher Charakter erlischt nie, und vergebens haben Besitzer von fünfzig und hundert Millionen Vermögen die Erlaubniß nachgesucht, sich nach langjährigen Mühen und Gefahren aus dem Hong zurückziehen zu dürfen.

Es ist für Europäer mit einiger Empfehlung ein Leichtes, sich bei einem Hong-Kaufmann zum Essen einladen zu lassen. Er erhält sodann in den nächsten Tagen ein Tit-se, d. h. eine Einladungskarte auf rothem Papier in Fächerform, hübsch gefaltet und mit vergoldeten Buchstaben verziert. Der Inhalt mag etwa so lauten:

> „Der siebente Tag dieses Monats ist für Denjenigen, der dieses schreibt und Euer Alter ehrt, ein Festtag. Am sechsten Tage wird er seine Vasen reinigen lassen; am zehnten sie mit Wein füllen; er wird es alsdann wagen, die Sänfte seines Freundes in die Nähe seiner bescheidenen Wohnung einzuladen. In seiner Gesellschaft wird er sich erheitern und freudig seyn, und Rathschläge in Betreff der Festanordnung vernehmen; er bittet daher um die Ehre der glänzenden Gegenwart Desjenigen, der reicher an Jahren ist. Nichts gleicht der ehrenden Herablassung, die ihm zu Theil werden wird.
>
> „Diesen Freudebrief sendet Euch **, der, des Abends geboren, sich bis zur Erde vor Euch verneigt.
>
> „Tao-kwang, am * des ** Monats und *** Jahres.“

Die Erwähnung des höheren Alters des Eingeladenen ist indeß meistens chinesische Schmeichelei; der Wirth braucht vielmehr dieselbe Phrase auch dann, wenn ihm sehr wohl bekannt ist, daß sein Freund zwanzig Jahre weniger, als er selbst zählt.

Die Abende in Canton gehören zu den annehmlichsten, was ein Aufenthalt daselbst bietet. Die Ausflüge geschehen meistens zu Wasser, auf Barken, nach den ergötzlichen Gärten von Fa-Tee oder nach der Insel Honan, wo man einen prachtvollen Tempel bewundert. Eine solche Wasserfahrt gehört zu dem Angenehmsten, was den Fremden erwartet. Längs dem Ufer zieht sich eine Reihe niedlicher mit Blumen verzierter chinesischer Häuser hin, mit Säulen, Balkonen und Gitterwerk. In diesen offenen Wohnungen, die sich wie bunt bemalte Käfige ausnehmen, bewegen sich die Bewohner, wie die Spinne in ihrem Netze; etwas weiter zurückstehend bemerkt man einzelne Hütten unter dem Schatten des breitblätterigen Pisangs. Kleine Tempel mit blauen Ziegeldächern wechseln phantasmagorisch mit Anhöhen, worauf Kioske sich befinden, und mit spitzgewölbten Treppenbrücken. Um den Reiz des niedlichen Bildes zu erhöhen, sind die Terrassen der Wohnungen mit hübschen Chinesinnen bedeckt, die unter ihren Parasols und umgeben von Blumenscherben mit hochwachsenden Pflanzen dem Fremdling zulächeln.

Canton hat seine Bedeutung als Handelsplatz hauptsächlich durch das Opium erlangt. Die Einfuhr desselben war bereits im Jahre 1835 auf 26,000 Kisten im ungefähren Betrag von vierzig Millionen Gulden gestiegen. Wie es möglich war, eine so große Quantität gegen das Verbot der Regierung in's Land zu bringen, zeigt ein Promemoria eines Mitgliedes des Censurtribunales in Peking an den Kaiser, das überhaupt das Verhältniß von Regierten zur Regierung vortrefflich charakterisirt. Es heißt darin: „Ich habe in Erfahrung gebracht, daß diejenigen, welche Opium rauchen, nach diesem schädlichen Medicamente ein so heftiges Verlangen bekommen, daß es nur durch den Genuß desselben gestillt werden kann. Erhalten sie das Opium nicht zur Stunde, zu der sie gewöhnlich davon Gebrauch machen, so beginnen ihre Glieder zu zittern, dicke Schweißtropfen fließen ihnen über das

Gesicht, und sie sind zu der geringsten Beschäftigung unfähig. Bringt man ihnen aber die Pfeife mit Opium, so sind sie nach einigen Tagen schon geheilt. Das Opium ist daher für Alle, welche es rauchen, ein nothwendiges Bedürfniß geworden, und man darf sich daher gar nicht wundern, daß diese Menschen, wenn sie von der Ortsbehörde zur Verantwortung gezogen werden, viel lieber jede Züchtigung ertragen, als den Namen Desjenigen entdecken, der ihnen das Opium liefert. Die Ortsbehörden erhalten zuweilen Geschenke, um das Uebel zu dulden, oder auch um eingeleitete Untersuchungen zu unterdrücken. Es scheint, daß das Opium meistens durch unwürdige Beamte eingeführt wird, die es, im Einverständnisse mit gewinnsüchtigen Kaufleuten, in's Innere des Reiches befördern, wo es nach und nach bei allen Volksklassen in Gebrauch kam. Es ist erwiesen, daß sich in allen Provinzen, nicht allein unter den Civilbeamten, sondern auch in der Armee, Opiumraucher befinden. Während die Beamten der verschiedenen Bezirke durch Edikte das gesetzliche Verbot des Opiumverkaufs wiederholt einschärfen, rauchen ihre Eltern, Verwandte, Untergebene nach wie vor, und die Kaufleute finden in dem Verbote eine Veranlassung zur Steigerung des Preises. Selbst die Polizei, die ebenfalls dafür eingenommen ist, kauft diesen Artikel, statt zur Unterdrückung desselben beizutragen, und dieß ist auch der Grund, weßhalb alle Verbote und Verfügungen unberücksichtigt bleiben."

Ein französischer Arzt in Makao versuchte das narkotische Mittel an sich selbst, indem er die schwächste Dosis davon nahm. Einige Augenblicke darauf fühlte er schon eine Aufgeregtheit des Geistes und Wonnetrunkenheit, die von einer Art allgemeiner Ausdehnung seines ganzen physischen und geistigen Wesens herzurühren schien. Es war ihm, als hätten sich seine Fähigkeiten unermeßlich vergrößert und als hätten alle Gegenstände an Umfang zugenommen; seine Einbildung gestaltete alle äußeren ihn umgebenden Bilder in phantastische und reizende um. Es trieb ihn, in seine Wohnung zurückzukehren, weil er befürchtete, irgend eine Ausschweifung zu begehen. Er fühlte kaum, daß seine Füße die Erde berührten; er glaubte auf den Straßen hinzugleiten, getrieben von einer unsichtbaren Kraft! Sein Blut schien

in eine ätherische Flüssigkeit verwandelt, welche es leichter als die Luft mache. In seiner Wohnung angekommen, legte er sich in das Bett, und die ganze Nacht hindurch zauberte ihm die Phantasie die seltsamsten Bilder vor. Am andern Morgen aber war er bleich, wie zerschlagen, leidend, und fühlte heftigen Kopfschmerz.

Hieraus wird es klar, daß, hat der Unglückliche einmal die schlüpfrige Ruhe, die es erzeugte, und den schmachtenden Zustand gekostet, der weder Schlaf noch Wachen ist, es ihm fast unmöglich wird, diesen Genüssen zu entsagen. Die Kosten des sehr theuern Mittels, der Verlust so mancher Tugend, der Gesundheit und der geistigen Fähigkeiten, nichts vermag, diesen leidenschaftlichen Geschmack zu bekämpfen.





Der chinesische Quacksalber.

Die Chinesen haben im Laufe der Zeit in Dem, was das Leben schmückt, manchen Fortschritt gemacht; viele ihrer Volksbelustigungen haben indeß noch immer einen sehr erniedrigenden Charakter, der hauptsächlich darin besteht, daß unter ihnen fortwährend eine leidenschaftliche Vorliebe für rohe Spiele und Genüsse, wie das Rauchen, Opiumessen; für Wahrsager, Gaukler und Quacksalber besteht. Der Hauptschauplatz aller dieser Entfaltungen des chinesischen Volkslebens ist die große Handelsstadt Tien-sin, deren Bevölkerung, gleich der Meeresströmung, in einer fortwährenden Ebbe und Fluth begriffen ist *). Die Bühnen für diese Spiele werden meist in der Nähe der Stadtthore, wo sich eine große Volksmenge drängt, aufgeschlagen, und die Leichtgläubigkeit, welche Zuhörer und Zuschauer entfalten, liefert hinlänglichen Beweis von der geringen Intelligenz der Chinesen im Allgemeinen.

Von der ganzen Schaar dieser Betrüger, die das chinesische Leben vergiften, ist der Quacksalber der schlimmste, aber zugleich auch der populärste; schlau weiß er seinem Publikum zu schmeicheln, und seine Geheimmittel an den Mann zu bringen. Schnell ist ein Gerüst aufgeschlagen, auf dem er seine verschiedenen Päcke, die Krüge, Bilder,

---

*) Siehe den Aufsatz: Das Theater zu Tien-sin, im vierten Hefte.

Pflaster u. s. w. aufstellt. Zerstreut liegen Papierstücke umher, worauf, wie bei den europäischen Quacksalbern, die wunderbaren, von ihm vollbrachten Kuren und die Namen der glücklich Geheilten mit Goldbuchstaben verzeichnet sind. Rednergaben, hauptsächlich aber eine überzeugende Kraft der Mittheilung, die, sowie die Leichtgläubigkeit des Patienten, bei diesen Kuren das Meiste wirken muß, machen die Haupteigenschaft eines chinesischen Quacksalbers aus. Er unternimmt die Heilung jeder Krankheit, die Abhülfe jeder Ungestaltheit, die sich am menschlichen Körper zeigt — Alles muß seiner Kunst weichen. Die Lahmen, Blinden, Tauben sind in Schaaren um sein Gerüste versammelt, obgleich keine Erfahrung sie von deren Erfolg belehrt hat; ihre Hoffnung beruht einzig auf dem beredten Bericht, den er von seinen Leistungen zu geben weiß, und wird von jener Leichtgläubigkeit unterstützt, die der Charakter aller Schwachen, Kranken und Unwissenden ist.

Auf unserem Bilde sieht man den Quacksalber, wie er hinter einem Gerüste hervor sich über ein Universalmittel gegen den Biß von Schlangen verbreitet; einer seiner Gehülfen ist im Begriffe, den Kopf der **cobra capilla** oder Blindschleiche in seinen Mund zu stecken, während neben dran ein anderer, weniger geschickt, aber eben so nützlich, für die wunderbare Arznei baares Geld einstreicht. Der Meister selber, mit einem Bambushut auf dem Kopfe und in einem rauhen Tuchgewande, erhebt sich nun auf einem Stuhle, mit einer Schlange in der einen Hand und dem Universalmittel gegen deren Biß in der andern.

Diese Schlangenart ist so bösartig, daß sie fortwährend den Menschen zu beißen versucht. Hat nun der Quacksalber sichtbar dargethan, daß man sich mit großer Vorsicht dabei zu benehmen habe, so zieht er aus seinem Vorrath eine Arzneikugel hervor, die er dem Thiere vorhält, worauf es sogleich zurückfährt und seinem Griffe zu entwischen versucht. Um die Wirkung seines Universalmittels vollständiger darzuthun, reibt er auch wohl Stirne, Wange, Hand oder einen andern unbedeckten Theil seines Körpers mit der Arznei, und hält ihn dem Thiere hin, das dann ebenso, wie vor der Kugel selbst, zurückfährt.

Auch der Ungläubigste aus der Menge ist dann von dem außerordentlichen Wissen des Wundermannes überzeugt, und beeilt sich, durch die Spendung weniger Tseen das kostbare Mittel zu erwerben.

An diese öffentlichen Productionen des chinesischen Quacksalbers schließen sich die Theatervorstellungen der Chinesen, da es nur wenige größere Bühnen in China gibt. Eigentliche Theaterstücke, wie bei uns, werden von den Chinesen wenig geschätzt, wohl aber bildet die Pantomime, sowie symbolische Darstellungen, den Haupttheil ihrer Belustigung. Ihre Darsteller sind eigentlich bloße Possenreißer, die von Stadt zu Stadt wandern, und ihr hölzernes Gerüste, wie ein Soldatenzelt, an jedem geeigneten Orte aufschlagen. Es erhebt sich acht Fuß vom Boden mit einem schiefen Dache, und ist von drei Seiten offen. Außen ist es rechts und links von Logen für die Vornehmen umgeben, den offenen Zwischenraum füllt die Masse des Volks aus. Die Logen sind gleich groß; auf der Fronte des Zeltes befinden sich Sitze für die Damen. In den Logen sieht man den mächtigen Mandarinen abwechselnd mit Erfrischungen und frischen Pfeifen aus gestickten Taschen bedient, zu deren Mitgenuß er seine Nachbarn höflich einladet.

Weniger förmliche Ordnung herrscht unter der Masse in dem unbedeckten Parterre, wohin Neugierde und der billige Einlaßpreis eine solche Anzahl gelockt haben, daß es dieselben kaum fassen kann. Zweierlei Hauptkräfte befinden sich hier in beständigem Conflicte: das Drängen der Masse gegen die Scene hin, und die Bambusstöcke der Polizei, die fortwährend über den Köpfen derselben schweben. Eine so bewegte Mannschaft ist meist dicht am Zelte postirt; gibt sich nun ein Gedränge kund, das die Vordersten der Zuschauer ihnen nahe bringt, so findet alsbald durch die harten Schläge, die sie austheilen, ein Gegendruck Statt, dessen Erfolg zweifelhaft ist. Die Neugierde der Zuschauer, sowie die starke Körperkraft Derer, die vorwärts drängen, verhindern nämlich jede Entscheidung, und der Conflict dauert daher bis zum Schlusse der Darstellung fort.

Eines der beliebtesten Schaustücke in den südlichen Provinzen ist das Schauspiel der Sonne und des Mondes, von einem Europäer, wie folgt, beschrieben: Der erste Act stellte das glänzende Glück von

Wesen dar, die in den himmlischen Regionen wohnen, umgeben von der Sonne, dem Monde und den Elementen, die Alle höchst possierlich personificirt waren. Der Darsteller der Sonne trug eine runde Sonnenscheibe, während der Mond durch ein Weib personificirt war, welches das Halbmondzeichen in der Hand hatte. Das Bestreben der Darsteller ging dahin, durch ihre Bewegungen zu versinnlichen, wie sich diese Himmelskörper in ihrem Laufe gegenüberstehen. Der Donnergott schwang eine Art, und schlug die auffallendsten Purzelbäume. Ein König, der durch die Gunst einer Bergnymphe für würdig erachtet worden war, unter den Himmlischen Platz zu nehmen, sieht nach und nach ein, daß kein noch so außerordentlicher Glücksfall gegen die gewöhnlichen Schicksalsschläge des menschlichen Lebens zu schützen vermag. Ein boshafter Höfling steckt sich in eines Tigers Fell, und ahmt, so verkleidet, dieses Thier nach; er begibt sich in die Gemächer der königlichen Frauen, die bis zum Tode erschrecken, und wirft dort den Thronfolger in den Koth. Seine Schwestern eilen vor den königlichen Vater, dem sie die schreckliche Mähr erzählen, und der davon so schmerzlich betroffen wird, daß er der Welt absagt und auf die Wahl eines andern Thronfolgers sinnt. Durch die Fallstricke eines bösen Weibes fällt sie auf einen jungen Mann, der bloß so viel Verstand besitzt, um zu ahnen, daß er ein Dummkopf sey. Kaum ist er als Thronfolger proclamirt, so stirbt der unglückliche König, um ihm Platz zu machen. Statt nun aber sich seines Glückes zu freuen, beklagt er sein Geschick wahrhaft herzzerreißend. Er fühlt sein Unvermögen, und ruft dieß mehrmals in solch übertriebenen Jammertönen aus, daß der Zuschauer nicht weiß, ob er lachen oder weinen soll. Der Höfling aber, der das Herz des verstorbenen Königs durch den Raub seines Sohnes gebrochen hatte, findet an seinem Nachfolger ein bequemes Werkzeug zur Verfolgung seiner verbrecherischen Plane, die auf nichts weiter ausgehen, als das Reich durch innerliche und äußerliche Kriege an den Rand des Verderbens zu führen.





THE PORCELAIN TOWER OF NANKING.

Der Porcellanthurm von Nanking,

näher beschrieben.

In dem vorhergehenden Hefte haben wir unter „Nanking" mit wenigen Worten des berühmten Tempels Pao=ngen=tsi und des daran stoßenden Porcellanthurms Erwähnung gethan. Da indeß sowohl Tempel als Thurm zu denjenigen Denkmälern der Baukunst gehören, die der Chinese mit Stolz die schönsten der Erde nennt, so wird eine ausführliche Beschreibung, namentlich des letztern, nicht am unrechten Platze seyn.

Es ist den Europäern, die China besuchten, so wie den Einwohnern des Landes, nie recht klar geworden, was die ursprüngliche Bestimmung dieser Bauwerke war. Gewiß ist mir so viel, daß sie jetzt hie und da dem Buddheism gewidmet sind; der Umstand, daß sie zur Ausübung eines religiösen Cultus an und für sich wenig geeignet, scheint es indeß wahrscheinlich zu machen, daß sie zur Feier großer Ereignisse oder überhaupt als religiöse Embleme errichtet wurden.

Die Gelehrten haben sich in allen möglichen Muthmaßungen hierüber erschöpft, bei denen wir nicht verweilen wollen. Die Chinesen selber, worunter wir bloß diejenigen bezeichnen, welche der Schrift= und Volkssprache ihres Landes kundig sind, ohne jedoch historische Studien gemacht zu haben, versichern mit aller Bestimmtheit, daß alle Pagoden ohne Ausnahme Tempel Fos seyen; einige seyen den Winden oder überhaupt den Elementen geweiht, andere verherrlichten Herz und

Kopf als Sitz der Dankbarkeit und des Verstandes; und wieder andere lägen an einsamen, wüsten Orten in Ruinen.

Die Mönche des benachbarten Klosters bewahren eine Geschichte des Porcellanthurmes von Nanking, die freilich wie alle derartigen Produkte nur mit großer Vorsicht zu benutzen ist. Pater Samedo, der zwischen 1613 und 1635 zu Nanking lebte, nennt ihn ein Gebäude, das man kühn mit den größten Denkmälern des alten Roms vergleichen dürfe; Le Compte, der ihn im Jahre 1687 sah, behauptet, er sey die reichste und vollkommenste Schöpfung orientalischer Baukunst, und darin stimmen auch Engländer überein, die während der letzten englischen Expedition sich in Nanking aufhielten.

Als ausschließlicher Tempel des Buddheismus heißt der Thurm abwechselnd Pao-ngen-tsi (Tempel der Dankbarkeit) und Liu-li-pau-ta (der Porcellanthurm). Ungefähr an der Stelle, wo der heutige Porcellanthurm steht, befand sich ehemals ein Obelisk von drei Stockwerken, dem Yuh-wang oder Altvater geweiht. So heißt nämlich Buddha vermöge des Schutzes, den er allem Geschaffenen angedeihen läßt. Der Kaiser Ta-ti ließ (im Jahr 240 der christlichen Zeitrechnung) den Obelisk ausbessern und ausschmücken, und veränderte seinen Namen in den von Keen-tschu; was er jedoch daran hatte thun lassen, ward unter der Regierung von Yuen-Schon vom Feuer vernichtet. Von jetzt an machte ein prachtvolles Gebäude an dieser heiligen Stelle nacheinander dem andern Platz, bis der gegenwärtige Thurm erbaut ward, den die Chinesen als das größte vorhandene Baudenkmal nach der großen Mauer betrachten. Auf kaiserlichen Befehl ward, als unter der Mingdynastie der Hof von Nanking nach Peking übersiedelte, der erste Stein zu dem gegenwärtigen Gebäude gelegt. Das Werk begann um Mittag am fünfzehnten Tag des sechsten Monats des zehnten Jahres der Regierung Kaiser Yang-los (1412) und ward nach neunzehnjähriger Dauer am ersten Tag des achten Monats von Leuen-tih's sechstem Regierungsjahr (1431), also sechs Jahre nach Yang-los' Tod, beendigt. Seine Entstehung verdankt es dem Gefühl der Dankbarkeit gegen die Kaiserin, deren Tugenden es der Nachwelt anpreisen sollte, und heißt daher „der Tempel der Dankbarkeit". Der Baumeister, der

den Plan hierzu entwarf und dessen Ausführung leitete, erhielt den Namen Schilang-Hwang; die Kosten des Ganzen wurden auf 2,485,484 Leang oder chinesische Silberunzen, oder nach deutschem Gelde auf ungefähr neun Millionen Gulden berechnet.

Lange Jahre widerstand dieses colossale Denkmal chinesischer Baukunst dem Zahne der Zeit, bis am fünfzehnten Tag des fünften Monats des fünften Jahrs der Regierung von Kia-king (1800), zwischen drei und fünf Uhr des Mittags, nach den Worten der Mönchsurkunde „der Donnergott in der Entfaltung seiner ganzen Macht und hehren Majestät den Thurm traf und dessen neun Stockwerke erschütterte". Der Ober- und Unterbefehlshaber von Nanking erhielten sogleich auf ihr Nachsuchen die kaiserliche Erlaubniß, alle Schäden, die der Blitzstrahl an dem Gebäude angerichtet hatte, ausbessern zu dürfen, was auch im Jahre 1802 in herrlichem Style geschah. Seit dieser Zeit bis zum Jahre 1842 ist diesem chinesischen Kunstwunder weiter kein Unfall widerfahren, als daß eine Anzahl britischer Matrosen der letzten Expedition sich mit Picken und Hämmern daran machte, die Mauern zu verunstalten und die Heiligthümer zu plündern. Die englischen Behörden schritten indeß schnell ein, und vergüteten den verursachten Schaden.

Der Thurm oder die Pagode ist achteckig und enthält neun Stockwerke, die nach oben enger zulaufen. Auf der Spitze ist eine Kuppel (das umgekehrte Nelumbium vorstellend) angebracht und mit polirtem Kupfer bedeckt, das stets seinen Glanz behält. Von der vergoldeten Kugel, welche die Kuppel krönt, zieht sich ein eiserner Ring schneckenförmig empor, von dessen äußerster Spitze acht Ketten herabhängen, die zweiundsiebenzig Glocken an den Köpfen acht „wolkenbeflügelter Drachen" tragen. Glocken hängen von den Ecken jedes Stockwerks herab, was mit den zweiundsiebenzig obersten eine Totalsumme von hundert zweiundfünfzig ausmacht. Außen an den Stockwerken sind hundert achtundzwanzig Laternen aus dünnen Austerschalen angebracht, die in China das Glas ersetzen, und deren gedämpftes, auf der glänzenden Oberfläche des Thurmes sich spiegelndes Licht einen überraschenden Effect hervorbringt. Zwölf große Porcellanlampen (Liu-li) brennen in der großen Halle im untersten Stockwerk; die Quantität des durch sie

verbrauchten Oels beträgt achtundzwanzig Pfund. Die Bonzen lehren die chinesischen Frömmler, daß diese Lampen dazu dienen, die dreiunddreißig Himmel zu erleuchten, die Menschen über ihre Bestimmung aufzuklären und gute und böse Menschen unterscheiden zu lernen; es geschieht daher häufig, daß Reiche sich ein Verdienst dadurch zu erwerben glauben, daß sie die Kosten der Beleuchtung übernehmen.

Die Grundmauer des Thurmes besteht aus Backsteinen; die innere wie äußere Verkleidung aber aus weißen verglasten Porcellanstücken, die in das Mauerwerk mit starken Nägeln befestigt sind. Der Vorsprung eines jeden Stockwerks enthält Reihen von grünem und gelbem Porcellan; die Dachrinnen dagegen sind ebenso mit Ziegeln aus rothem und grünem Porcellan belegt. Von jedem Stockwerke geht ein Balkon mit einer leichten Balustrade von grünem Porcellan aus, mit Oeffnungen nach den vier Richtungen. Ihre Wölbungen sind ebenso hübsch verziert, wie alles Uebrige, und mit Götzenbildern und fratzenhaften Gestalten aller Art geschmückt. Die Glocken, die von den Drachenköpfen mit offenen Rachen von jedem Stockwerke herabhängen, erklangen einst harmonisch; die durch die lange Vernachläßigung der Gläubigen beleidigte Gottheit hat sie indeß tonlos gemacht.

Das Innere des Thurmes, dessen Fußboden ebenfalls mit Porcellan belegt ist, wird durch Basreliefs mit Götzengestalten entstellt. In jedem Stockwerke sieht man das Bild Buddhas, von vierhundert kleineren Götzenbildern umgeben. Dieß sind indeß nicht die einzigen darin enthaltenen Embleme des Götzendienstes: betet der in dem Kranze oder der Kuppel angestellte Bonze einen Rosenkranz, so bedeutet die erste Kugel die Entfernung schädlicher Einflüsse, die zweite beschützt vor dem Wasser, die dritte vor dem Wind, die vierte vor Staub. Es befinden sich hier gefeierte Reliquien neben den heiligen Sanskritbüchern des Buddheismus; so z. B. große Goldklumpen, Münzen, Seide- und Theeopfer u. s. w. Unter den heiligen Büchern findet man: das Geschichtsbuch der Tartaren, das heilige Buch Schipkia-foh's, dasjenige Tsee-yin-tuh's u. s. w. Sie alle haben die Eigenschaft, dämonische Einflüsse zu heben.

Die zur Höhe aufführende Treppe — hundertundneunzig Stufen —

ist eng und steil; dagegen belohnt die ausgedehnte Fernsicht, die man vom obersten Balkon aus genießt, reichlich für die ausgestandene Mühe. Auf der einen Seite dehnt sich zu unsern Füßen ganz Nanking vor uns aus, während auf der andern eine weite, von dem heiligen Flusse Yang-tschi-kiang durchströmte Gegend ausgebreitet liegt. Oestlich von dem Thurme, aber dicht dabei, ist der Pfad, der den Flußgöttern geweiht ist; südlich ist der große Spaziergang und die Gärten der Vorrathshäuser; westlich die Gastlichkeitsbrücke und nördlich der Yang-tschi-kiang. Die Güter des buddheistischen Klosters haben einen Umfang von mehr als drei englischen Meilen, innerhalb dessen sowohl Thurm als Kloster stehen. Wir schließen diesen Aufsatz mit den Worten eines chinesischen Dichters: „Ein Thurm von ewiger Dauer ward hier erbaut, auf den die Blumen von hundert Zeitaltern herabblühen werden, um zehntausendfach das Lob der Dankbarkeit anzustimmen, daher er auch der Altar der Dankbarkeit heißt.“

Das Boudoir und Schlafgemach

einer chinesischen Dame von Stand.

Die Gemächer chinesischer Frauen von Stand sind zwar weniger mit Meubeln überladen, wie diejenigen vornehmer Frauen in Europa, dagegen ist die Ausschmückung der chinesischen Boudoirs und Schlafgemächer nicht weniger prachtvoll und vollständig. Im Allgemeinen ist dem weiblichen Theile einer Mandarinenfamilie eine eigene Abtheilung von Gemächern angewiesen, zu denen nur der Gemahl, die Kinder, sowie die weibliche Bedienung Zutritt haben; die Ausschmückung ist bei allen dieselbe, und ihre Möblirung sehr bequem und geschmackvoll. Wie schon früher erwähnt *), ist es in China Gebrauch, um den Eindruck einer solchen Wohnung zu erhöhen, einen ziemlich ausgedehnten Flächenraum mit einstöckigen Corridors, Pavillons, Gallerien und Vorhöfen zu bebauen; die Frauen ziehen aus dieser Entfaltung des Rangstolzes wenigstens den Vortheil, daß ihre Gemächer sich über einen mit Blumenbeeten angelegten Raum erstrecken oder an einem künstlichen See liegen, mit all' der in China üblichen Begleitung von ländlichen Brücken und künstlichen Felsenparthien. Aus diesen Gründen und Gärten gelangt man durch eine Halle in einen Vorhof, der am

---

*) S. den Aufsatz: Haus eines chinesischen Kaufmanns in der Nähe von Canton im fünften Heft.



[illegible] [illegible] CHINESISCHEN DAME.



Eingange mit einem seidenen Vorhang versehen ist und zu dem Boudoir und den Schlafgemächern der weiblichen Familie führt.

Die Gewohnheiten des vornehmen chinesischen Lebens sind ebenso einförmig, wie die des europäischen, und die Schilderung eines solchen Gemachs und Boudoirs trifft bei denen der ganzen Klasse zu. Im Vorhof befinden sich allgemein Tische, Stühle oder Bänke von grotesker Verzierung, entweder von lackirtem Blech oder Bambus, worauf Krüge, Vasen, Becken, Dreifüße oder Teller sich befinden, wovon jeder eine wohlduftende Blume, eine aromatische Pflanze oder sonst einen Wohlgeruch enthält, der sich mit jedem Luftzuge von außen in die inneren Gemächer verbreitet. Laternen, der stete Schmuck chinesischer Haushaltung, hängen von jedem Plafond herab, und sind aus Papier, Seide, Horn gemacht und vielfarbig mit phantastischen Bildern bemalt. Das Schlafgemach schließt die Reihe, und das Bett befindet sich in einer eigens dafür angebrachten Vertiefung. In der kälteren Jahreszeit und in den nördlichen Provinzen ist es mit Vorhängen von Seide oder Baumwolle, in wärmeren Tagen und im Süden aber mit einem Fliegennetze versehen.

In jedem civilisirten Lande verwenden Damen von Stand große Sorgfalt auf ihre Toilette, und die chinesischen thun es mit besonderer Vorliebe. Spiegel sind seit lange in China im Gebrauche, obgleich die Glasmanufactur bei ihnen noch nicht vorangeschritten ist; sie werden nämlich in großen Massen aus Europa eingeführt und machen den Schmuck eines jeden Zimmers aus, wobei man dieselben so anzubringen weiß, daß sie alle äußeren Gegenstände vollständig zurückgeben, ohne daß die Dame nöthig hat, sich von ihrem Lager zu erheben. Diese Spiegel bestehen aus dünnem, geringem Glase, kaum dicker, wie Schreibpapier, und werden auf der Rückseite geschickt mit einem chemischen Präparate überzogen, wodurch sie die äußeren Gegenstände weit treuer wiedergeben.

Jede Dame von Stande ist von einer Anzahl Kammerfrauen umgeben, deren Bedienung und Unterhaltung dazu beitragen, ihrer Herrin die Stunden zu versüßen, welche sie, der Sitte gemäß, ihrer Toilette

widmet und fern von ihrer Familie zubringt. Im Rauchen finden die chinesischen Damen nichts, was ihren Widerwillen erregt; während die eine Hand die verzierte Pfeife an den Mund hält, hat es die andere mit einem Spiegel von entsprechender Größe zu thun; ein Kammermädchen ist inzwischen damit beschäftigt, Blumen, Edelsteine oder vielfarbige Bänder in die Haare zu flechten. Die ledigen tragen ihr Haar, in zwei lange Zöpfe geflochten, auf den Rücken fallend; nach der Hochzeit wird aber alles Haar zurückgestrichen, und auf dem Scheitel mit goldenen oder silbernen Nadeln befestigt. Hier tragen chinesische Damen ihren Hauptschmuck. Unter die Bildungsmittel der Gemahlin eines Mandarinen gehört außer der Lecture Musik; sind ihre Zofen darin nicht bewandert, so wird ein weiblicher Minstrel, dessen Geschäft es ist, von Ort zu Ort zu wandern und durch sein Spiel und seinen Gesang das Leben zu erheitern, zugelassen, um eine Lieblingsarie zu spielen und sie auf der Pepa oder viersaitigen Guitarre zu begleiten.

In jedem Boudoir steht ein Schrank mit Schönheitspomade, Farbtöpfen, Fächern, Pantoffeln, Haarpinseln u. s. w., überhaupt fehlt da Nichts, was nach chinesischen Begriffen nur immer die Schönheit erhöhen kann. Als ihren Hauptbestandtheil betrachtet der Chinese dünne, schwarze und gewölbte Augenbrauen — Kunst kann hier helfen; eine schöne Haut ist der zweite Gegenstand seiner Bewunderung, und derartige Naturmängel werden auf verschiedene Weise verdeckt, der Kontrast der Rose mit der Lilie auch durch eine starke Anwendung von rother Farbe hergestellt. Es ist indeß bloß gerecht, zu erwähnen, daß die Chinesinnen, sobald der Lenz ihrer Jahre vorüber ist und die Zeit ihre dunkelschwarzen Locken gebleicht hat, alle Eitelkeit in Kleidung ablegen, und alle die Sorgfalt, die sie bis dahin auf ihre eigene Toilette verwandt haben, auf ihre heranwachsenden Töchter übertragen. Die würdige Matrone zieht alsdann ihr einfachstes Gewand an; ihr Haar wird kunstlos geordnet, keine Blume, Edelstein oder Band soll seinen gebleichten Glanz erhöhen — nichts das Herannahen des Alters verstecken. Die Achtung, die es an und für sich gebietet, wird nämlich in China allein schon für genügend gehalten. Eine solche Sitte spricht

gewißlich in hohem Grade zu Gunsten der Chinesinnen; denn auf welchen Beweggrund man dieselbe auch im einzelnen Fall zurückführen mag, so spricht der Umstand, daß sie allgemein in China gilt, doch für den moralischen Gehalt ihrer Erziehung.

Im Kontraste mit dieser schönen Seite des chinesischen Familienlebens stehen die gesetzlichen Vorschriften, wie die Häuser, Zimmer, Wagen, Hausgeräthe und sonstige zum Bedürfniß und zur Bequemlichkeit der Beamten und des Volkes dienenden Gegenstände beschaffen seyn müssen. Wie im europäischen Mittelalter besteht zu diesem Zwecke eine Klasseneintheilung. Schon früher wurde von uns erwähnt, daß ein kaiserliches oder vicekönigliches Edict von Zeit zu Zeit vorschreibt, wann Sommerkleider und wann Winterkleider und in welcher Form getragen werden müssen.

Diese Regeln findet man in Bezug auf das Hausgeräthe, hauptsächlich im Besuch- und Speisezimmer, sorgfältig beachtet. Dort müssen z. B. die massiven und sehr schweren Stühle, deren Plätze daher nicht leicht verändert werden können, in einer vorschriftmäßigen Ordnung stehen. Ein Hauptstück ist der Kang, d. h. ein breites Lager, in dessen Mitte ein kleiner, einen Fuß hoher Tisch steht, welcher als Stütze für die Arme des darauf Ruhenden dient, und auch zum Aufstellen der Theetassen benutzt wird. Die beiden Hauptpersonen setzen sich auf dieses Lager zu beiden Seiten des kleinen Tisches. An die äußersten Enden des Lagers schließen sich in rechtwinkeliger Verlängerung die Lehnstühle der Besuchenden an, die sich nach ihrem Range mehr oder weniger entfernt vom Kang niederlassen.

Ein europäischer Reisender sah mit Bewilligung eines Mandarinen dessen rechtmäßige Gattin im Garten, ohne von der letztern bemerkt zu werden. Sie führte ihr kleines Kind an der Hand und war von einer Dienerin begleitet. Ihre Kleidung bestand aus einem reichgestickten, bloß unten offenen Gewand von Seide, das ein Unterkleid und weite Beinkleider von Atlas erblicken ließ. Ihre unten schmale Fußbekleidung war von ausgezeichneter Arbeit. Das Haar trug sie mit Oel geglättet und auf dem Scheitel zusammengenommen. Auf der

Stirne befand sich eine Art Sevigné mit einem Diamant in der Mitte, und künstliche Blumen waren links und rechts am Haarputze angebracht. Ohrringe und Schnüre mit wohlriechenden Kügelchen vollendeten ihre Toilette. Das weiß und roth aussehende Gesicht verrieth den Gebrauch von Schönheitsmitteln; der Augenbraunenbogen war mit schwarzer Farbe gezogen und eine hochrothe Linie auf der Unterlippe angebracht. Gleich bei dem ersten Blicke sah der Reisende, daß die junge Frau des Gebrauches ihrer Füße fast ganz beraubt war. Sie ging nicht, sie schleppte sich fort; ihr Gang war mehr ein Fortwanken *). In Canton wurde demselben der Schmuck einer Mandarinin gezeigt, der ihn in Erstaunen setzte. Nie gingen reichere Schmuckkästen aus europäischen Werkstätten hervor, als die waren, welche der gütige Mandarine ihm zeigte.

Die Töchter sind in China fast immer der Gegenstand eines Handels zwischen den Eltern und dem zukünftigen Gatten. Ungültig sind die Ehen, wenn die Braut schon früher versprochen war und die Geschenke angenommen wurden, wenn der Mann eine häßliche, statt einer versprochenen schönen Braut erhält, wenn ein gelehrter Mandarine mit einer Tochter aus der Provinz, wo er Gouverneur ist, sich vermählt oder eine Schauspielerin heirathet, wenn die Kinder noch in Trauer über ihre verstorbenen Eltern gehen, wenn sie einerlei Namen führen, welches Gesetz um so lästiger ist, da es in China nur etwa hundert Familiennamen gibt, daher auch chinesische Schriftsteller den Ausdruck: „die hundert Namen" zur Bezeichnung ihrer Nation gebrauchen. Ein unverheiratheter Mann hält sich für entehrt, wenn er die Jahre der gewöhnlichen Heirathszeit zurückgelegt hat; ein Frauenzimmer aber, welches ledig bleibt, genießt sogar besonderer gesetzlicher Vorrechte.

Der Glaube der Chinesen an glückliche oder unglückliche Tage ist der Grund der Beschleunigung oder Aufschiebung der Verbindungsceremonie. Hierzu schmückt sich der Bräutigam schon einige Tage vorher

*) S. mehr hierüber den Artikel: Nanking, im sechsten Hefte.

mit einer Staatsmütze, und fügt seinem Familiennamen noch einen andern hinzu. Das in langen Flechten herabhängende Haar der Braut wird nach Art der Haare verheiratheter Frauen geordnet; Freunde und Verwandte des Bräutigams und der Braut senden am Hochzeitsmorgen Geschenke und Glückwünsche. Unter jenen darf die Gans nicht fehlen, das Sinnbild der ehelichen Eintracht. Wenn der Abend niederdämmert und die Sterne erglänzen, erscheint der Bräutigam in einer, je nach seinem Range geschmückten Sänfte. Die Hochzeitsgäste begleiten ihn mit verzierten Laternen, indem die Musikanten spielend voranziehen. Die Braut steigt jetzt, wenn der Bräutigam und dessen Gefolge vor ihrer Wohnung angekommen sind, in eine Sänfte, welche verschlossen wird, und folgt dem Bräutigam in seine Wohnung. Eine Menge gemietheter Leute, welche die Meubeln u. s. w. tragen, folgen ihr. Den Beschluß des Zugs machen ihre Eltern und Verwandten. An der Pforte des Hauses steigt der Bräutigam aus; ein vertrauter Diener überreicht ihm den Schlüssel zur verschlossenen Sänfte der Braut und er öffnet nun dieselbe unter den bangsten Erwartungen. Zum ersten Male sieht er nun die, welche seine Gattin werden soll, leicht verschleiert.

Zuweilen geschieht es, daß der junge Mann, wenn er mit seinem Loose nicht zufrieden ist, den Kasten augenblicklich wieder zuschließt, und die Braut mit ihrem Gefolge wieder zurücksendet; dann verliert er den Preis, welcher anfänglich zwischen ihm und den Eltern der Braut für Anschaffung der Kleider und Meubeln derselben bestimmt war, sowie die Geschenke.

Es ist ungegründet, daß in China die Vielweiberei gesetzlich gestattet sey. Es ist die Ehe nur mit einer Frau erlaubt, welche die rechtmäßige Frau heißt, aber leider ist es wahr, daß die Chinesen, besonders die höheren Stände und wohlhabende Kaufleute, außer jener rechtmäßigen Frau Concubinen haben, die aber ohne besondere Feierlichkeiten in das Haus gebracht werden, und mehr oder weniger zur Bedienung der rechtmäßigen Frau mit bestimmt sind. Die Ehe der Chinesen kann getrennt werden, wenn die Gattin bis zu ihrem vierzigsten Jahre

kinderlos bleibt und noch in einigen andern seltenen Fällen. Die Geburt eines Sohnes wird allgemein für ein so glückliches Ereigniß angesehen, daß ein großes Familienfest gefeiert wird, wobei der Sohn einen Namen bekommt, der gewöhnlich die Zärtlichkeit der Eltern ausdrückt. Verwandte und Freunde senden dann als Geschenk ein silbernes Gefäß, welches die eingeschnittenen Worte: „Langes Leben, Ehre, Glückseligkeit" enthält.

Der chinesische Handel.

Die Zu- oder Abnahme des chinesischen Handels mit Europa war, namentlich seit Beginn dieses Jahrhunderts, durchaus abhängig von den politischen Beziehungen zu den ersten seehandeltreibenden Nationen, namentlich den Engländern *). Da der europäische Handel mit diesem Lande durch kaiserliche Edicte bis vor Kurzem bloß auf Canton beschränkt war, so ist die Geschichte dieses großartigen Verkehrs eigentlich bloß diejenige dieser Seestadt und der europäischen Factoreien daselbst, die wir in einem der früheren Hefte versucht haben.

Schon früher wurde von uns erwähnt, daß der Chinese den tiefsten Haß gegen alle Ausländer, hauptsächlich Europäer, hegt. Insbesondere ist dieß in der Provinz Canton der Fall, wo man sie wenig besser achtet als Seeräuber, was freilich die zuerst in diesen Gegenden erschienenen Europäer auch wirklich waren; seitdem lag es im Interesse Einiger, diese Gesinnungen in Beziehung auf die Uebrigen immer lebendig zu erhalten. Nach Dr. Morrison gilt bei dem chinesischen Handelsstande der Ausspruch: daß Europäer und Amerikaner eine gewinnsüchtige Rotte verwegener Abenteurer seyen; den Beweis, auf welchen die Eingebornen diese Anschuldigung hauptsächlich gründen, finden sie in den unverkennbaren Aufopferungen aller häuslichen

---

*) Vergleiche den Aufsatz im dritten Hefte: die europäischen Factoreien in Canton.

Gemächlichkeit, welchen sich diese fremden Besucher unterwerfen, um nur Gewinn zu erlangen.

Allerdings mag das Betragen der Ausländer selber zu dem Uebelwollen der Einwohner die erste Veranlassung gegeben haben; die Regierung sucht indeß diese unfreundliche Stimmung bei den niedern Klassen sorglich zu erhalten, um dadurch zu verhüten, daß irgend hochverrätherische Verbindungen zwischen dem Volke und den Ausländern gestiftet würden. Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß die chinesische Regierung anfänglich Canton zum Verkehrsorte mit den Europäern ausdrücklich aus zwei Motiven wählte, weil diese Seestadt am weitesten vom Innern des Reiches liegt und deren Bevölkerung am meisten Haß gegen den Europäer hegt. Es kann in Verwunderung setzen, daß die Regierer des himmlischen Reiches Denen einen so eng begränzten Wohnplatz anweisen wollten, die doch hierher kommen, um ihnen wichtige Dienste zu leisten; denn wie sehr sie sich auch das Ansehen geben, den ausländischen Handel zu verachten, erkennen die einsichtsvolleren Chinesen doch vollkommen die großen Vortheile, welche aus dem Verkehr mit andern Nationen gewonnen werden. Man kann daher annehmen, daß die in dem letzten Friedensschlusse nachgegebene Eröffnung anderer Häfen, als Canton, von dem chinesischen Volke mit Freuden begrüßt wurde, sowie sie sich überhaupt für den Welthandel stets heilbringender erweisen wird.

Die Unwissenheit der Chinesen in der Geographie anderer Theile des Erdbodens, als die, welche sie selber bewohnen, und die Verachtung, womit sie von Nationen reden, deren Civilisation der ihrigen gleich ist, übersteigt alle Gränzen. Es ist dabei eine demüthigende Thatsache, daß fast alle ihre Angaben über Ausländer zwischen die Geschichten von Barbaren und Seeräuber gemengt, oder als nützliche Nachweise in die Tributregister aufgenommen sind.

Gemeiniglich wird von den Chinesen Gow-lo-pa oder Europa der „große westliche Ocean" genannt. Ying-keih-li (England), ein von Holan (Holland) abhängiger und demselben tributpflichtiger Staat, ist ein Königreich aus drei Inseln zusammengesetzt. Nach Westen und Norden von den vier Königreichen Lin-yin (Schweden), der gelben

Flagge (Dänemark), Holan und Fo-lang-si (Frankreich) ist der Ocean. Von Lin-yin nimmt der Ocean seine Richtung nach Osten und umgibt Go-lo-ße (Rußland), und von Go-lo-ße noch mehr nach Osten liegt Se-me-le (Sibirien). Von Lin-yin nach Süden sind die verschiedenen Reiche der Wuh und Kwei (Krähen und Dämonen); alle gehören den rothhaarigen Völkern des großen westlichen Oceans *).

Im Allgemeinen galt bisher bei der chinesischen Regierung als Prinzip, daß der Handel mit ihrem Lande, soweit er sich auf Canton beschränkt, als offene Mitbewerbung aller Nationen zu betrachten sey. Bloß die Russen sind das einzige der europäischen Völker, dem die chinesische Regierung allen Handel zur See mit diesem Reiche verbietet. Dieses Verbot erscheint um so sonderbarer, als zwischen beiden Nationen ein regelmäßiger Handelsvertrag besteht; darin ist gleichsam als Entschädigung festgesetzt, daß die Russen jährlich eine Anzahl Karawanen über die Nordgränze auf der Straße von Kjachta herschicken dürfen, welche ihnen etwa 66,000 Kisten oder fünf Millionen Pfund Thee jährlich zuführen. Dieser Thee ist von ganz vorzüglicher Güte und Feinheit, der Transport desselben durch ein kaltes, trockenes Land erhält ihm viel besser seine Eigenschaften, als die gewöhnliche Seefahrt durch den tropischen Ocean. — Obwohl die Russen von Canton ausgeschlossen sind, kommen doch gelegentlich einige ihrer Schiffe auf die Rhede von Whampoa und nehmen dort ihre Ladung mit den übrigen ein. Den Russen ist ebenfalls ein Vorrecht zugestanden, welches keinem andern Volke zu Theil wird; sie dürfen nämlich eine gewisse Anzahl ihrer jungen Männer in der chinesischen Hauptstadt erziehen lassen; inzwischen gewinnen sie nur sehr unbedeutenden Vortheil aus dieser Erlaubniß, denn während ihres Aufenthalts in der Residenz werden diese jungen Leute wie Gefangene behandelt, und später unter strengster Ueberwachung aus dem Lande begleitet. In Kjachta, an der chinesischen Gränze, besteht eine eigene Anstalt für junge Russen zur Erlernung der chinesischen Sprache;

*) Die Chinesen haben nur ein Wort für roth und blond.

haben sie einigermaßen darin Fortschritte gemacht, so werden sie als Dollmetscher der russischen Gesandtschaft in Peking gebraucht.

Bis in die letzten Jahre kamen jährlich sechszehn bis siebenzehn holländische Schiffe nach China, die meisten aus Batavia; der Handel, den sie mit China treiben, ist von ziemlicher Wichtigkeit. In Canton führt ein Hong den Namen nach diesem Volke, dessen Flagge auch vor den Factoreien wehet. Sehr gering ist der Verkehr, den die Spanier heut zu Tage mit China treiben, ungeachtet der Nähe von Manilla und des Vorrechtes, nach Amoy zu fahren, welches sie bis zum Traktate von Nanking ausschließlich genossen; in Whampoa mag man ein oder zwei ihrer Schiffe im Jahre sehen, aber äußerst selten fährt eines derselben an den Küsten hinauf. Eben so selten ist die dänische Flagge auf dem Meere; fast noch seltener sind schwedische und österreichische Schiffe. Die Franzosen haben, in der Voraussetzung, daß Thee ein Antidot gegen die Cholera sey, in der letzten Zeit ihren Handel mit Canton wieder angeknüpft und senden etwa drei oder vier Schiffe im Jahre nach Whampoa.

Die große Masse des auswärtigen Handels von China, der mit Inbegriff der durch Tschonken verführten Ladungen auf den ungeheuern Betrag von mehr als zweihundert Millionen Gulden jährlich zu schätzen ist, wird hauptsächlich durch britische und amerikanische Fahrzeuge betrieben. Aus den Vereinigten Staaten von Amerika wurden bisher jährlich fünfzig oder sechszig Schiffe von drei- bis vierhundert Tonnen Lastfähigkeit ausgeschickt, die am obern Ende der Rhede von Whampoa ihre Ankerstellen einnehmen. In Canton ist alsdann ein amerikanischer Consul, der „im Hong der ausgedehnten Quellen" residirt; doch sind die ehrlichen Yankees bei den Chinesen nicht sehr beliebt, die es wahrscheinlich äußerst schwer finden, dieselben zu betrügen. Weil ihre Sprache und ihre Gebräuche den englischen gleichen, werden sie von den Chinesen für eine untergeordnete Klasse aus einem und dem nämlichen Lande gehalten, und gewöhnlich mit der Benennung „zweite Tschop Engländer, Engländer zweiter Hand," bezeichnet.

Bis zu dem Traktate von Nanking wurden, wie schon oben

erwähnt *), die Ausländer jedesmal nach Beendigung der Handelsgeschäfte, d. h. im Frühjahr, von Canton vertrieben und durften erst gegen den Winter wieder zurückkehren. Diese jährlich wiederkehrende Periode machte den chinesischen Behörden nicht geringe Sorge; regelmäßig wurde von den Widerspenstigen Einsprache erhoben, und mußte alsdann an den kaiserlichen Hof wegen weiterer Verhaltungsbefehle berichtet werden. Keine der mannigfachen Beschränkungen und Entbehrungen, denen die Ausländer in Canton unterworfen sind, war ihnen indeß lästiger und verdrießlicher, als das Verbot Seiner himmlischen Majestät, durch welches den Frauen und Kindern der Ausländer jeder Zutritt zum Reiche der Mitte versagt ist. So oft und wiederholt auch die Regierung mit Beschwerden über diesen Gegenstand und Bitten um Abstellung desselben angegangen worden, hat sie doch niemals die mindeste Willfährigkeit dazu gezeigt, sondern die einmal getroffene Bestimmung mit unerbittlicher Strenge aufrecht gehalten. Sie scheint der Ansicht zu seyn, daß die männlichen Barbaren ihr schon genug zu thun machen, und daß es ihr vielleicht unmöglich seyn würde, Frauen in Ordnung zu halten; zudem sind die Chinesen ein äußerst ernsthaftes Volk, dem Schweigen für eine große Tugend gilt.

Die Rückladungen, welche die europäischen Handelsschiffe einnehmen, bestehen hauptsächlich in Thee und Seide, namentlich der Handel in ersterem Artikel ist in dem Maße bedeutend, daß man ihn auf die Hälfte des Betrages der ganzen Ausfuhr schätzen kann. Der zweite Hauptausfuhrartikel ist Seide, sowohl in rohem als in verarbeitetem Zustande; in einigen Provinzen wird der Seidenbau sehr umfassend betrieben, und steht unter dem besonderen Schutze der Kaiserin; gleichwohl ermuthigt die kurzsichtige, engherzige Politik der chinesischen Regierung deren Ausfuhr gar nicht, vielmehr darf den Landesgesetzen zu Folge kein einzelnes Schiff mehr als einhundert Picul roher Seide und achtzig Picul Seidenmanufacturen einnehmen. Inzwischen wird dieses Verbot in jetziger Zeit so leicht umgangen, daß

---

*) Vergleiche den Artikel „Canton" im siebenten Hefte.

jedes Schiff sich so viel Seide verschaffen kann, als es wünschen mag; es wird dieß entweder schon auf der Rhede von Whampoa durch Schmuggelei während der Nacht oder durch Einzahlung einer kleinen Sportelsumme an den Hu-po bewirkt, sonst aber durch Ueberladung aus andern Schiffen im äußern Strome zwischen den Ladronen. Im Jahre 1836 — 1837 betrug die Ausfuhr an roher Seide 13,420, oder circa 14,000 preußische Centner. Dieselbe hat seitdem mit jedem Jahre bedeutend zugenommen, und wird voraussichtlich, da das chinesische Product an Güte das europäische weit übertrifft, letzterem in wenigen Jahren den Vorrang auf den europäischen Märkten abgewonnen haben, wenn erst größere Massen darauf erscheinen.

Für die Schiffe unter englischer Flagge ist Baumwolle der Hauptgegenstand ihrer Einfuhr nach China, weßhalb auch die meisten britischen Schiffe auf ihrer Fahrt aus England nach China zum Einnehmen derselben bei Madras oder Calcutta anlegen. Englische Manufacturen werden mit jedem Jahre beliebter; bekannt ist es, daß seit dem letzten Friedensschlusse die größten kaufmännischen Speculationen nach China gemacht wurden, deren Resultat man mit großer Spannung erwartet. Salpeter, dieser wichtige Artikel des englischen Ostindiens, darf nach Canton eingeführt, muß aber an die Regierung verkauft werden; gleichwohl wird von dieser Waare sehr viel im Außenstrome an die Schmuggler abgesetzt. Steten Begehr finden in China die sogenannten Meerengenproducte, als Indischrohr, Betelnüsse, Pfeffer, Zinn u. s. w. und werden in großen Quantitäten eingeführt. Reis ist ein immer willkommener Einfuhrartikel. Da dieses Produkt fast die einzige Nahrung der Chinesen, wenigstens der ärmeren Klasse ist, Mißernten aber zuweilen die furchtbarste Hungersnoth erzeugten, so wurde es für nöthig erachtet, die Einfuhr desselben zu begünstigen, die mit jedem Jahr auch im Zunehmen ist. Es wird dadurch den schrecklichen Verheerungen, die die Hungersnoth zuweilen unter einer so dichten Bevölkerung, wie die chinesische, anrichtete, ziemlich wirksam ein Ziel gesetzt. Schon oben wurde von uns erwähnt, daß in fruchtbaren Jahren von dem einheimischen Produkte auf Kosten der Regierung große Vorräthe aufgespeichert werden, um in Zeiten

geringerer Fruchtbarkeit oder vollständiger Mißernten dem Volke überlassen zu werden.

Ueber den innern Handel des chinesischen Reiches fehlt es an allen zuverlässigen Notizen; die ungemein vervollkommneten Verkehrswege, das Vorhandenseyn großer Handelsstädte, der emsige, betriebsame Sinn der Chinesen und die wahrhaft ungeheure Bevölkerung des Landes lassen indeß auf eine Großartigkeit desselben schließen, die Alles übertrifft, was man selbst bei den ersten Handelsnationen der Erde findet.

Die Strafe des Cangue oder des Kia.

Bereits früher wurde von uns die Strafe des Pant-si oder die Bastonade erwähnt *); es bleibt uns nun noch übrig, das gesammte Strafverfahren der Chinesen zu schildern, das den Sittenzustand dieses Volkes so vortrefflich charakterisirt.

Die Mandarinen erscheinen dabei als Stellvertreter des Kaisers und sind, als ausübende Magistratspersonen, überall zum ungesäumten Einschreiten ermächtigt und verbunden; ist ein Verbrecher ergriffen worden, so führt man ihn augenblicklich vor den Mandarin und er empfängt seine Strafe auf der Stelle, wenn sein Vergehen einfach war und der Fall keine weitläufigere Berathung nöthig macht. Weil entweder die Magistratsperson selber, oder doch ihr Stellvertreter zu jeder Zeit Audienz ertheilt, so wird dem Gefangenen kein nutzloser Zeitverlust verursacht; er empfängt die verdiente Züchtigung und geht wieder an seine Arbeit, sobald die erlittene Strafe es ihm gestattet.

Chinesische Strafen sind sehr einfach und keineswegs so grausam, wie es einzelne, zu uns herübergekommene Zeichnungen und Bilder, welche Folterwerkzeuge darstellen, wahrscheinlich machten. Man sieht jetzt ein, daß dieselben sich auf keine wirkliche ausgeübte Tortur beziehen,

---

*) Vergleiche den betreffenden Artikel im ersten Heft.

sondern nur der Ausdruck religiöser Vorstellungen der Chinesen sind. Die Buddheisten glauben an Belohnung und Strafe im jenseitigen Leben und quälen daher ihre Gehirne, um geeignete Folterqualen für die Verdammten im Höllenpfuhl zu ersinnen. Was nun so die Dichter und Priester des Morgenlandes beschäftigt, wird dort wie in ähnlichen Fällen bei uns Gegenstand der Darstellung des Malers. Wahrhaft entsetzliche Bilder werden auf Reispapier getragen, um sie an die ausländischen Besucher zu verkaufen, welche bereit genug sind, die Eingebornen jeglicher Art von Grausamkeit fähig zu halten. Ob dergleichen barbarische Qualen und Strafwerkzeuge in der Vorzeit wirklich im Gebrauche waren, mag unentschieden bleiben, aber so viel ist gewiß, daß sie jetzt gar nicht vorhanden sind. Wahrscheinlich ermuntern die Mandarinen zur Bekanntmachung solcher monströsen Produktionen, von denen viele wirklich barbarisch sind, um dem Volke den gebührenden Grad von Ehrfurcht vor der Macht der Gesetze einzuflößen; vielleicht auch noch mehr um die Fan-kuei zu schrecken, welche sie durch Furcht vor der Anwendung solcher Mittel in Ordnung zu halten hoffen.

Frauen sind in China von körperlicher Züchtigung für begangenes Unrecht nicht ausgenommen, wiewohl selbige ganz verschiedener Art von derjenigen ist, welche den Männern auferlegt wird. Nach gesprochenem Urtheile müssen sie, wie die Männer, vor dem Mandarine niederknien, wechseln aber alsdann ihre Stellung nicht, sondern der Zuchtmeister gibt ihnen eine gewisse Anzahl von Streichen auf die eine und dann auf die andere Wange mit einem aus dickem Leder gefertigten, birnenförmig gestalteten Klapp-Werkzeuge. Die Chinesen beweisen dabei eine Beachtung des zärteren Baues vor dem männlichen Geschlechte; auch genießen weibliche Verbrecherinnen bei ihrer Verhaftung eine weit mildere Behandlung. Denn anstatt in's Gefängniß abgeführt zu werden, wo sie nicht nur ungemein bitterer Duldung ausgesetzt seyn, sondern auch ihre Sittlichkeit Gefahr laufen müßte, werden sie der Obhut ihrer Verwandten übergeben, welche sie in ihren Wohnungen einschließen und sorgfältig bewachen, da sie für deren Erscheinen am Gerichtstage verantwortlich gemacht sind. Bei dem abgeschlossenen Leben der Frauen in den besseren Ständen sind übrigens Verbrechen derselben sehr selten,

und ihre Vergehungen bestehen meist in nichts als in Zank und Auflehnung gegen den Willen ihres Herrn und Meisters.

Neben der Strafe des Bambus gibt es die des Cangue oder Kia. Es ist dieß ein kleiner tragbarer Pranger, aus einem viereckigen Blocke harten Holzes gemacht; derselbe gleicht sehr einer dicken Tischplatte, hat in der Mitte eine große Oeffnung, um den Kopf durchzustecken, und an beiden Seiten kleinere für die Hände. Wenn der Kia gehörig angebracht und verschlossen ist, hat er einige Aehnlichkeit mit einer Halskrause; da er recht oft als Strafmittel für vornehme Leute angewandt wird, so muß er einen auffallenden Kontrast mit der Halskette bilden, die sie während ihrer Haft bis zur Verurtheilung tragen müssen.

Zu beiden Seiten vom Antlitze des Bestraften sind lange Streifen Papier auf die Holzplanken geklebt, welche eine geschriebene Angabe seines Namens und Ranges, so wie des Vergehens enthalten, für welches er diese Züchtigung erleidet. — Weil auch die Hände fest in hölzernen Rahmen eingeschlossen sind, so bleibt dem Bestraften keine Möglichkeit, sie zum Kopfe zu erheben, und seine Angehörigen sind genöthigt, ihn in eben der Art zu füttern, als wäre er ein Kind. Noch ist zu bemerken, daß das Gewicht des Cangue im Urtheilsspruche bestimmt ist, indem dasselbe je nach der Schwere des Verbrechens wechselt.

Im Allgemeinen ist jedoch dieses Strafwerkzeug mehr darauf berechnet, Schmach zu bereiten, als wirklichen Schmerz hervorzubringen und erfüllt daher seinen Zweck in ausgezeichneter Weise. In der That würde es auch schwer seyn, eine Stellung zu ersinnen, in welcher ein Mann hülfloser oder gedemüthigter dem Angaffen aller Vorübergehenden ausgesetzt würde. Dabei hat dieser Schandpfahl vor allen andern, seiner Art, noch den Vorzug der Tragbarkeit, so daß der Schuldige durch die Straßen zur Schau geführt, oder eine bestimmte Zeitfrist dicht an den Orten festgehalten werden kann, welche der Schauplatz seiner Verbrechen oder auch der seines ehemaligen Stolzes und seiner Prachtliebe war. Einige Unglückliche werden dazu verurtheilt, dieses Merkmal der Infamie ihr ganzes Leben zu tragen und in solchem Falle wird dafür gehalten, daß

sie der kaiserlichen Gnade, die ihr Leben verschonte, unendlichen Dank schuldig sind. Durch keine Lockung kann der Mandarin dazu vermocht werden, dem Verurtheilten sein Halsbrett ganz zu erlassen, aber gegen Bezahlung einer Summe Geldes erhält er die Erlaubniß, sich einige Kulie oder Lastträgerjungen zu miethen, die auf ihren Schultern die schweren Schandrahmen tragen. — Dieses Vorrecht ist der nämlichen Art wie jenes andere, demzufolge gegen Einzahlung bestimmter Summen die Anzahl der zu empfangenden Bambusschläge gemindert werden kann; der Zahlungsbetrag wird jedesmal nach dem Range und in Uebereinstimmung mit den Vermögensumständen des Sträflings geregelt. Körperliche Züchtigung ist indeß unter keinen Umständen ganz zu umgehen, und kann demnach durch eine Geldbuße nur gemindert werden. Da nun im Allgemeinen der Chinese das Geld sehr schätzt, so stellt dieses Bußsystem des Individuums natürliche Denkweise auf die Probe, und erscheint daher nach chinesischen Begriffen als sehr rationell.

Zur Vollstreckung eines Urtheils, das auf Tod lautet, ist ein besonderer Befehl des Kaisers nöthig, der auf einen nach Peking erstatteten Bericht erfolgt. Das chinesische Strafverfahren macht indeß den wesentlichsten Unterschied zwischen der Art, in welcher ein Todesurtheil an einem Menschen vollzogen wird; der Kaiser selbst glaubt einen hohen Beweis seiner Gnade zu geben, wenn er einem Menschen, der zur Enthauptung verurtheilt war, gestattet, erdrosselt zu werden. Erdrosselung ist die leichteste aller Todesstrafen; der Kaiser soll daher zuweilen einem ehemaligen Günstling dadurch einen besonderen Gunstbeweis ertheilen, daß er ihm ganz wie der Sultan der hohen Pforte die seidene Schnur zuschickt, um sich nach Belieben selber daran aufzuhängen.

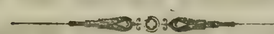
Verbannung ist für die Chinesen, die gleichsam in ihrer Heimath festgewurzelt sind, eine entsetzensvolle Strafe. Die Beschaffenheit des begangenen Verbrechens bestimmt den Ort der Verbannung; denn mit der größten Genauigkeit setzt das Gesetz die Anzahl von Li (drei englische Meilen) fest, welche der Verurtheilte zurückzulegen hat. Manche der Schuldigen werden nun zwanzig bis dreißig Li verbannt, während andere zwei bis dreihundert Li von ihrer Heimath entfernt

zubringen müssen. Europäer mögen der Ansicht seyn, es könne keine schwere Bestrafung für einen Chinesen darin bestehen, auf so kurze, nicht einmal auf die längsten Strecken im eigenen Vaterlande verbannt zu werden. Für einen Chinesen besteht jedoch darin das Härteste, was ihn treffen kann. Er ist nicht allein dadurch von seiner Familie getrennt, sondern auch unfähig gemacht, jene heiligen Gebräuche zu erfüllen, welche jeder Eingeborene vermöge der empfangenen Erziehung und nach herkömmlicher Sitte für seine Pflicht und Freude achtet; die Gräber seiner Väter werden nun vernachlässigt und er kann nicht länger hoffen, nach seinem Tode jene Ehrenbezeigungen in der Halle seiner Vorfahren zu erlangen, denen jeder Chinese als das Ziel seines ganzen Strebens entgegen sieht. — Selten lassen sich daher die Verbannten durch irgend eine Gefahr, selbst nicht die des Verlusts ihres ganzen Vermögens, abhalten, nach einiger Zeit ihres Aufenthalts in fremden Ländern wieder in ihre Heimath zurückzukehren. Diese, so wie andere volksthümliche Vorurtheile, bilden die Grundlage der Anhänglichkeit, welche die Kinder von Han für ihre Geburtsgegend empfinden, und machen die unfreiwillige Trennung von ihrer Heimath zum schweren, herzzerreißenden Leiden. In früheren Zeiten wurden ganze Bevölkerungen einzelner Landtheile ausgerottet, um das Verbrechen eines einzelnen ehrgeizigen Individuums zu sühnen, heutzutage werden Hochverräther als Milderung der Todesstrafe nach Ily, einem Regierungssitze in einer entfernten Provinz der Tartarei, in lebenslängliche Sklaverei und Verbannung gesandt; ihre Frauen und Familien dürfen sie dahin begleiten.

Die chinesischen Gesetze sind im Allgemeinen darauf berechnet, mehr durch Erregung von Scham und durch Einschüchterung als durch die Strenge der Strafen zu wirken. Aus diesem Grunde ist es sehr wahrscheinlich, daß, wenn ein Mensch ein sehr hassenswürdiges Verbrechen beging, oder wo es nöthig ist, an dem Schuldigen ein Beispiel aufzustellen, derselbe entweder in milder Weise getödtet oder auch in ein sehr entferntes Land geschickt wird, während die unter dem Volke verbreiteten Gerüchte von den furchtbaren Qualen sprechen, welche der Scharfrichter ihn erdulden ließ.

In Folge kaiserlicher Edicte wurden alle Ausländer, die sich eines

Verbrechens schuldig machten, lange Zeit nach denselben Gesetzen gerichtet und verurtheilt, die für jeden Chinesen gelten. Der Begriff, daß die Fan=kuei (Europäer) ein Barbarengezücht seyen, unfähig, nach den allgemeinen Gesetzen des himmlischen Reiches behandelt zu werden, hat indeß die Regierung zu der Abfassung von Bestimmungen in Betreff der Ausländer vermocht, die in einigen Fällen die äußerste Strenge zeigen. So verlangten die chinesischen Behörden, daß ihnen bei jeder zufälligen Tödtung durch einen Ausländer ein Individuum von dessen Nation zur Hinrichtung ausgeliefert werde, da doch, wenn die Veranlassung Chinesen allein betrifft, die Verwandten eines durch Zufall Getödteten durch Empfang einer ihnen ausgezahlten Geldsumme befriedigt werden. Im Allgemeinen sind indeß die Fremden von denjenigen Hong=Kaufleuten, mit welchen sie Geschäfte treiben, verbürgt, und begehen sie irgend eine Ungebühr, so werden letztere dafür bestraft.



Das chinesische Volk.

Die Bevölkerung von China ist eine außerordentlich dichte. Die ganze Oberfläche des Landes war früher mit ungeheuern Waldungen bedeckt, gleich den amerikanischen sogenannten Hinterwäldern. Mit dem Wachsthum der Gesittung gebrauchten die Herrscher jede erdenkbare Anstrengung, um den Boden urbar zu machen, und dadurch der zunehmenden Bevölkerung Nahrung zu verschaffen. Das chinesische Volk ehrt dankbar das Andenken von Yao und Tschun, die das Meiste zur Entholzung des Bodens thaten. Die Wälder waren damals Behausung einer so großen Menge von Thieren, daß bewaffnete Schaaren mit dem Fürsten an ihrer Spitze auszogen, um gegen diese den Vertilgungskrieg zu führen. In den entwaldeten Thalgründen weideten später unzählige Schafheerden, und die Chinesen waren so ein Hirtenvolk geworden.

Aber der immer größere Zudrang heranwachsender Bevölkerung machte es zur Nothwendigkeit, daß zum Unterhalte des Volkes jeder Theil von Grund und Boden anbebaut werde. Mit vermehrter Urbarmachung des Bodens erhob sich ein Kampf zwischen Hirten und Ackerern, dessen Ergebniß dem Anschein nach dahin ausfiel, daß nach verzweiflungsvoller Gegenwehr die Hirten buchstäblich vom Felde vertrieben und gezwungen wurden, sich nach den gebirgigen Distrikten zu wenden, um dort ihren unbeliebten Beruf fortzusetzen. Seit jener Zeit ist diese Menschenklasse im übeln Rufe geblieben, und wird

in heutiger Zeit für die allerniedrigste und verwerflichste im Lande gehalten.

Früher wurden die verschiedenen Abstufungen der bürgerlichen Gesellschaft in China so bestimmt: Die Ausbilder der Gemüths- und Geisteskräfte, die Weisen, die Gelehrten u. s. w. füllten den ersten Rang, darauf folgten die Landbebauer, diesen die Hirten und Viehzüchter, Manufacturisten nahmen die vierte Stelle ein, während Kaufleute und alle andern Austauscher von Waaren auf der tiefsten Stufe dieser Liste standen. Im Laufe von mehreren Zeitaltern hat diese Rangeintheilung bloß die Abänderung erlitten, daß die Hirten jetzt auf der untersten Stufe der gesellschaftlichen Ordnung in China stehen.

Ganz unabhängig von diesen Rangabstufungen bestehen in China noch neun Ränge oder Rangklassen für die höher gestellten Individuen, die gleichsam den Adel des Reiches bilden. Diese haben das Vorrecht, rothe Kleinode oder andere Knöpfe auf den Spitzen ihrer Mützen zu tragen; durch diese Auszeichnung genießen sie besondere gesetzliche Rechte vor allen nicht zu ihrem Range gehörenden Personen. Die Unterscheidung dieser Klassen geschieht durch die Farbe des Knopfes, den sie auf der Spitze ihrer Mütze tragen; sie dürfen ihre Titel auf Ceremonienkarten schreiben, wenn sie Besuche bei andern Personen abstatten; auch ihre Frauen erlangen dadurch Ehrenbenennungen.

Der Maou-ting oder runde Knopf ist aus Edelstein gefertigt, wird aber bei gewöhnlichen Veranlassungen durch minder werthvolles Material ersetzt. Der rothe Knopf oder die Korallenkugel gebührt dem höchsten Stande und ist auf die beiden ersten Ränge beschränkt, dann folgen die dunkelblaue, die hellblaue, die Krystall-, die geblümte und zuletzt die einfach goldene Kugel. Keine, diese Auszeichnung tragende Person kann in's Gefängniß gesetzt oder irgend einer Art körperlicher Züchtigung unterworfen werden, bevor ihr dieselbe in der förmlichsten Weise abgenommen ist.

Die Gesammtbevölkerung von China wird verschieden angegeben. Die chinesische Regierung hat zwar zu verschiedenen Zeiten Volkszählungen vornehmen lassen; es ist jedoch wahrscheinlich, daß solche nur einzelne Klassen desselben begreifen, und z. B. die auf den Flüssen lebende

Bevölkerung ausnehmen. Einer im Jahre 1813 unter kaiserlicher Autorität bekannt gemachten Volkszählung zu Folge betrug damals die gesammte Bevölkerung von China die ungeheuere Masse von 360,443,000 Seelen, und kann demnach heute mit großer Wahrscheinlichkeit auf die Summe von vierhundert Millionen angenommen werden.

Damit von einer so großen Anzahl verzehrender Wesen jedes den ihm zu seinem Unterhalt nöthigen Antheil an Lebensmitteln empfange, muß der kleinste Acker Landes auf die sorgfältigste Weise bebaut seyn. Um daher dem Gemüthe des Volkes die Wichtigkeit des Ackerbaus anschaulich einzuprägen, wurde schon vor mehr als zweitausend Jahren ein alljährlich wiederholter Gebrauch, die öffentliche Feier des Ackerbaues, eingeführt. Unter der Regierung entarteter Fürsten vernachlässigt, wurde sie später wieder in's Daseyn gerufen *). Seitdem ist der chinesische Ackerbau in raschem Fortschritt bis zu seinem gegenwärtigen blühenden Zustande gediehen; keine bürgerlichen Unruhen vermochten dessen stete Entwicklung zu stören, nachdem er einmal in den Gebräuchen und Sitten des Volks feste Wurzeln geschlagen. Gegenwärtig ist er neben andern Zweigen des Gewerbfleißes zu einem Gedeihen emporgekommen, das keine frühere Aera in gleichem Grade aufzuweisen hat.

Aeußerst selten erblickt man in China einen Pflug, und ist dieß der Fall, so sieht man die Familie des Landmanns daran geschirrt, nie Pferde. Von dieser schweren Arbeit sind die Frauen um so weniger ausgeschlossen, als sie in diesem Lande überhaupt ungemein geringer geachtet werden, als die Männer. Man sieht im Innern China's einige wenige Kühe, Maulthiere und Büffel, aber in jämmerlichem Zustande; Waidegrund kann nicht für sie erübrigt werden, und sie müssen ihre spärliche Nahrung von den Unkräutern suchen, die in Fußpfaden aufsprossen oder an den Seitenbänken der Gräben zwischen den Feldern. Durch Befolgung solcher Grundsätze wird kein noch so kleiner Theil urbarer Erde seinem hauptsächlichsten Zwecke entzogen,

---

*) Vergleiche den Artikel im sechsten Hefte: Die merkwürdigsten Städte und Orte China's.

der darin besteht, Nahrungsmittel für den Unterhalt der Menschen hervorzubringen.

Die große Seltenheit von Hausthieren zwingt die Chinesen, zur Herbeischaffung von Dungmitteln ihre Zuflucht zu Substanzen zu nehmen, woran nur Menschen denken konnten, deren Scharfsinn, durch drohende Hungersnoth gestachelt, jegliche Hülfe aufsucht. Was in andern Ländern gemeiniglich als nutzloser Auswurf unbeachtet bleibt, wird hier von armen Leuten mit sorglicher Anstrengung eingesammelt; den größten Werth als Dungmittel schreiben die Chinesen den menschlichen Excrementen und zwar, wie Chemiker dargethan haben, mit großem Rechte zu; die Gesetze des Staats verbieten das Hinwegschütten derselben, und in jedem Hause, wie in den meisten Straßen, sind mit der größten Sorgfalt Reservoirs dafür angelegt. Der Drang der Nothwendigkeit zwingt das Volk zu unaufhörlicher Arbeit dieser Art; denn bedroht wird es vom Hungertode, wenn es sie im mindesten vernachlässigt. Nur allein auf die Unterstützung seiner Angehörigen kann der Chinese rechnen, da in China keine öffentlichen Versorgungsanstalten, wie in andern Ländern, bestehen. — Es wird sogar behauptet, daß, mit Ausnahme der Ehrfurcht und Pflicht, welche Kinder ihren Eltern immerwährend zollen, kein Gefühl von Bruderliebe oder Menschlichkeit in der Chinesen Brust schlägt; sie würden sich mit der nämlichen Ruhe niedersetzen, um ihre gewohnte Mahlzeit zu halten, sollte auch vor ihren Augen ein Unglücklicher die Folter des Hungertodes erleiden, würden das mit der nämlichen Gefühllosigkeit betrachten, mit der sie einen Menschen neben sich könnten ertrinken sehen.

Trotz aller Sorgfalt und dem unablässigsten Fleiße, der auf den Anbau des Bodens verwandt wird, ist das Land doch nicht fähig, die stets wachsende Bevölkerung zu ernähren; wir finden daher zahlreiche Schaaren armer Menschen in eben dem Zustande, welcher bei uns viele Leute zum Auswandern zwingt; am Lande können diese verhungernden Elenden ihren Unterhalt nicht finden, sie müssen daher das Wasser bewohnen. Die Landseeen im Innern, sowie die Strombetten sind bedeckt mit den jämmerlichen Behausungen dieser Unglücklichen.

Die Mehrzahl derselben nährt sich unbezweifelt von den Fischen, welche sie einzufangen im Stande sind, auch haschen sie nach Allem, was auf der Wasseroberfläche schwimmen mag. Zu diesem Zwecke sind die Fahrwasser aller Ströme des ganzen Reiches mit Fischerverpfählungen versperrt, ein Umstand, der das Befahren derselben mit andern Fahrzeugen, als Fischernachen, außerordentlich erschwert oder geradezu unmöglich macht.

Außer den Fischern leben auch die sogenannten Tan-ka oder Eihausbootleute durchaus auf dem Wasser; ihr eigentlicher Ursprung ist der heutigen Zeit ein Geheimniß und ihre Geschichte hüllt sich in undurchdringliches Dunkel. Wahrscheinlich haben sie vor längst verflossenen Menschenaltern, aus irgend einem ferne liegenden Lande kommend, ihren Weg nach China gefunden. Vor mehreren Jahrhunderten schon soll die Masse dieser Bevölkerung die Zahl von fünfzigtausend Booten bewohnt haben; unter den Regierungen früherer Kaiser war es diesen armen Geschöpfen strenge untersagt, jemals zu landen oder irgend Beziehungen mit den am Lande wohnenden Leuten anzuknüpfen. Noch jetzt sind die Tan-ka durchaus verachtet, obwohl einer der Kaiser der gegenwärtigen Dynastie sie einbürgerte, und ihnen die Erlaubniß gab, am Lande leben zu dürfen, sobald sie hinreichendes Vermögen erworben, um sich ein kleines Eigenthum kaufen zu können. Sie sind auch von den meisten Besteuerungen der Regierung ausgenommen, in Betracht ihrer ausnehmenden Armuth, wahrscheinlich aber wohl hauptsächlich wegen der Schwierigkeit, die Steuern von solchen wandernden Horden einzutreiben.

Zählt man nun die Masse aller in China, sowohl auf dem Lande als dem Wasser lebenden menschlichen Geschöpfe zusammen, so ergibt sich eine Anzahl durch ein gesellschaftliches Band verbundener Wesen, die viel größer ist, als irgend eine, welche die Welt vorher gekannt hatte. Eine Regierung und ein Gesetzbuch dienen dazu, diese ungeheure Familie in den Verpflichtungen der allergenauesten Genossenschaft zu halten. Erwägt man, daß die Institutionen eines solchen Reiches unverändert bestehen, daß sie dazu gedient haben, eine allmählig wachsende, jetzt ungeheure Bevölkerung heranzuziehen, ein Agrikultur-

System zur Vollkommenheit zu bringen, welches dem Bedürfnisse des Volks am entsprechendsten erscheint, und daß das Reich vermittelst derselben im Zustande tiefen Friedens und unabläßig fortschreitender Entwicklung erhalten wurde, so kann man einem so großartigen Erfolg seine Anerkennung nicht versagen.

Im Allgemeinen sind die Unterthanen Seiner himmlischen Majestät nicht bemerkenswerth durch Schönheit der Gesichtszüge und der Körperformen; doch sind sie ein kräftiger Schlag Leute, namentlich im südlichen Theile des Landes. Ungemein abweichend ist die Farbe ihrer Haut. Die Mandarinen, Damen und übrigen Vornehmen haben eine leicht in das Bräunliche spielende Farbe, jene von uns mit dem Namen brünett bezeichnete Färbung, jedoch bei Weitem nicht so tief gedunkelt, als die vieler europäischen Portugiesen und Spanier. Eine bezeichnende Eigenthümlichkeit dieses Volkes ist die fast gänzliche Abwesenheit von Haaren im Gesichte oder am Kinn; außer bei bejahrten Männern sieht man nur äußerst selten Bart oder Backenbart. Die Arbeit des einheimischen Barbiers ist fast ausschließlich auf die Krone des Kopfes beschränkt, um selbige der Tartarenvorschrift gemäß zu scheren. Das Kopfhaar ist bei Männern wie bei Frauen unabweichlich von rabenschwarzer Farbe und wächst in großer Fülle.

Die eigentliche Grundlage aller Einrichtungen des chinesischen Reichs ist die väterliche Gewalt; vom Kaiser hinab bis zum niedersten Landbauer herrscht und wirkt ein und das nämliche System und heischt die Geltung des patriarchalischen Ansehens; weil der Vater für des Sohnes Handlungen verantwortlich ist, und einen Theil der Schmach und Bestrafung desselben zu tragen hat, ist es nur gerecht, daß er einen gewissen Zwang gegen ihn ausübe, um ihn am Begehen von Missethat zu verhindern. Dieser Zwang ist Ursprung jener völligen Haussclaverei, welche beabsichtigt, das Uebel mit der Wurzel auszurotten. Ein Mann ist seiner Eltern Sclave, bis er selber Vater wird und Kinder hat, die seinen Befehlen gehorchen müssen. Frauen werden niemals vom Zwang der bindenden Fessel befreit.

Jedem öffentlichen Beamten ist es zur Pflicht gemacht, dem Volke Unterricht in den Gesetzen des Reichs zu ertheilen, ganz besonders

aber zu der Erfüllung häuslicher Verpflichtungen alle Klassen der Untergebenen anzuhalten und zu mahnen. Die Magistratspersonen eines jeden Distrikts, die zugleich Priester der Staatsreligion sind, verlesen dem Volke regelmäßig an den Tagen, die den Neumond mit dem Vollmond verbinden, eine Art moralischer Predigt, die gemeiniglich dem Buche der geheiligten Institutionen entnommen ist. Dieses ist ein auf die Schriften des Confucius, Mencius und anderer großen Männer der alten Zeit gegründetes, festbestimmtes Werk.

Ist ein großes Verbrechen begangen worden, so wird stets vom Kaiser das Gebot dieser Verlesung von Neuem eingeschärft.

Aus dem Grundsatz der unbeschränkten Ehrfurcht vor den Eltern, der in China alle gesellschaftlichen Bande begründet, erklärt sich das von allen andern Nationen verabscheute Verbrechen des Kindermords durch Aussetzen der Neugebornen, um dadurch der Uebervölkerung vorzubeugen. Dieser empörende, von der Regierung gebilligte, wenn nicht begünstigte Volksgebrauch wird indeß nur im Drange der verzweifeltsten Nothwehr ausgeübt. Entweder Eltern oder Kinder müssen aus Mangel an Lebensbedürfnissen in Gefahr seyn, den Hungerstod zu sterben, ehe der Vater den furchtbaren Grundsatz, daß die Kinder den Eltern geopfert werden müssen, in Ausübung bringt. Es ist unmöglich, mit Gewißheit anzugeben, wie viele solcher Opfer in jedem Jahre dem frühen Tode geweiht werden; jedenfalls muß der Wechsel größerer Fülle oder drängenderen Mangels verschiedener Perioden darauf Einfluß üben. Im Allgemeinen sind die Kinder weiblichen Geschlechts zu Opfern dieses unnatürlichen Gebrauchs ausersehen, weil selbiges in diesem sonderbaren Lande in geringerer Würdigung steht.

So wie jeder Vater der unbeschränkte Beherrscher seines Hausstandes und für die gute Aufführung der Mitglieder desselben verantwortlich ist, so ist es jeder öffentliche Beamte für die seiner Verwaltung anvertrauten Unterthanen. Zehn Häuser einer Stadt bilden eine Kia und zehn Kia eine Paou; ein Angestellter beaufsichtigt jede derselben, und diese Aufsicht steigt von Rang zu Rang bis zu den Mitgliedern des kaiserlichen Rathes und zu den Staatsministern.

Alle diese Aemter, so wie die größere Anzahl anderer Regierungs-

anstellungen werden durch solche Personen besetzt, die sich durch literarische Bildung ausgezeichnet haben. Nur das wirkliche Verdienst soll zur Bekleidung eines Ranges oder einer Staatsstelle befähigen und es gilt als Staatsnorm, daß auch der niedrigste Bauer durch Umstände zu dem vertrautesten Rathe seines Souveräns erhoben werden kann. Die Fähigkeiten der sich zu dem Staatsdienste meldenden Candidaten werden öffentlich geprüft, und die Beamten, welche über ihre Anstellung zu entscheiden haben, verfahren dabei mit der größten Unparteilichkeit. Inzwischen gibt es einige Volksklassen, die zu niedrig und verworfen geachtet werden, um ihrem Lande in irgend einer Eigenschaft dienen zu können; dieß sind die Bettler, die Schauspieler und niedrigsten Werkzeuge der Polizei.

Chinesische Industrie.

Kunstsachen. — Lackirte Waaren. — Porcellan.

Der Chinese hat einen so ausgebildeten Sinn für Farben, sein Geschmack ist bei allen Schöpfungen seiner Hand so entwickelt, daß eine Betrachtung der ganzen industriellen und künstlerischen Thätigkeit dieses Volkes sicherlich nicht am unrechten Platze seyn wird.

In keinem Theile der Welt fehlen bei irgend einer Art von geselligem Zustande Erzeugnisse der Kunst und der höheren Industrie, die von ihren Besitzern höchlich geschätzt werden, so schwankend auch der Grad von Vollendung seyn mag, der sich in solchen Gemälden kundgibt, da dieß von der Geistesausbildung des Künstlers abhängt, und große Erfahrung dazu gehört, die höhere Vortrefflichkeit zu würdigen.

In China hat die Malerei einen ziemlichen Grad von Vollendung erreicht, nur in einem Style, den der Geschmack anderer Völker durchaus zurückweist. Die Eigenheit der Chinesen ist in keiner andern Beziehung so entschieden hervortretend; es hat den Anschein, als hätten sie in gar keiner Verbindung mit der übrigen Welt gestanden, und alle ihre Kenntniß aus den Quellen, ohne irgend eine Beihülfe, geschöpft. Prüfen wir den Zustand der Kunst in diesem entlegenen Lande, so erscheint uns die auffallendste, unsern Begriffen von

Angemessenheit durchaus widerstrebende Mangelhaftigkeit, die vollständige Unwissenheit des Künstlers in Bezug auf die Wirkung von Licht und Schatten, daher das magere Ansehen chinesischer Bilder, ihr Mangel an hervortretender Rundung. Sie behaupten, es sey nothwendig, Dinge darzustellen, wie sie wirklich sind, nicht so, wie der Anschein sie zeigt; deßhalb ahmen sie Gegenstände auf Papier in eben der Weise nach, wie sie dieselben in Stein oder Holz bilden würden.

Wie große Fortschritte die Chinesen daher auch im Gebrauche des Farbenpinsels gemacht haben, so stehen sie durch die Mangelhaftigkeit ihrer Zeichnung doch noch immer auf der niedersten Stufe künstlerischen Schaffens und haben sich kaum über die rohesten Versuche der Darstellung von Gegenständen erhoben. Sie sind nämlich noch nicht zur Einsicht gelangt, daß durch Nachahmung des Helldunkel eine Aehnlichkeit der Gegenstände auf Papier erreicht werden könne, welche sie nur durch die Arbeit des Bildners aus harten, festen Massen hervorbringen. Prachtvoller Farbenglanz ist der Hauptzweck, den ihre Malereien erstreben; Alles, was ein Gemälde dunkeln würde, achten sie deßhalb fehlerhaft; aus diesem Grunde tadeln sie europäische Bilder, betrachten deren Schattenseiten nur als so viele mit schwarzer Farbe überzogene und verdunkelte Flecke.

Es sind zu verschiedenen Zeiten werthvolle europäische Kunstprodukte in China eingeführt worden; ihre Volkseitelkeit erlaubt ihnen indeß nicht, in Dem, was nach ihren Begriffen von Barbaren herrührt, etwas Bewunderungswürdiges zu finden. Abgesehen von diesem Vorurtheil zeigen sie in allen Dingen die größte Verehrung des Alterthümlichen, betrachten ihr Vorzeitiges als Höchstes der Vollendung. Hätten ihre alten Maler ihnen Meisterstücke der Kunst hinterlassen, die, gleich den von Jahrhundert zu Jahrhundert übergehenden Vorbildern unserer alten Schulen, das Höchste der Kunst ihnen als Muster hinstellten, so ist gar nicht zu berechnen, auf welcher Stufe der Vortrefflichkeit die chinesische Malerei heute angelangt wäre; da ihre Vorbilder indeß dieselben Fehler an sich tragen, die wir an ihren neueren Produkten tadeln müssen, so ist bei dem Vorurtheil gegen alles Ausländische kein Aufschwung der Kunst in China denkbar.

Ueberdieß haben die Gesetzgeber des himmlischen Reiches leider noch nicht die Wichtigkeit des Einflusses erkannt, den dieser Zweig des Gewerbfleißes in Bezug auf Gemüthsverfeinerung und Bezähmung lasterhafter Naturtriebe in so hohem Grade geltend macht. Hätten sie denselben in diesem Lichte betrachtet, so würden Maler höchst wahrscheinlich diejenige hohe Achtung in China genießen, welche den Beförderern wissenschaftlicher Ausbildung in diesem Lande zu Theil wird. Jetzt werden sie nur als Mechaniker angesehen, als Kunstarbeiter, die ihre Waare anfertigen, um sie gut zu verkaufen; jeder Maler hält einen offenen Laden, ist daher Verkäufer oder Handeltreibender, d. h. ein Glied derjenigen Klasse, welche in diesem sonderbaren Lande unter allen als die geringste betrachtet wird.

Aus demselben Grunde wagt sich ihre Kunst auch nicht an größere Darstellungen. Das Malen von Blumen, Schmetterlingen u. s. w. bedingt keine höheren Kunstvortrefflichkeiten; prachtvolle Farben und fleißiges Ausführen im Kleinsten scheinen zu genügen; deßhalb finden wir diese in ausgezeichneter Weise von den Chinesen dargestellt. In ihrer Farbengebung haben sie eine ganz ausgemachte Vollendung erreicht, sowohl was der Farben Glanz und Dauerhaftigkeit betrifft, als deren Treue in Nachahmung der Naturtinten. Die Abbildungen vornehmer Mandarinen und ihrer Damen auf Reispapier gelten als Vorzüglichstes in ihrer Art, und es wird keine Mühe dabei gespart, ihnen den höchsten Grad von Vollendung zu geben; ungemein trefflich und naturgetreu ist im Allgemeinen die Farbengebung mit alleiniger Ausnahme des Fleisches, welches sie zu einförmig und ohne jene verschmelzende Mischung darstellen, woraus die Schönheit der Hautfärbung hervorgeht. Einige der Bilder zeigen im unerwartet hohen Grade lebendigen Ausdruck, dennoch ist es kaum möglich, den Gesichtern Schönheit zu geben, da die Züge nothwendig flach und eckig erscheinen müssen; nur sehr wenige Abbildungen von Damen auf Reispapiergemälden machen davon Ausnahme und sind wirklich ungemein hübsch.

Anlage und Gruppirung der Bilder gehören zu den höheren Trefflichkeiten, in denen sie ihre Mangelhaftigkeit kundgeben; was die

Unvollkommenheit ihrer Zeichnungen betrifft, so erklärt sich dieselbe, wie schon Eingangs dieses Aufsatzes erwähnt, durch die von ihnen geltend gemachte Ansicht, daß Gegenstände nur so dargestellt werden dürfen, wie sie wirklich sind, nicht aber, wie sie dem Auge erscheinen. Deßhalb malen sie Arme oder Beine immer in gleicher Länge, wie auch deren Stellung seyn möge, und ihre Bilder zeigen nicht den mindesten Versuch zu Verkürzungen. Einigermaßen mag diese Fehlerhaftigkeit der Zeichnung auch durch ihren Gebrauch veranlaßt werden, jeden Gegenstand so zu entwerfen, als stände er in ganz gerader Richtung vor ihnen. Ihre Schiffe, Vögel u. s. w. sind fast unabweichlich so dargestellt; mag die Zahl der auf einem Bilde zusammen dargestellten Tschonken noch so groß seyn, selten wird man den Schnabel oder Spiegel einer einzigen derselben zu Gesicht bekommen. Wird nach oben angegebener Regel die menschliche Gestalt abgebildet, so muß nothwendig nach dem Entwurfe eines Theiles der Körper gewissermaßen umgewendet werden, damit die Frontansicht anderer Theile erlangt werde, welche bisher nur theilweise sichtbar waren; daher kommt es, daß die Gliedmaßen auf den Bildern häufig den Schein der Verrenkung annehmen.

Chinesische Landschaften sind trotz der herrlichen Farbengebung das Schlechteste, was ihre Kunst hervorbringt; fast allgemein fehlt ihnen die Perspective. Die Gegenstände des Hintergrundes sind in gleicher Größe mit denen, die den Vordergrund bilden, und nicht die kleinste Rücksicht ist auf das durch Entfernung bewirkte Verschmelzen der Farben gerichtet *).

---

*) Vergleiche Ritter's Erdkunde III. Band, Seite 679. „Die Chinesen sind bei Dem stehen geblieben, was eine ältere, ästhetische Theorie einst als höchste Aufgabe der Kunst überhaupt festzustellen beliebte: treue Nachahmung der Natur. Dieser Landschaftstyl am Kiangstrome, mit seinen seltenen Formen, mit den steilsten, barocken Felspartieen, mit den vorübersegelnden Booten, mit den seltsam gebogenen Bäumen und Laubkronen im buntfarbigsten, grellsten Herbstschmuck, der für ein europäisches Klima zur völligen Unwahrheit wird u. s. w., ist derselbe der überraschend treu nachgebildeten chinesischen Kunstarbeiten, und ihr ganzer Farbenton entspricht auf das Frappanteste der Färbung des Kiangufers im Tone der Herbstlandschaft."

Anerkannt ist der Ruf, den die Chinesen im Verfertigen von lackirten Waaren genießen. Geht man z. B. in Canton durch die Straßen und blickt rechts oder links durch geöffnete Thüren in die Läden, so wird man ordentlich geblendet durch den strahlenden Glanz der darin ausgestellten Gegenstände. Man fühlt sich bei dem Anschauen dieser prachtvollen Ziersachen ergriffen von der unendlichen Ueberlegenheit dieser Arbeiten im Vergleiche zu den in Europa gefertigten Nachahmungen derselben; hier in Canton, wo man sie in ihrer ganzen Frische aus den Händen ihrer Anfertiger hervorgekommen erblickt, zeigen sie einen Glänz, der auf der langen Fahrt nach Europa nothwendig durch die Salzfeuchtigkeit der Seeluft etwas leiden muß; denn es ist fast unmöglich, die Einwirkung derselben von solchen Waaren abzuhalten. — Ursprünglich haben die Chinesen diese Kunst den Japanesen entlehnt; noch jetzt führen sie dergleichen Manufacturen in bedeutender Menge von den japanischen Inseln ein. Die chinesische Waare ist reich mit Gold und Figuren im Basrelief ausgeziert; dagegen zeichnet sich das sogenannte Japanmuster durch dickere, glanzreichere Eigenschaft seines Firnisses aus.

In der bildenden Kunst mit dem Schneidmesser übertreffen die Chinesen alle Vorstellung; mit der Hülfe ihrer ganz eigenthümlichen Drechselmethoden erzeugen sie die zierlichsten und sinnreichsten Prunkwerke, die man in irgend einem Theile der Welt findet. Hauptsächlich dient ihnen Elfenbein als Material; doch sind Perlmutter und Schildpat ebenfalls vortreffliche Substanzen, um des Ausschneiders Kunstfertigkeit darzuthun. Wiewohl die beiden letztern in dieser Hinsicht mit dem Elfenbein nicht gleich stehen, wissen diese sinnreichen Bildner doch ungemein treffliche Ziersachen daraus zu fertigen.

Die Porcellanläden in Canton gleichen in ihrer Einrichtung denen, die wir in Europa zu sehen gewohnt sind, nur ist ihr Aufputz und Waarengehalt unvergleichlich prachtvoller. Kostbare Vasen von ungeheuerem Umfang fesseln die Aufmerksamkeit durch den Reichthum und die Schönheit ihrer Färbungen; Pagoden, Springbrunnen und Wasserfälle setzen durch ihre sinnreiche Ausführung in Erstaunen. Kleinere Stücke enthalten im Innern die wunderbarsten Vorrichtungen,

so z. B. die, welche Nachahmungen abwechselnd sprudelnder Quellen oder Wunderröhren sind. Es ist fast unmöglich, anzugeben, zu welchem Zwecke die Chinesen dieses halbdurchsichtige Kunstprodukt nicht angewendet hätten; sie haben nicht nur Pagoden, Tische, Stühle, Schuhe u. dergl. daraus gemacht, sondern dessen Wirkung auch dadurch versucht, daß sie Porcellan zum Rahmenwerke mehrerer musikalischen Instrumente nahmen.

Die Ausfuhr von Porcellan aus China nach Europa hat zwar seit den letzten fünfzig Jahren fortwährend abgenommen; indessen bleibt das chinesische Produkt allem andern noch weit überlegen. Die jährliche Ausfuhr nach europäischen Häfen, in meist feinen Sorten bestehend, beträgt jetzt höchstens den Werth von hunderttausend Gulden; doch für eine viel größere Summe führen die Amerikaner aus. Die grobe Waare dient zum Verbrauch näher gelegener Gegenden; so werden fast alle Speisegeräthe für die Bewohner der östlichen Inseln, für das Birmanenreich, Siam u. s. w. von China geliefert; große Quantitäten davon gehen nach Bombay, um Perser und Araber damit zu versehen. Der Hauptvorzug des chinesischen Porcellans besteht in einer Beschaffenheit so reinen, fein zusammengesetzten Thons, wie er sich außerhalb China nicht findet. Außer dieser besondern Eigenschaft mag der ausnehmende Erfolg auch der Mühwaltung und Sorgfalt zugeschrieben werden, welche dieses gewerbfleißige Volk anwendet, um jeden kleinsten Unrath, das feinste Härchen aus der Masse zu sondern.

In der Provinz Kiang-si ist der große Fabrikort King-te-schin gelegen, der das zierliche, durch die ganze Welt verführte Porcellan erzeugt. Aus der Ferne gesehen, erscheint derselbe wie eine Feuerstadt; am Tage rollen dicke Rauchwolken empor und hüllen die Gebäude ein; Nachts dagegen zeigt er sich wie eine große Feueresse, überall glühend und flammend.

Die Anzahl der Factoreien soll etwa fünfhundert betragen und jede derselben muß eine große Menge Arbeiter beschäftigen, da deren Zahl auf eine Million geschätzt wird. Wiewohl der Arbeitslohn hier, wie in ganz China, ungemein niedrig ist, muß doch jede dieser Facto-

reien einen großen Kapitalaufwand erfordern, weil die Materialien aus beträchtlicher Entfernung herbeigebracht werden und an sich kostspielig sind. Der Grundsatz getheilter Arbeit ist hier zu seiner höchsten Anwendung getrieben; zur Anfertigung einer einfachen Tasse werden siebenzig verschiedene Personen gebraucht, jede derselben ist mit einer abgesonderten Arbeitseintheilung beschäftigt. Einige bereiten Materialien zu, andere geben der Masse die Gestaltung, wieder andere malen, glasiren, brennen u. s. w. Höchst anziehend ist die Betrachtung der mancherlei Umgestaltungen, welche der rohe Thonklumpen erleidet, bevor aus der ungestalteten Erdscholle das zierliche Geschirr hervorgeht; nichts ist geeigneter, von der Entfaltung menschlichen Scharfsinns einen deutlicheren Begriff zu geben, als das Umbilden unbelebter Grundstoffe durch Anwendung der Hülfe von Elementen.

Religion. Sprache.

Chinesische Staatsreligion ist die des Ju oder Confucius. Die beiden andern religiösen Systeme des Schih oder Buddha und des Taou oder Laou-tse waren bloß vorübergehend von den Souveränen begünstigt, und versanken im Verlaufe der Zeit wieder in ihren früheren Zustand der Unbedeutendheit. Die Lehre des Confucius kann sehr geeignet mit dem Namen der Staatsreligion bezeichnet werden, weil sie nicht nur von der Regierung in Ansehen erhalten wird, sondern weil auch das ganze System der Gesetzgebung auf sie begründet und die volksthümlichen Sitten und Gebräuche nach ihren Lehrsätzen geordnet sind. In den Augen der heutigen gelehrten Chinesen ist der Cultus, welchen die sogenannte Staatsreligion dem Himmel, den Schutzgeistern der Erde, den Gestirnen, den Bergen, den Flüssen und den Seelen der Verwandten widmet, eine rein bürgerliche, rein gesellschaftliche Einrichtung, welche keine weiteren Folgen hat, oder deren Sinn doch wenigstens auf verschiedene Weise gedeutet werden kann. Dieser Cultus kennt keine Bilder und hat keine Priester; jede Obrigkeit übt denselben innerhalb des Kreises ihrer Amtsverrichtungen, und der Kaiser ist der Patriach desselben. Es sind übrigens in der Hauptstadt, wie in den größeren Städten der Provinzen, dieser Staatsreligion prachtvolle Tempel erbaut, die eigentlich nichts, als bloße, zu Ehren des Stifters derselben errichtete Monumente sind. In jeglichem großen

Distrikte des Reiches ist ein solches „dem Lehrer von zehntausend Lebensaltern", wie er genannt, geweiht, und zu gewissen Zeiten des Jahres wird ihm vom Kaiser, den Großen und Gelehrten des Landes eine Art heroischer Verehrung gezollt.

Confucius (Kong=fu=tse) wurde im Jahre 550 vor Christus in der Stadt Kio=feu=hien in der heutigen Provinz Schan=tong geboren. Damals befand sich der südliche Theil von China in einer völligen Barbarei, und derjenige Theil, welcher nördlich vom großen Flusse (Yan=tschi=kiang) liegt, war in mehrere Staaten getheilt, die, obgleich eines Ursprungs, einander doch fortwährend befriegten. Sein Vater war der erste Minister des Königs, der das Gebiet beherrschte, in welchem der große Lehrer des Volks das Licht der Welt erblickte. Seine frühere Lebensgeschichte ist in das Dunkel von Sagen gehüllt; er erzählt indeß von sich selbst: „Als ich fünfzehn Jahre alt war, fing ich an, mich dem Cultus der Weisheit zu widmen, und in meinem dreißigsten Jahre stand mein Entschluß unveränderlich fest."

Er durchreiste verschiedene Länder, widmete sich dem Unterrichte aller Klassen und der Verbreitung seiner Lehre, und die Zahl seiner Schüler belief sich auf dreitausend, von denen siebenzig durch Anhänglichkeit an seine Person, sowie durch Gelehrsamkeit und kräftiges Wirken sich auszeichneten. Aufgesucht von den Oberhäuptern verschiedener Staaten, wurden ihm die wichtigsten Geschäfte und Aemter übertragen, bei deren Besorgung er einen ausgebreiteten Ruhm erntete. Dennoch zog er sich nach mehreren Jahren wieder zu seinen Schülern zurück, widmete sich philosophischen Studien und trug einen großen Theil der Schriften zusammen, welche jetzt noch in China als heilige Bücher betrachtet werden. Schon bei vorgerückten Jahren mußte er wegen ausgebrochenen Kriegs nach dem Norden fliehen, und lebte vierzehn Jahre entfernt vom Vaterlande. Dahin zurückgekehrt, starb er am achtzehnten Tage des zweiten Mondes im dreiundsiebenzigsten Lebensjahre, mithin vierhundert siebenundsiebenzig Jahre vor Christi Geburt. Seufzend sprach er einige Tage vor seinem Ende die Worte: „Es stürzt der Berg, der Weise welkt dahin wie eine Pflanze." Unter der Dynastie Han, also lange Jahre nach seinem Tode, wurde er mit dem Titel: Kong, später

auch mit dem Titel: Lehrerfürst, unter der Dynastie Ming aber mit dem Titel: „der heiligste Lehrer der alten Zeit" beehrt, welchen auch die dermalige Dynastie beibehalten hat. Er war wegen seiner Bescheidenheit und Demuth eben so berühmt, als wegen seiner Weisheit und Lehre.

Weil der Charakter der Lehrsätze Kong-fu-tse's, welche Gehorsam und Unterwürfigkeit vorschreiben, wie Kinder sie den Eltern schulden, den Willkürformen damals bestehender Regierungen trefflich zusagte, so war er besonderer Liebling aller der Monarchen, die ihn zu ihren Diensten gebrauchten. Auch ist dieser nämlichen Ursache wahrscheinlich der Erfolg zuzuschreiben, welcher seine Lehre von jener Zeit an bis zum heutigen Tage bezeichnete. Der Confucianismus ist eher eine Philosophie, als eine Religion; aus diesem Grunde steht er auch mit keinem andern religiösen Systeme im Widerspruch, und konnten dieselben neben ihm sich ungehindert in China ausbreiten. Die Katholiken sind in China erst von der Zeit an verfolgt, wo sie das Fundament des Confucianismus, die gesellschaftlichen Institutionen, geradezu untergraben wollten.

Dem Andenken des Kong-fu-tse wird in China so große Ehrfurcht gezollt, daß, wenn sein Name Khu oder Ju in den heiligen Büchern vorkommt, dem Volke untersagt ist, ihn auszusprechen, dagegen geboten, ihn wie Mow zu lesen, ganz in der nämlichen Art, wie das Wort Jehovah von den Juden ehrfurchtsvoll vermieden wird.

Seine Lehre ist philosophisch-pantheistischer Art, und zu verschiedenen Zeiten verschieden erklärt worden. Er ging von der Ansicht aus, daß aus Nichts nichts werden könne, daß somit das Daseyn der Welt ohne Anfang sey; daß das Grundwesen der Dinge mit deren Daseyn im engsten Zusammenhang stehen müsse, daß also auch das Grundwesen von Ewigkeit her bestehe, unendlich, unzerstörbar, gränzenlos und allgegenwärtig sey; daß dieß Grundwesen im blauen Firmamente des Himmels sich abspiegle, und von da aus in Heil und Segen bringenden Wirkungen seine Kraft über die Welt ausgieße. So tritt eigentlich der sichtbar geschaffene Himmel selbst als das Grundwesen der Welt auf, dem zugleich die Chinesen alle sittliche Vollkommenheit

beilegen. Himmel und Erde, von Confucius Vater und Mutter genannt, sind die urgöttlichen Mächte; in der Mitte zwischen ihnen steht der Geist des Menschengeschlechtes oder das Urbild der Menschheit, dem der Mensch in seinem Leben auf Erden nachzustreben hat, um den Heiligen der Vorzeit und jenem großen, der am Ende der Tage erwartet wird, ähnlich zu werden. Der Geist des Himmels, der Geist der Erde und der Geist des Menschengeschlechtes bilden somit die göttliche Dreiheit.

Die Mitte ist der Begriff der Vollkommenheit. Der Zustand, in welchem die Seele vor dem Erwachen der Leidenschaften sich befindet, ist nämlich der der Mitte; nachdem aber diese erwacht sind und das rechte Maaß gewonnen haben, tritt das Gleichgewicht ein. Die Mitte bildet im Weltall den Halt; das Gleichgewicht ist die Bahn für Alle. Aufrecht erhalten im Leben der Menschen, wie im Leben des Weltalls, wird das Gleichgewicht durch die sittliche Kraft des Menschen, der als Weiser oder Heiliger in seiner selbst errungenen Vollkommenheit die rechte Mitte standhaft zu behaupten weiß, und so als werkthätig ordnendes Glied, in Gemeinschaft mit Himmel und Erde, Theil nimmt am Schaffen der Dinge, sie in ihrem Daseyn erhält und den Zustand der Vollkommenheit auch außer sich verbreiten hilft. Gestört aber wird das Gleichgewicht im Leben des Weltalls durch die Sünde des Menschen und durch sein Abweichen von der rechten Mitte; durch Bewahrung der Vollkommenheit in seiner Brust tritt er wieder in dieselbe ein, d. h. in die Mitte zwischen Himmel und Erde. Das erste Glied (Zai) dieser Dreiheit (San=zai) bildet der Himmel mit dem an der Gestirne Lauf sich abspiegelnden Gesetze desselben; das zweite Glied begreift Wasser, Feuer, Metalle, Winde, Donner, Regen, die Glieder der Erde und alle natürlichen Erzeugnisse, und als drittes Glied tritt der Mensch auf, jenes Wesen, das von allem Lebendigen allein mit Erkenntnißvermögen begabt und zum Bösen oder Guten fähig ist.

Die Lehre des Confucius enthält nicht den Begriff eines über diese Dreiheit erhabenen Urgeistes (eines allmächtigen und gerechten Gottes); seine Werke lassen wenigstens nicht errathen, daß eine solche Vorstellung zum bestimmten Bewußtseyn bei ihm gediehen war, und

bei seinen Schülern artete sie in vollständigen Atheismus aus. Confucius führt zwar Alles auf sittliche Verhältnisse und Begriffe zurück; seine ganze Sittenlehre hat indeß eine einseitige Beziehung zur Idee von der Glückseligkeit des Daseyns im Leben der Menschen auf Erden genommen. Das irdische Wohl des Reichs und Volks im Leben der Zeitlichkeit ist es, worin er das Höchste sucht. Aus diesem Standpunkt der religiösen Ideen erklärt sich der heutige Zustand der Chinesen, der ein Produkt seines Systems ist, das einzig das Staatswohl und die individuelle Befriedigung zum Ziele hat.

Die Vorschriften des Confucius über die kindlichen Pflichten haben die Herrscher und Staatsmänner China's stets im Auge gehabt. Die Macht der Kaiser war von dem Augenblicke an verstärkt, wo man sie als auf die Rechte gegründet aufstellte, die ein Vater über seine Kinder ausübt. Die Achtung der Regierung und des Volkes für diesen Grundsatz und für Den, der ihn lehrte, hat alle Revolutionen in China überlebt.

Zum Schluß theilen wir ein Gebet mit, das der jetzige Kaiser Tao-kwang (Ruhm der Vernunft) im Jahre 1832 zur Zeit einer anhaltenden Dürre sprach, und welches damals in der Staatszeitung abgedruckt war.

„Ich," so betete der Monarch, „der Minister des Himmels, der ich über das menschliche Geschlecht gestellt wurde, um es zu regieren, und für die Ordnung der Welt und die Ruhe des Reiches hafte, ich werde von Kummer verzehrt und zittre vor Angst; alle Heiterkeit flieht mich, und demungeachtet ist noch kein ergiebiger Gußregen erfolgt. Bin ich denn nachläßig gewesen in Opfern? Haben Stolz oder Verschwendung mein Herz beschlichen? Habe ich den Geschäften der Regierung nicht die gehörige Aufmerksamkeit gewidmet? Habe ich sonst die Pflichten meines heiligen Amtes verletzt, Unterdrückten kein Gehör geliehen und Dürftige in den Gräben verhungern lassen? Knieend bitte ich daher den kaiserlichen Himmel, mir meine Unwissenheit und Dummheit zu vergeben, damit nicht Tausende von Schuldlosen um meinetwillen, aus Verschuldung des Einzelnen, zu Grunde gehen. Meine Sünden sind so zahlreich, daß ich ihren Folgen nicht zu

entgehen hoffen kann! — Der Sommer ist vergangen und der Herbst ist da; unmöglich ist's, länger zu warten. Knieend flehe ich zum kaiserlichen Himmel, mich der Befreiung zu würdigen!"

Die letzten Ereignisse begünstigen das Studium der chinesischen Sprache in solchem Maße, und ihre Kenntniß verbreitet sich in solcher Ausdehnung, daß man annehmen kann, sie werde im Verlaufe kurzer Zeit im Osten allgemein verstanden und den Reisenden dort eben so nützlich seyn, als es die englische oder französische Sprache in Europa ist. Bedenkt man ferner, daß die chinesische Sprache das Mittel ist, durch welches vierhundert Millionen Menschen, die ein Land bewohnen, das größer als ganz Europa ist, sich gegenwärtig ihre Gedanken mittheilen, so gelangt man zu der Ueberzeugung, von welchen wichtigen Folgen die Verbreitung dieser Sprache unter den Europäern begleitet seyn wird. Wer nur einige hundert chinesische Worte zu schreiben versteht, kann sich in einer Landesausdehnung von zweitausend (englischen) Meilen Breite, nämlich von Japan im Norden bis Cochin-china im Süden, verständlich machen.

Die protestantischen Missionäre, hauptsächlich unter ihnen die Engländer, haben in der neueren Zeit Außerordentliches für die Kenntniß einer Sprache gethan, welche bisher für die schwierigste unter allen gehalten wurde. Durch ihre Arbeiten ist das Verständniß ihrer außerordentlich reichen Literatur möglich geworden, und es ist kaum zu bezweifeln, daß die größere Zahl der besten in chinesischer Sprache vorhandenen Bücher innerhalb weniger Jahre in Europa eben so bekannt seyn wird, als in dem Lande, welches sie hervorbrachte.

Diese Sprache gehört zu denjenigen asiatischen Sprachen, welche man die einsylbigen zu nennen pflegt. Die chinesischen Wörter, oder vielmehr Charaktere, repräsentiren Begriffe, ohne sie, wie die unsrigen, zusammen auszusprechen. Es gibt sechs Schriftarten, Schriftformen, Ausdrucksarten, ungefähr wie wir unsere römischen, gothischen, italienischen Buchstaben haben. Die currente Schreibart, die einer alphabetischen ähnlich sieht, ist jedoch wesentlich davon verschieden, denn die Chinesen

setzen die Charaktere in senkrechten Colonnen unter einander. Auf die bildliche Schönheit ihrer Schriftcharaktere verwenden sie große Sorgfalt; nichts gleicht der saubern Eleganz ihrer Briefe und Billets, welche auf Prachtpapier von verschiedenen Farben, „Blumenblätter" von ihnen genannt, geschrieben werden. Jedes Schriftzeichen nimmt darauf ein genaues Quadrat ein, aus wie vielen Strichen es auch bestehen möge. Es gibt zweihundert vierzehn Grundcharaktere, deren Zusammenstellung mit andern Charakteren die ganze Schriftsprache bildet. Die Totalsumme der verschiedenen Sylben in der gesprochenen Sprache übersteigt nicht vierhundert, aber sie werden durch die, dem Ohre eines Eingeborenen sehr bemerkliche Betonung so verändert, daß die Zahl sich sehr vermehrt. Dergleichen Töne haben sie wesentlich vier, den ebenen (gleichen), den hohen (scharfen), den schneidenden (gedehnten), den einführenden (kurzen), denen sie auch noch einen tieferen ebenen, als fünften, beisetzen. Diese Armuth ihrer Sprache gibt den Chinesen den Anschein eines sehr ernsten, zurückhaltenden Volkes; oft sitzen Eingeborene längere Zeit bei einander, ohne nur ein Wort auszutauschen, und wenn sie sprechen, wird der Sinn mehr durch Beachtung ihrer Gesichtszüge und Gliederbewegungen entnommen, als aus articulirten Tönen, die laut werden.

Das pasigraphische System, welches der geschriebenen Sprache untersagt, durch alphabetische Zeichen die Töne der gesprochenen Sprache wiederzugeben, ist ein Geheimniß der chinesischen Politik, eine der Hauptursachen ihrer Unveränderlichkeit. Sie erhält die Kindheit des Volkes und macht, daß die etwas höheren Ideen fern von ihm bleiben. Die gesprochene und zurückgesetzte Sprache nimmt an den Fortschritten, welche in einer andern Sphäre geschehen, keinen Theil, und die auf ihre herkömmlichen Zeichen beschränkte Schriftsprache findet nur mit Mühe für neue Ideen und Eindrücke neue Formeln.

Malte Brun sagt hierüber: Bringt man die Fundamentalideen in irgend eine Ordnung, und classificirt unter diese Mutterideen alle andern Ideen, welche sich aus der gewöhnlichen Sprache ergeben; gibt man jeder Mutteridee ein einziges willkürliches Zeichen, und läßt diese Zeichen, die wirklichen Schlüssel der Sprache, die feste Basis anderer

gleich abstracten und willkürlichen Zeichen seyn, welche die untergeordneten Zeichen andeuten, so hat man die Gelehrtensprache China's. Ihre Schlüssel, zweihundert vierzehn an der Zahl, und die andern davon abgeleiteten Zeichen, mehr als achtzigtausend, drücken nicht Wörter, sondern Ideen aus; sie sprechen nur zu dem Auge und zu dem Gedächtnisse; die Phantasie wird dadurch nicht geweckt, und die Stimme würde nicht den hundertsten Theil davon ausdrücken können. Die Schönheit eines Gedichts besteht darin, daß es nicht durch die Declamation wiedergegeben werden kann, und die Gelehrten des Landes unterhalten sich mit einander, indem sie mit ihren Fächern in der Luft Charaktere beschreiben, welche durchaus keinem Worte der gesprochenen Sprache entsprechen.

Merkwürdig ist die große Zahl von Personen, welche in China mit der Literatur vertraut sind. Fast die Hälfte der männlichen Bevölkerung kann lesen und schreiben, und die Zahl Derer ist groß, welche sich literarischen Ruhm erwarben. Die weit ausgedehnte Verbreitung der Gelehrsamkeit in China ist dem eingeführten Systeme gelehrter Prüfungen zuzuschreiben, ohne die Niemand zu einem öffentlichen Amte zugelassen wird, die aber Jedem offen stehen. Der Hauptprüfungen sind vier: die erste in der Hauptstadt des Bezirks, die zweite in derjenigen der Provinz, die dritte in Peking und die vierte in dem kaiserlichen Palaste, immer eine strenger, als die andere. Ebenso sind der gelehrten Würden nach diesen vier Prüfungen auch vier; bei der ersten heißen die Titel: Siu-than, Männer von gebildeten Talenten; bei der zweiten: Kiu-tschin, erhabene Personen; bei der dritten: Thie-si, ausgezeichnete Gelehrte; bei der vierten: Han-lie, der „Wald der Pinsel", oder das „Nationalinstitut".

Laden eines Laternenhändlers zu Peking.

Es gibt Gebräuche und Lebensgewohnheiten, die so alt sind, als Königreiche, und sich in dunkler Vorzeit verlieren, allgemach aber mit dem Nationalcharakter eines Volkes so identificirt werden, daß man einen solchen Gebrauch oder Gegenstand nicht nennen kann, ohne des Volkes zu gedenken, bei dem er vorzugsweise heimisch ist. Eine solche Volkseigenthümlichkeit sind die chinesischen Laternen. Jeder Fußgänger in den Straßen einer Stadt oder außerhalb derselben ist gehalten, mit einbrechender Dämmerung eine Laterne zu tragen, worauf sein Name und Wohnort geschrieben sind; verletzt er dieses Gebot, so unterliegt er der Gefängnißstrafe, bis der Ausspruch des Mandarinen anders über ihn verfügt. Jedes Fuhrwerk hängt ebenso die Nationallampe aus, daher das schöne Schauspiel, was die von Lichtern strahlenden Flüsse gewähren, wenn man Abends eine Wasserfahrt auf denselben macht.

Die Wirkung einer solchen tausendfarbigen Beleuchtung ist höchst sonderbarer Art, so malerisch der Anblick auch zuweilen ist. Als ein Theil von Lord Amherst's Gefolge (er wurde von England im Jahre 1816 an den kaiserlichen Hof gesandt) auf geringem Fuhrwerk nordwärts nach der Kaiserstadt gefahren wurde, war jeder Wagen mit einer schmalen rothen Papierlaterne versehen, was in dem langen Zuge einen auffallenden Anblick gewährte. Einst war es bereits Mitternacht geworden, als der Zug in der nächsten Umgebung einer stark bevölkerten

Stadt anlangte; aber selbst zu dieser ungewohnten Stunde hatte Neugierde die Bürger des himmlischen Reiches wach gehalten. Eine dichte Volksmenge drängte sich auf der Straße; Jeder aus ihr trug die schmale ovale Laterne mit seinem Namen, wie es das Gesetz vorschreibt, und war bemüht, vermittelst des Lichtstrahls, den sie warf, einen Ueberblick vom Zuge zu erhalten. Vermittelst der durch so viele Laternen hervorgebrachten Lichtmasse gelang es den Engländern, die sie umgebende Menge, sowie den Charakter und Baustyl der Städte zu betrachten, durch die sie ihr Weg führte. Ueber kahle, lichtbestrahlte Köpfe hinweg fiel ihr Blick unwillkürlich auf freie Plätze mit vergoldeter Einfassung, die sich vor den Vorderseiten der Häuser erstreckten, und das Licht von mehr als zehntausend Laternen zurückgaben.

Eine solche Verwendung des nationalen Emblems ist ziemlich unschädlicher Art, wie auch das Aufhängen von Laternen in Privatwohnungen oder öffentlichen Tempeln; dagegen aber sind die Kriege im neunzehnten Jahrhundert zu zerstörender Natur, um länger den Gebrauch von Papierlaternen zu gestatten. Diese Erfahrung machten die Chinesen erst dann, als die Fregatte Alceste, unter dem Commando des Capitäns Marwell, die Bocca Tigris forcirte. Sowie sich die Engländer den Batterien von Anung-hoy näherten, erschien die ganze Linie der Wälle dieser Festung in glänzender Beleuchtung, und die Chinesen begannen stark auf die englischen Kriegsschiffe zu feuern. Eine mit großer Präcision gegebene volle Lage ward jedoch zu einer furchtbaren Lehre für die Chinesen, indem sie solche Verheerung in ihre Reihen brachte, daß die Batterien in einem Nu verlassen und die von den Zinnen blinkenden Lichter verlöscht waren. Jetzt wäre ein Rückzug, unter Benützung der Dunkelheit, das Rathsamste für die Chinesen gewesen; statt dessen aber griffen die unbehülflichen Tartaren, **more patrio**, zu ihren Laternen, und suchten damit die steile Seite des Berges, der das Fort überhängt, zu erklimmen. Ist nicht der Wüstenvogel, der seinen Kopf unter dem Flügel birgt, damit ihn seine Verfolger nicht bemerken, verständiger, als ein Chinese, der, mit seiner brennenden Laterne in der Hand, vor den britischen Scharfschützen zu entfliehen sucht? Auch würde jene Nacht der Besatzung von Anung-hoy

in hohem Grade verderbenbringend geworden seyn, hätte nicht der Anblick einer solchen Anzahl kahlköpfiger, langbezopfter Chinesen, wovon ein Jeder mit einer ungeheuren farbigen Laterne, die ein vortrefflicher Zielpunkt gewesen wäre, so eilig als möglich den Hügel zu erklettern suchte, einen solch lächerlichen Anblick geboten, daß sich die englischen Seeleute in ihrer Heiterkeit nicht einmal zu einem Schusse auf die transparente Beleuchtung entschließen konnten.

Sowohl die Form als das Material, aus dem die Laternen bestehen, sind sehr verschiedenartig. Jede mathematische Figur — sey sie nun sphärisch, vier-, fünf- oder sechseckig — wird dazu benützt; das Gestell besteht theils aus Holz, theils aus Metall und Elfenbein; die Zeichenmuster gehören zu dem prachtvollsten, was der feinste Geschmack seit Jahrhunderten dafür aufzuweisen hat. Bei den wenigsten findet sich Scheibenglas, das nur zu Spiegeln dient; es wird durch zahllose andere Substanzen ersetzt. Als solche führen wir an: Horn, Seide, Austernschalen, Papier und Gaze, die mit einem dichten Firniß überzogen ist, den man aus der gigartina tenax, einem Seegras, gewinnt, das im indischen Archipel häufig ist.

Die Laternenfabrikation ist ein sehr gewinnbringendes Gewerbe, und schwer ist zu bestimmen, welcher Zweig, ob die vollendete Bearbeitung des Horns oder der reiche Farbenschmuck und die Verzierung mehr Bewunderung verdienen. Ein Laternenmaler nimmt in der chinesischen Kunst keinen niedrigen Rang ein; er ist zugleich ein sehr fertiger Zeichner und Meister seiner Farben. Bloß heitere Farben und die lieblichsten Gegenstände, seyen es nun Landschaften oder Figuren, werden zum Schmuck dieser Laternen für geeignet gehalten, mögen sie nun dazu bestimmt seyn, eine dem Stifter ihrer Staatsreligion geweihte Halle oder einen Götzentempel zu erleuchten.

Der Laden eines Laternenhändlers ist gemeiniglich der Ort, wo sich chinesische Stutzer versammeln. Da der Luxus in diesem Artikel keine Gränze hat, indem der ganze Raum chinesischer Staatszimmer damit angefüllt wird, so findet ein sehr starker Verbrauch darin statt, und der Eifer der Fabrikanten in Erfindung neuer Formen und Zeichnungen wird stets wach erhalten. Letztere wechseln indeß nach den

Jahreszeiten, und es gehört daher zu den häuslichen Obliegenheiten eines Mandarinen, diese Läden in den geeigneten Perioden zu besuchen und darin das Neueste für seine Frau und Töchter zu kaufen.

Im englischen Museum wird eine Laterne gezeigt, wie sie bei besonders feierlichen Gelegenheiten in China ausgehängt werden, und die der Conservator folgendermaßen beschreibt: „Ihre Höhe ist zehn Fuß, ihr Durchmesser vier; das Gestell ist reich ausgeschnitten und vergoldet; die Seiten sind mit Scharlach und weißer, prachtvoll gestickter Seide bedeckt; Quasten und Perlenschnüre, die von jeder oberen Ecke herabhängen, entsprechen in Pracht dem Uebrigen; der scharlachseidenen Quasten, die daran angebracht, sind nicht weniger, als zweihundert achtundfünfzig. Mit einem Worte, diese Laterne ist so vollkommen, als sie das reichste Schnitzwerk, der glänzendste Schmuck nur immer machen konnte."

Vermöge des undurchsichtigen Materials, aus dem diese Laternen bestehen, und dem Ueberfluß ihrer Bekleidung und Verzierung, ist ihre Beleuchtung nur sehr unvollkommen. Die Lampe besteht bloß aus einem baumwollenen Dochte, der mit Oel getränkt ist; wollen die Chinesen eine größere Lichtkraft hervorbringen, so vermehren sie die Zahl der Dochte. Das gewöhnlich gebrauchte Oel ist vorzüglich, gibt wenig Rauch und brennt hell. Sie gewinnen es aus der bei ihnen heimischen Erdeichel, arachis hypogen; den ärmeren Klassen dient es als Surrogat für Butter.





HAFEN VON HONG-KONG

Hong-kong.

Hong-kong ist seit den letzten Ereignissen der wichtigste Handelsplatz des Ostens geworden; für den Handel von Sing-hai, Ning-po, sowie für Canton, dient es als Entrepot, und die englische Colonie ist in außerordentlich raschem Aufschwung begriffen.

Hong-kong, die östlichste Insel eines Felsenarchipels an der Mündung des Cantonflusses, und vierzig englische Meilen von Makao gelegen, besitzt einen sichern und bequemen Hafen, der nach dem Ausspruche der ersten Seeleute in der übrigen Welt seines Gleichen nicht findet. Hier suchten englische Schiffe, während der letzten Händel von Canton ausgeschlossen, ihre Zuflucht. Die Insel hat das reinste Wasser, das man von den Klippen des Liong-tiong, oder der zwei Gipfel, in einer Reihe von Wasserfällen herabstürzen sieht. Ein natürliches Felsenbecken nimmt es an der Bucht auf, und der Ueberfluß fließt schäumend in die offene See ab. Von dieser Quelle, Hiang-kiang, der duftende Strom, oder Hong-kiang, der rothe oder glänzende Gießbach geheißen, leitet man den Namen der Insel ab; wahrscheinlich rührt er von durstigen Seeleuten her, die vor Jahrhunderten frischen Wasservorrath hier einnahmen, und aus Dankbarkeit ihr denselben verliehen. Die Insel ist an einer Stelle acht englische Meilen lang, ihre Breite beträgt indeß nur fünf. Die auf derselben befindlichen Berge sind steil und anscheinend unfruchtbar; ihre Form ist konisch; die durch sie

gebildeten Thäler enthalten Felder, worauf der beste chinesische Reis wächst. Das milde Klima befördert diese Fruchtbarkeit, und der Ackerbau ist sehr blühend. Die chinesischen Bewohner, deren Zahl nicht über viertausend beträgt, sind arm, aber zufrieden und arbeitsam; wer nur immer Gelegenheit hatte, den Amtsstolz der Mandarinen in andern Theilen China's zu erfahren, würdigt sicher nach Verdienst den gutmüthigen Charakter und die gastfreundliche Uneigennützigkeit der Ackerbauer und Fischer Hong-kongs. Gegen Süden bemerkt man am Seeufer einige Hütten und die kleine Stadt Tscheck-tschu, wo ein Mandarine und seine Myrmidonen gewöhnlich residiren. In den letzten fünfzig Jahren sahen diese betriebsamen Inselbewohner zweimal große europäische Flotten vor Anker in ihrem Hafen; im Jahre 1816 landete hier die Expedition unter Lord Amherst, um Wasservorräthe zu sammeln und Dollmetscher an Bord zu nehmen; später war die Insel mehrere Monate lang der große Opiummarkt. Das Hinduproduct ward hier in den großen englischen und amerikanischen Waarenlagern aufgespeichert, um bei günstiger Gelegenheit auf andere Schiffe, die nach chinesischen Häfen segelten, verladen zu werden. In Folge eines besondern Vertrags, den der Oberaufseher des englischen Handels und der chinesische Bevollmächtigte abschlossen, ward die Insel Hong-kong während des Waffenstillstands an England abgetreten. Wenige Monate darauf schätzte man den Zuwachs dieser neuen englischen Colonie, „Queen-town" genannt, bereits auf achttausend Seelen, und die Bevölkerung der ganzen Insel auf fünfzehntausend. Definitiv fand die Abtretung am 29. August 1842 statt, als die britische Armee vor den Thoren von Nanking dem himmlischen Reich den Frieden vorschrieb.

Sowohl als Handelsentrepot und sicherer Hafen für die Schifffahrt in den östlichen Meeren, wie als militärische Position, die die Mündung des Cantonflusses beherrscht, ist Hong-kong von höchstem Werthe; da die Insel indeß zu weit von den producirenden Theilen China's entfernt ist, so kann sie niemals zu einem für den chinesischen Exporthandel wichtigen Platze werden. Ihre Bucht ist die herrlichste Rhede des Ostens; nordwestlich von der Insel und dem festen Lande gelegen, gewährt sie südlich durch den Lemma-Canal eine weite,

bequeme Einfahrt, sowie westlich durch die Meerenge von Cap-sing-mon und östlich unterhalb der Halbinsel von Co-lun. Als Capitän Elliot durch einen öffentlichen Erlaß Hong-kong für eine englische Besitzung erklärte, ließ er am südlichen Ufer den nöthigen Boden für die Stadt Queen-town abstecken, wo auch wirklich, wie durch Zauber, ganze Straßen entstanden. Der harte Granit, den man allgemein auf dieser Insel findet, begünstigt den Aufbau von Häusern in hohem Grade, und binnen kurzer Zeit wird sie eine der blühendsten Colonien Großbritanniens werden. Längs des Ufers erstrecken sich bereits die herrlichsten Villen, mit der Aussicht auf die Bucht, und von hier aus genießt man die erfrischenden Winde, die aus dem Weltmeere wehen. Unterhalb der Bergreihe, die zur chinesischen Gränzmarke dient, ist die Halbinsel Co-lun. Einige Zeit neutral erklärt, wurde ihr Gebiet indeß von den Chinesen verletzt, bis die Engländer sie besetzten, und einem chinesischen Fort, das sich darauf befindet, englische Besatzung und den Namen „Königin Victoria" gaben.

Die Chinesen sind keine seefahrende Nation; ihre Schifffahrt erstreckt sich bloß auf breite Ströme, Canäle und ruhige Seeen und die hie und da unwirthbaren Küsten ihres großen Reichs; mag es nun von natürlicher Scheu vor aller Berührung mit dem Ausländer oder aus andern Gründen herrühren, genug, sie versuchen selten ihr Glück auf dem großen Ocean, wie andere Völker. Für solch' unerfahrene Seeleute, wie die Chinesen, mußte daher die Meerenge von Hong-kong mit seinem schützenden Hafen von allergrößtem Werthe seyn; diesem Umstand verdankte daher auch das kleine Fort Co-lun mit zwei Batterien seine Entstehung. Die Engländer haben indeß seit ihrer Besitzergreifung die höchst unwirksamen Geschütze derselben durch neue europäischen Gusses ersetzt, und mit europäischen Artilleristen bemannt, so daß Co-lun einer ansehnlichen chinesischen Flotte mit Erfolg widerstehen könnte.

Ein Haupterwerbszweig der Inselbewohner besteht im Behauen und in der Ausfuhr von Granitblöcken, da, wie oben erwähnt, Granitformation auf der Insel besteht. Hauptsächlich aber der Fischfang ist es, womit sich die ärmere Klasse ernährt.

Ergeht man sich am Ufer, so sieht man hie und da eine einsame Hütte dicht an den Wasserrand gebaut, vor deren Eingang sich eine Art Maschinerie, ein mit zwei Rädern in Verbindung gebrachter Haspel, befindet. Dieses Instrument fehlt nirgends auf Hong-kong, und macht einen unerläßlichen Bestandtheil seiner ländlichen Scenerie aus. Es ist nämlich ein Fischerapparat, wie ihn nur Chinesen erfinden und beibehalten konnten, nachdem sie europäische Fischerwerkzeuge gesehen hatten. Dieser Haspel wird mit Hand und Fuß des Fischers in Bewegung gesetzt, um eine Anzahl Seile aufzuwickeln, die im seichten Meeresgrunde vermittelst elastischer Pfosten befestigt sind. An diesen Pfosten ist ein Netz angebracht, das vermittelst der Seile und des Haspels entweder zugezogen oder ausgespannt wird; befindet sich dasselbe unter Wasser, so rudern die Gehülfen des Fischers rasch etwas entfernter seewärts, indem sie auf Gongs (eine Art Trommeln) schlagen, laut rufen und durch alle Arten Getöse den Fisch so zu ängstigen trachten, bis er sich in der Richtung des ausgespannten Netzes befindet. Diejenige Person, die am Haspel steht, hat inzwischen all' dieß mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtet; kaum fühlt sie aus einer leichten Bewegung des Netzes, daß der Fisch sich in tieferes Wasser zu begeben sucht, so wird das Netz langsam zugezogen, und die Ruderer eilen hinzu, um den Zug in Empfang zu nehmen. Zwei Grundsätze der Empirik scheinen von diesen Naturkindern in Anwendung zu kommen; der eine ist der, daß sich Töne außerordentlich schnell unter dem Wasser fortsetzen; der andere, daß der Fisch in Folge seines Instinkts stets der Gefahr dadurch zu entkommen trachtet, daß er die Tiefe sucht, niemals die Oberfläche des Wassers.

Was auf solche Art gewonnen wird, kommt nicht auf den Markt von Queen-town zum Verkaufe, indem es selten zur Ernährung der Fischerfamilie hinreicht. Uebrigens trägt diese einfache Nahrung, in Verbindung mit der besten Sorte Reis, die man in ganz China findet, dazu bei, aus den Bewohnern dieser seeumschlossenen Insel ein gesundes Völklein zu machen, worauf das Auge des Fremdlings mit Vergnügen weilt.

Ein sehr zahlreicher Theil des chinesischen Volkes lebt vom

Fischfange *). Alle Strommündungen und Meeresküsten wimmeln von Fischerbooten; der Fremde, dem nicht vergönnt ist, in's Innere des Landes zu dringen, wäre fast zu glauben versucht, die ganze Thätigkeit dieses Volkes bestehe im Fischfang. Hauptsächlich aber die kurze Meeresstrecke von Hong-kong bis zur Mündung des Cantonstromes bietet der Schifffahrt große Schwierigkeiten wegen der Fischerverpfählungen, die sich in langen Reihen oft bis über die Mitte des Fahrwassers erstrecken. Der Gebrauch ähnlicher Pfahlwerke ist fast bis Canton auf dem Strome gestattet, und macht das Befahren desselben, besonders zur Nachtzeit, für kleine Boote höchst unsicher. Bevor man in die Bocca Tigris gelangt, scheint die ganze weite Wasserfläche besprenkelt mit den schwarzen Köpfen dieser Pfähle, die zuweilen mit dem Wasserstande in gleicher Höhe sind, zu andern Zeiten jedoch hoch über ihn emporragen; starke Taue und Netze sind zwischen ihnen ausgespannt. Viele kleine Nachen, in denen die Fischerfamilien wohnen und leben, rudern zwischen ihnen umher, während Fahrzeuge jeglicher Art den Strom theils aufwärts theils abwärts befahren.

---

*) Vergleiche den Artikel: Das chinesische Volk, im achten Hefte.

Ein Mandarine,

Besuch abstattend.

In den meisten östlichen Ländern sind Portechaisen dasjenige Vehikel, dessen sich Vornehme bedienen, mögen sie in öffentlichen oder Privatangelegenheiten sich irgendwohin begeben. Da die Straßen in äußerst schlechtem Zustande sind und unter der Masse keine Reiselust herrscht, so findet man nur selten Zugpferde und Räderfuhrwerk. In diesem alten und dicht bevölkerten Reiche besteht eine strenge Scheidewand zwischen dem Staatsbeamten und dem stets zum Gehorsam verpflichteten Unterthan; es wird daher Alles aufgesucht, um die Trennung noch vollständiger zu machen. Während die untersten Klassen als auf der Stufe unvernünftiger Thiere stehend betrachtet werden, sieht man den Mandarinen, der seine kleinsten Ortsbewegungen mittelst der seidenen Sänfte verrichtet, niemals zu Fuße gehen. Als der englische Gesandte Lord Macartney gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu einem Besuche des Kaisers nach Zhi-hol in der Tartarei reiste, holte ihn auf der Kaiserstraße der Beherrscher des himmlischen Reiches selbst ein. Er saß in einer Portechaise, und der Aufzug glich ganz dem unseres Bildes. Ein Reitergeschwader mit Bogenschützen ging dem Zuge voraus; hierauf folgte ein von acht Männern getragener Palankin mit Glasfenstern und einem Dache von hellgelbem Tuche; acht andere Träger waren bestimmt, die ersteren zu ersetzen. Den





Zug schloß eine Anzahl Reiter in gelben Uniformen (gelb ist die kaiserliche Farbe) mit Fahne, Schildträgern und Pickenieren.

Die Verehrung, die jeder chinesische Unterthan, ja selbst die tributpflichtigen Staatsoberhäupter dem Kaiser bezeigen müssen, ist genau vorgeschrieben. Sie besteht in dem San=kuei=kieu=ken, d. h. jeder muß vor der Majestät dreimal niederknien und neunmal die Erde mit dem Kopfe berühren. Niemand darf das Thor zum kaiserlichen Palaste, selbst nicht das zum äußern Palaste, zu Wagen oder zu Pferde passiren; überall, wo der Kaiser erscheint oder auch bloß erwartet wird, läßt man sich nur mit gekreuzten Beinen auf Kissen nieder; Niemand setzt sich auf einen Stuhl. Erhält man in der Provinz eine kaiserliche Depesche, so brennt man Weihrauch und fällt, mit dem Gesichte nach Peking gewandt, zur Erde nieder. Selbst die Brüder des Kaisers reden nur knieend mit dem Herrscher.

Die Sänften der chinesischen Mandarinen sind meist offen, aber mit Vorhängen und seidenen Quasten versehen; ein silbernes Netz, das häufig mit silbernem Drahte durchzogen ist, bedeckt das rundgewölbte Dach, welches mit einer Kugel oder großem goldenen Knopfe gekrönt ist. Die Enden zweier langen Bambusstäbe, worauf die Sänfte ruht, sind durch Tragseile verbunden, durch deren Schlauf ein kleines Stück Bambusholz gesteckt ist. Die Enden desselben lasten auf den Schultern der Träger, wodurch das Gewicht unter die vier derselben vertheilt ist. Vier andere sind stets bereit, die ersteren abzulösen, sobald dieselben die mindeste Müdigkeit zeigen. Es besteht eine Vorschrift, daß Niemand als die kaiserliche Majestät von acht Männern getragen werden darf.

Dem gewöhnlichen Mandarinenzuge geht ein Trupp Diener voraus, wovon einige in langen Zwischenräumen auf Gongs schlagen, andere in lauten Tönen die Tugenden ihres Gebieters erheben und dem Pöbel zurufen, Platz zu machen; zwei andere mit hohen Mützen von Eisendraht, die mit grauen Federn geschmückt sind, tragen Ketten, das Symbol seiner Macht, die regelmäßig bewegt werden; wieder zwei andere tragen Bambusstöcke; dann folgen einige, welche Ehrensonnenschirme tragen und die beiden letzten haben ein großes Brett,

auf welchem der Titel des Reisenden mit goldenen Buchstaben geschrieben steht. Die dem Zuge begegnenden, oder auch solche arbeitende Personen, an denen sich derselbe vorüberbewegt, lassen die Hände schnell herunterfallen und bleiben mit niedergeschlagenem Blicke in dieser Stellung, bis der vornehme Reisende vorübergetragen ist.

Ist der Zug an dem Thore des Vornehmen, der mit einem Besuche beehrt wird, angelangt, so nähert sich der Zugführer und entfaltet eine lange zusammengefügte Tafel, die roth angestrichen und mit Goldbuchstaben beschrieben ist. In Zeiten der Trauer ist sie weiß und die Buchstaben blau. Er ruft hierauf laut den Namen und Rang seines Gebieters, und meldet den Zweck seiner Annäherung. Die Antwort erfolgt mit gleichem Ceremoniell. Ist der Rang des Besuchenden hoch, so geht ihm der Besuchempfänger bis an die Thüre, ja oft weiter entgegen, im andern Falle empfängt er ihn in seinem Staatsgemache *).

Entfernt sich ein Staatsbeamter, der sich die Liebe der Unterthanen erwarb, für immer aus einem Orte oder einer Provinz, so schenken ihm diese ein Ehrenkleid, das aus Stoffen von allen erdenklichen Farben zusammengesetzt ist. Eine Menge von Menschen begleitet ihn in Sänften, und längs des Weges bis zur Gränze des von ihm verwalteten Bezirks stehen in gemessenen Zwischenräumen Tische mit Früchten und andern Speisen, auch brennt auf jedem Tische ein Weihrauchstock. Einem der letzten Vicekönige aus Canton wurden bei seiner Abreise unter besonderen Ceremonien die Stiefel ausgezogen und mit neuen ersetzt, um jene als kostbare Reliquien aufzubewahren. Diese Ceremonie wurde auf der Weiterreise mehrere Male wiederholt, und man bewahrte auch diese Stiefel mit großer Sorgfalt, obgleich der Reisende sie nur einige Augenblicke an den Füßen gehabt hatte.

Die meisten Reisen werden, wie schon erwähnt, in Sänften gemacht; nur in der Nähe von Peking und Nanking sieht man einspännige Wagen, welche aber sehr unbequem sind. Der Haupttransport

---

*) Ueber die Ceremonie des chinesischen Grußes siehe den Aufsatz: „Nanking" im sechsten Hefte.

von Waaren und Reisenden geschieht auf Flüssen und Canälen. Da es keine eigentlichen Wirthshäuser gibt, so finden die Reisenden wenig Bequemlichkeit. Reisende Beamte übernachten in Regierungsgebäuden (Kong-kuang) oder in Buddhatempeln, wo die Götzen den Beamten Platz machen müssen. Das Reisegepäcke ist sehr einfach; es besteht lediglich aus einer Strohmatte, welche zusammengerollt werden kann, und aus einem Kopfpolster.

In China gibt es keine Postanstalten; Briefe, obrigkeitliche und kaiserliche Befehle u. s. w. werden daher durch expresse Boten besorgt. Ist die Depesche nothwendig, so benützt man die Pferde und fügt eine Feder zum Papier. Ein Bote der letztern Art heißt Fei-ma, d. h. fliegendes Pferd. Kaiserliche Befehle werden von Beamten in besondern Röhren weiter befördert.

Die Pria-granda von Makao.

Die Portugiesen waren einst ein handelsmächtiges Volk; Künste und Wissenschaften blühten in diesem Lande, das sich durch seinen Eifer für die Verbreitung der christlichen Religion auszeichnete. Nehmen wir die architektonischen Wunder Lusitaniens aus, so hat die Zeit auch die letzte Spur von allen diesen Bestrebungen der alten Portugiesen verwischt; dieß ist namentlich der Fall mit allen den reichen Besitzungen, die sie in den östlichen Meeren hatten; eine Colonie nach der andern machte sich vom Mutterlande unabhängig, und das Wenige, was sie heute noch besitzen, ist in schnellem Verfall begriffen. So ist Makao, mit dem einst so mächtigen Handel dieser Stadt, die sonst das stolze Spanien, ihre Nebenbuhlerin im östlichen Verkehre, zwang, den spanischen Pavillon in den chinesischen Meeren vor dem portugiesischen zu streichen und letzteren dafür aufzuhissen, nichts als eine schwache Erinnerung schönerer Tage.

Die Pria- oder Praya-granda ist das hauptsächlichste Ueberbleibsel von dem ehemals glänzenden Makao, und gewährt, vom Meere aus gesehen, einen angenehm überraschenden Anblick. In einer Länge von siebenhundert Ellen erstreckt sich am Ufer in Halbmondform eine Reihe hübscher Häuser. Der Raum zwischen ihnen und dem Wasser dient zu einem mit Steinen abgetheilten Spazierplatz, mit Stufen und kleinen Landungsbrücken, die zu den vor Anker liegenden



DIE PRAIA-GRANDA VON MACAO.



Schiffen führen. Hier befindet sich das Hotel des portugiesischen Gouverneurs und die englische Factorei, zwei große Gebäude; nahe daran das Zollhaus mit der Kaiserflagge. Am Ende der Hochstraße steht das Senatorenhaus, ebenfalls von bedeutendem Umfang, jedoch architektonisch nicht werthvoll. Außer den Gebäuden der Praya-granda bemerkt man Häuser im englischen Baustyl, portugiesische Kirchen mit Glockenthürmen, chinesische Tempel und Wohnungen nach der wunderlichen Art dieses Volks. Die St. Josephskirche, die größte und schönste der zwölf, welche die ersten portugiesischen Colonisten erbauten, ist den Aposteln geweiht und gehört einem der Mönchsorden. Von der See aus gesehen, hat die Stadt keinen chinesischen Anstrich, da die geringeren Klassen dieses Volks in den hinteren Straßen meist einstöckige Häuser bewohnen, welche vor den höheren der Engländer und Portugiesen nicht sichtbar sind. Die Chinesen sind meist Handwerker, Eßwaarenhändler, Makler u. s. w.

Neben dem St. Josephscolleg besitzt Makao ein Gymnasium und einige andere wissenschaftliche Anstalten, sowie auch ein Institut für weibliche Waisen. Am Ende der Praya-granda zeigt man auf geräumigem Gartengrund, casa genannt, eine natürliche Grotte, wo Camoens, einst einer der portugiesischen Richter Makao's, den größeren Theil seiner unsterblichen Luisiade geschrieben haben soll.

Der Ankerplatz für Seeschiffe liegt auf der andern Seite der Halbinsel, zehn (englische) Meilen von Makao entfernt. Die Verbindung mit diesem letztern Orte wird durch Lichterschiffe und Langboote unterhalten. Vor den letzten Ereignissen mußte jedes fremde Schiff, das vor Anker ging, einen Steuermann aufnehmen, der die Bestandtheile seiner Ladung dem Zollhaus declarirte. War der Zoll bezahlt, so durfte das Schiff diejenigen weiblichen Passagiere ausschiffen, welche sich an Bord befanden und denen nach kaiserlichem Willen nicht gestattet ist, weiter auf chinesischem Gebiet vorzudringen. War dieß geschehen, so erhielt das Schiff einen Tschop oder Erlaubnißschein, um die Bocca Tigris zu passiren. Natürlich haben diese strengen Vorschriften seitdem einige Aenderungen erlitten. Der Handel von Makao geht jetzt auf Hong-kong über, sowie derjenige von Canton

sich zwischen die den Engländern durch den Frieden von Nanking eröffneten fünf Häfen theilen wird. Makao ist dadurch für die Zukunft zu fortdauernder Geschäftsstille verurtheilt, die bloß um die heiße Jahreszeit etwas nachlassen wird, wo chinesische Familien aus Canton hierher wandern. Die Portugiesen feiern alsdann mit der ganzen Pracht des südlichen Europa's einen Carneval, um sich für ihren verfallenden Handel in Lust und Schwänken einigermaßen schadlos zu halten.

Gegenüber der Camoensgrotte liegt eine kleine Insel, wo die Jesuiten in früheren Zeiten ein Colleg und Observatorium hatten; jetzt erinnern daran nur noch die Trümmer, welche diesen malerischen und fruchtbaren Punkt bedecken. Die ehrwürdigen Väter hatten ihn klug für ihren Wohnsitz ausersehen, da er vor dem Monsun schützt, der der Schrecken der im Hafen liegenden Schiffe ist. Es gibt indeß außer den oben erwähnten Gründen noch eine natürliche Ursache, die den Handel von Makao dem Verfall entgegenführt: dieß ist der Umstand, daß der Hafen dieser Stadt immer mehr versandet. Als Beleg für diese Behauptung führen wir an: Als Lord Anson Makao berührte, warf sein Schiff auf der einen Seite des Hafens in der Nähe der vier Inseln Anker und lag dort hinlänglich gesichert; heute wäre es einem gleich großen Schiffe geradezu unmöglich, in den Hafen einzulaufen.

Die chinesische Seidenzucht und der Seidenhandel in China.

Es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Seidenmanufactur chinesischen Ursprungs ist; den ältesten Büchern dieses Volkes zufolge ging der Himmelssohn mit dem Beispiel der Ermunterung voran, indem er den Pflug führte, während die Kaiserin den Maulbeerbaum pflanzte. Ein von dem Kaiser selbst ausgegangenes Werk: „über den Ackerbau und das Seidenweben", gibt genaue Anweisung zum Reisbau, von der ersten Cultur des Feldes bis zum Ernten, sowie zum Anpflanzen des Maulbeerbaums bis zum Seidenweben. Die Chinesen sind Anhänger des Nützlichkeitsprincips; sie ehren hoch alle Bestrebungen, die darauf ausgehen, die Mittel zur Ernährung und zur Bekleidung zu vervielfältigen. Bei Verfolgung dieser Tendenz verläugnen sie indeß alle höheren Zwecke der Menschenbildung. Ihr erstes und letztes Trachten ist dasjenige der Befriedigung ihrer animalischen Triebe; sie sind daher, als Volk, ohne tiefes Gefühl, wie ohne Charakterwürde. Der letzte englisch-chinesische Krieg lieferte hiervon einen sprechenden Beweis. Kaum hatte die englische Flotte die Forts von Amoy zerstört, wobei hunderte von Chinesen das Leben verloren, so waren auch schon die Boote ihrer Victualienhändler den englischen Linienschiffen zur Seite, und boten Früchte, Geflügel, Reis und andere Lebensmittel zum Kaufe an. Ein Volk, das dergestalt

seinem Todfeinde, um bloßen Geldes willen, Vorschub leistet, ist sowohl in Masse als individuell der größten Verachtung werth.

In der Woll- oder eigentlich Seidenmanufactur sind die Chinesen erstaunlich geschickt. Mit der ihnen eigenen Sorgfalt verwenden sie die größte Aufmerksamkeit auf die Zucht des Wurms, der dieses werthvolle Material gibt, bis zu dem Augenblicke, wo das Produkt aus ihm gewonnen wird. Die Provinzen Setsch-wen, Ho-quang, Kiang-si und Tschi-kiang, im dreißigsten Breitegrade gelegen, sind zur Seidenzucht vorzugsweise geeignet; hauptsächlich aber blüht sie in den herrlichen und fruchtbaren Thälern der letzteren Provinz, die daher auch die feinste Seide liefert. Wollene Tücher waren der Stoff, den die Chinesen bis zur Zeit Uen-ti's von der Han-Dynastie ausschließlich trugen; seitdem sind Gewänder von Seide mehr im Gebrauche, und bilden die Hauptbekleidung der Reichen. Das Produkt von Tschi-kiang und der Nachbarprovinz Kiang-nan ist am meisten geschätzt, und gilt den doppelten Preis alles übrigen; in Europa wird es dem indischen, türkischen und italienischen vorgezogen *).

Die Hauptaufgabe der Maulbeerbaumpflanzung besteht darin, keine oder doch so wenig Frucht als möglich zu gewinnen, dagegen aber die größte Anzahl junger und zarter Schöße zu ziehen; man läßt daher die Bäume auch nur eine gewisse Höhe und Alter erreichen. Die Aeste werden beschnitten und die Krone des Baumes abgenommen, da man die Erfahrung gemacht hat, daß die jungen Schößlinge zarter und weicher, daher auch nahrhafter sind, als die rauhen Blätter älterer Zweige. Obgleich es mehrere Arten Morus gibt, so werden im Orient doch nur zwei derselben zur Nahrung des Seidenwurms verwandt; die schwarze oder gemeine wächst häufig in Italien, die weiße findet man am zahlreichsten in China; in Persien pflanzt man beide. Der rothe Maulbeerbaum ist bloß in Amerika heimisch, wo man sein Holz zum Zimmern sowie zum Schiffbau verwendet. Die Morus alba pflanzt sich theils durch Samen, theils durch Einleger und Pfropfreise fort;

*) Siehe über die chinesische Ausfuhr dieses Handelsartikels den Aufsatz: Der chinesische Handel, im achten Hefte.

die Samenpflanze ist jedoch bei dieser wie bei andern Pflanzengattungen gesünder, und daher vorzuziehen, obgleich sie eher Frucht gibt.

Große Sorgfalt wird auf die Pflanzung verwandt; der Boden wird zuvor gepflügt und dann mit Asche und Flußschlamm gedüngt, bis er ganz davon durchdrungen ist; in die ungefähr einen Fuß hohen Erdaufwürfe werden sodann in gehörigen Zwischenräumen, meist in's Gefünfte, die jungen Schößlinge gepflanzt. Die Furchen dienen gelegentlich zur Bewässerung, werden aber meist mit andern Pflanzengattungen angefüllt, so daß dem Bebauer kein Fuß Landes verloren geht. In der Vertilgung oder Abhaltung von Insecten sind die Chinesen besonders emsig; sie gebrauchen hierzu starke Oele, und weil der schwache Baum kein Gewicht tragen kann, so werden die Blätter mittelst Doppelleitern gepflückt. Da indeß der Baum durch die Blätter seine Hauptnahrung aus der Luft zieht, und durch das Pflücken derselben eine Krankheit entstehen müßte, so wissen sie dem abzuhelfen, indem sie alles überschüssige Holz abschneiden, und dadurch die Triebkraft wieder vermehren. Kränkelt er trotz dieser Vorbeugungsmaßregeln, oder gibt er mehr Frucht als zarte Blätter, so entfernt man ihn ganz und ersetzt ihn durch eine junge Pflanze.

Der Seidenwurm (**Bombyx**), der **genus Phalaena**, welche Naturforscher »**Phalaena bombyx mori**« nennen, ist der in China heimische. Aus dem Ei, das ungefähr die Größe eines Stecknadelkopfs hat, schlüpft bei gehörigem Wärmegrade ein winziger schwarzer Wurm, der in seinem Wandlungsprozeß, je nach der Species, seine Haut drei- oder viermal verändert. Nach und nach wird er mehr weißlich, mit blauen oder gelben Flecken, frißt nicht mehr und beginnt dann seine Arbeit, die das aus ihm gewonnene Produkt so wichtig in der Natur- und Handelsgeschichte macht. Am ersten Tage seines Schmetterlingdaseyns, das heißt ungefähr am dreißigsten, seitdem er in's Leben gerufen ist, stößt das Insect durch zwei Nasenöffnungen eine Substanz aus, die es an die Stelle klebt, wo es sich durch Zufall oder durch Zuthun des Menschen befindet; am zweiten Tage hüllt es sich vermittelst dieser Nasenforamina in ein eiförmiges Gewebe ein, das es vor feindseligen Insecten und gegen die Kälte der Atmosphäre schützt;

am dritten Tage ist die Verpuppung, der sogenannte Seidencoccon, fertig.

Nach Verfluß von zehn Tagen hat das Insect seine Arbeit vollendet; die zuvor in sich aufgenommene Nahrung ist verzehrt, und es geht nun in die Chrysalis oder die Puppe über, wobei es einige Tage zubringt. Auf natürlichem Wege durchbricht der Gefangene nach Umfluß dieser Zeit, wenn die Puppe gehörig ausgebildet ist, durch den Instinct geleitet, den seidenen Coccon, und erscheint als ein neues, ausgewachsenes und beflügeltes Geschöpf, um in die Lüfte seinen Flug zu nehmen. Auf künstlichem Wege wird diese Reife nur bei denen abgewartet, die dazu dienen sollen, die Species zu erhalten; sorgfältig sammelt man alsdann diese Aurelias oder Motten auf weiches Tuch oder einen andern geeigneten Gegenstand, um darauf ihre Eier zu legen. Vermittelst einer Substanz, die sich an den Eiern befindet, kleben dieselben auf Papier, Tuch u. s. w., worauf sie gelegt werden, an; man braucht sie alsdann bloß in Wasser zu tauchen und trocken abzuputzen.

Bei der Zucht des Seidenwurms ist es unerläßlich, Kälte oder Nässe zu vermeiden; ein plötzliches Geräusch, das Bellen eines Hundes, ein lautes Gelächter, haben schon häufig das Insect zerstört; Massen davon wurden durch lautes Donnern vernichtet. Man trägt daher Sorge, die Hütten, worin diese Seidenwürmer sich befinden, ganz abgeschlossen zu erhalten. Der Umstand, daß die Verpuppung nur bei einem gehörigen Wärmegrad vor sich geht, stellt sich den Fortschritten der Seidenzucht in den nördlichen Gegenden Europa's entgegen. Fünfundfünfzig Grad Fahrenheit ist die geeignete Wärme für die Erhaltung des Eies; bei einem höheren Wärmegrade ist Gefahr vorhanden, daß der Brütungsprozeß schneller geschieht, als das Maulbeerblatt genießbar geworden ist. In denjenigen Provinzen China's, in denen die Seidenzucht ausgebildet ist, betrachtet man als die dafür geeignetste Temperatur die vom 1. Oktober bis 1. November, das heißt bei Sonnenaufgang fünfundfünfzig und Mittags sechsundsechzig Grad Fahrenheit bei heiterer und ruhiger Luft. Fünfundachtzig Grad Fahrenheit ist das Höchste, was der Wurm ohne Gefahr

ertragen kann. China ist daher das Heimathsland für dieses merkwürdige Insect, und sowohl das Klima dieses Landes, als auch die Kultur der Pflanze, wovon es ausschließlich lebt, stehen in bewunderungswürdigem Einklang, um die Seidenproduktion möglichst und in höherem Grade auszubilden und zu vermehren, als in jedem andern Lande der Welt.

Vegetation und Bodenkultur in China.

Die Chinesen sehen den Land= und Gartenbau als eine der ehrenvollsten Lebensbeschäftigungen an. Da überdieß den Landwirthen die größten Auszeichnungen zugetheilt werden, so bewirkt dieß, in Verbindung mit der durch die außerordentlich zahlreiche Bevölkerung erzeugten Nothwendigkeit, daß jeder Fleck des Erdbodens, der einer Verbesserung fähig ist, urbar und fruchttragend gemacht wird, so daß China in jetziger Zeit ein Land darstellt, das vielleicht von keinem andern in irgend einem Theile der Welt in Hervorbringung vegetabilischer Nahrung für das Menschengeschlecht übertroffen wird. Wahrheit ist es allerdings, daß seine Bewohner in der Kunst der Ackerwirthschaft nicht auf die hohe Stufe gelangt sind, deren einige der Völker des Abendlandes sich rühmen dürfen; das Bedürfniß der Ernährung, verbunden mit der den Chinesen eigenthümlichen Emsigkeit, hat sie indeß darin den Bewohnern aller andern Theile Asiens überlegen gemacht. Ihr Fleiß und ihre Beharrlichkeit können der übrigen Welt als Vorbilder dienen; bringen ihre Feldfluren auch nicht so üppige Ernten hervor, als diejenigen der fruchtbareren Länder Europa's, so wird dieß doch durch die Ausdehnung der zum Kornbau verwendeten Grundfläche aufgewogen. Es ist ausgemacht, daß korntragende Ländereien im himmlischen Reiche, nach Verhältniß der Landesgrößen, die der Präsidentschaft von Bengalen oder jedes andern Theils von Indien an Flächeninhalt übersteigen.

Bei der großen Ausdehnung des Kaiserreiches China und bei der eben so großen Verschiedenheit des Klimas und der Oberfläche finden wir dort Repräsentanten fast aller natürlichen Pflanzengeschlechter, von den niedrigsten Gewächsen der arktischen Flora bis zu den Riesenbäumen und Pflanzen des östlichen Indiens. Der Boden, im Allgemeinen fruchtbar, zeigt in mehreren Provinzen die üppigste Vegetation, und es gibt kaum ein Land auf der Erde, das so weite und fruchtbare Thäler hätte, als die sind, welche der Hoang-ho, der Yang-tschi-kiang und einige andere Flüsse im südlichen China bilden; und überall, wo die Natur es irgend verstattet, ist der Boden mit größter Sorgfalt angebaut.

Unter den chinesischen Ackerbauprodukten nennen wir vor allen das Getreide, und zwar zuerst den Reis. Er ist den Chinesen Das, was uns das Brod ist, und es wird in China kaum eine Speise ohne Zuthat von Reis bereitet. Wie wir Morgen-, Mittag- und Abendbrod zu sagen pflegen, so sagt der Chinese: Morgen- und Abendreis. Der Reis bildet auch das Hauptnahrungsmittel der Aermeren, während die Reichen vorzugsweise fremde Naturprodukte auf ihre Tafel bringen lassen, und sie fast zu jedem Preise bezahlen.

In der Regel werden jährlich zwei Reisernten gesammelt. Sobald nach der herbstlichen Ernte die Stoppeln auf dem Felde verbrannt sind, um als Düngerasche über das Land gestreut zu werden, wird der bestimmte Erdraum mit kleinen Erdbänken eingefaßt, darauf wird der Reis dick ausgesäet und der Grund alsdann mit einem oder zwei Zoll Wasser bedeckt. Im Allgemeinen befindet sich die Oberfläche dieses Säegrundes etwas unter dem Wasserstande bei hoher Fluth, so daß zum Zwecke der Bewässerung nur ein Theil der Erdbank geöffnet werden darf; ist die Lage der Fläche aber nicht dazu geeignet, so wird eine kleine Vorrichtung zum Heben des Wassers nöthig. Außer der Erhöhung der Fruchtbarkeit durch Bewässerung werden alle möglichen Dungmittel, als: Menschenhaare, Vogelfedern u. s. w. angewendet.

Schon am Ende des Maimonats wird die erste Ernte gewonnen, die zweite gegen den Schluß des Oktobers. Das Einernten geschieht durch Männer, die im Morast waten, und mit kleinen Sicheln die

Halme abschneiden. Eine große Anzahl ärmerer Leute trägt sodann den geschnittenen Reis in den Armen längs der Hauptstraße hin.

Von einigen Theilen der Reisfelder an Stromufern ist es unmöglich, das Wasser bei hoher Fluth abzuhalten, weil deren Oberfläche unter dem Flußbette ist, und die schlammige Beschaffenheit der Erde das Aufwerfen von Dammrücken verhindert. In solchen Fällen werden die Arbeiten von schwimmenden Leuten verrichtet. Sehr kleine Boote, in welchen die Schnitter sich befinden, werden zwischen das Reisstroh getrieben; diese schneiden die Halmenden ab und legen sie in größere ihnen nachfolgende Boote, von denen sie zum allgemeinen Sammelplatze gebracht werden. So viele emsig arbeitende Menschen, die aus den kleinen Wasserpfaden hervorkommen und wieder darin verschwinden, die zwischen dem hohen Strohwuchs ganz verborgen dahin rascheln, gewähren den seltsamen Anblick von Kaninchen, welche das erste Blattgrün der Saat heimlich abnagen.

Mit einer Sorgfalt, welche die charakteristische Eigenthümlichkeit des chinesischen Volks bildet, wird der Reis in Haufen zusammengelegt, und das Halmenkorn in die Boote am Landungsplatze getragen. Ist dieß geschehen, so erscheint nach Verfluß einer gesetzlich vorgeschriebenen Frist eine Anzahl von Almosen lebender Sammler, die die zurückgebliebenen Aehren emsig auflesen und damit für einige Zeit ihr Daseyn fristen. Haben auch sie den letzten Scheideblick auf die nichts mehr versprechenden Stoppeln geworfen, so wird eine andere Klasse verzehrender Wesen eingelassen, die auch den letzten Rest von Nahrungssäften daraus zu ziehen wissen. Es sind dieß die nirgends in China fehlenden Enten. Chinesische sogenannte Entenboote führen Schwärme davon zu dem verheißenen Lande; die Stufenklappen werden niedergelassen, und das mit Schwimmhäuten versehene Völklein zieht heraus, um das Reisfeld gehörig und nach Lust zu säubern.

Die Chinesen zeichnen sich durch ihre Vegetabilien ganz vorzüglich aus; sie sind so vortreffliche Gärtner, daß zu jeder Zeit großer Ueberfluß von diesen Nahrungsmitteln zu bekommen ist. Yam und süße Kartoffeln sind stehende Gerichte bei ihnen; außerdem pflanzen sie eine große Mannigfaltigkeit von grünen Gemüsen und Salat. Die Anzahl

der Fruchtarten reicht fast an's Unendliche; viele davon sind in Europa wohl nur den Botanikern bekannt. In China findet man die meisten Früchte des Abendlandes, doch gelangen hier nur wenige davon zu gleicher Vollkommenheit; dagegen sind einige der chinesischen Früchte, wie Platanus und Litschi, höchst vortrefflich und fast zu jeder Zeit verspeisbar.

Als Zierpflanzen nennen wir vor allen die geheiligte Seeblume (Nelubium), womit man fast überall die Teiche an den Landhäusern bedeckt sieht. Sie wächst aber auch wild in China; die ärmere Volksklasse labt sich an den Körnern, die einen nußartigen Geschmack haben, und an den Wurzeln, welche ein sehr erfrischendes Nahrungsmittel abgeben. Ferner bemerkt man die herrliche, großblätterige und starkriechende Hortensia, den **Hibiscus Sinensis**, die prachtvolle Aster, die niedliche Primel, die **Glycinia Sinensis** mit lilafarbiger und die **Myrthus tomentosa** mit rosenrother Blüthe. Als weitere heimische Pflanzen China's verdienen angeführt zu werden: die große Päonie mit weißer, rother und gemischter Blüthe; die zierliche Limidore; die Luftblume, eine seltsame Pflanze, welche den Namen der Eigenschaft verdankt, ohne Erde und Wasser fortzuwachsen; die große Alcee; das Negerkraut; die wohlriechende Olive und die chinesische Rose, die kostbarste aller Rosen.

Dergestalt ist die Pflanzenflora außerordentlich herrlich und reich; überdieß gehört die Blumenzucht in Töpfen zu den Liebhabereien der Chinesen, und nie bemerkt man eine Villa oder auch nur eine gewöhnliche Wohnung, ohne daß solche auf der Vorder- und Rückseite und auf den Dachgiebeln mit Blumenbeeten oder einer Anzahl Töpfen geschmückt sind.

Der chinesische Thee, den wir unter dem Namen des schwarzen und grünen Thees kennen, bildet aber das Haupt- und werthvollste Produkt *). Diese beiden Theegattungen unterscheiden sich dadurch, daß das Blatt des grünen Thees etwas dünner, länger und heller ist, als das des schwarzen Thees. Die Hauptverschiedenheit liegt indeß

---

*) Vergl. den Aufsatz im ersten Hefte: Pflanzung und Bereitung des Thees.

in der Zubereitung. Der grüne Thee wird der Wirkung des Feuers weniger ausgesetzt, als der schwarze, und besteht ausschließlich nur aus fleischigen Theilen, während der schwarze Thee viel holzige Fasern hat. Auffallend bleibt jedoch immer der Umstand, daß die Chinesen diejenigen Theegattungen, welche sie zur Ausfuhr bereiten, niemals zu ihrer eigenen Consumtion verwenden, und führt zu dem Verdachte, daß sie den grünen Thee mehr oder weniger verfälschen. Haben doch Chemiker bei Untersuchung mehrerer Proben und Sorten grünen Thees die Gegenwart einer färbenden Substanz erkannt, und findet man mehr und mehr, daß der Thee, besonders aber der grüne, einen schädlichen Einfluß auf das Nervensystem ausübt.

Im Allgemeinen wird die Güte und der Preis des Thees durch die Zartheit und Kleinheit der Blätter beim Pflücken derselben bedingt. Das Sammeln geschieht jährlich gewöhnlich dreimal. Beim Beginne des Frühjahrs pflückt man einen Theil der ersten Knospen, welche noch mit einem weißen, seidenartigen Flaum bedeckt sind. Diese Knospen nennen die Chinesen Pack-ho, das heißt weißer Flaum, woraus der Name Pekoe-Thee entstanden ist. Da indeß das Pflücken dieses Flaums mit Nachtheil für das übrige Erzeugniß der Pflanze verknüpft ist, so bezahlt man denselben eben so theuer, als er selten ist. Nach Verlauf von einigen Tagen liefern die jungen Knospen, wenn sie sich etwas mehr entwickelt haben, den schwarzblätterigen Pekoe. Etwas später erntet man die etwas größeren, aber immer noch dünnen und nicht völlig entfalteten jungen Blätter. Diese geben den Su-chong (Siaotschong), die beste unter den starken schwarzen Theesorten. Ihr Blatt ist gewöhnlich ganz gerollt, und die besten Gattungen derselben werden zuweilen durch die Blüthen des Chlorantus inspicuus und der Gardenia florida parfümirt, und sind selbst in China sehr theuer. Die ausgewachsenen Blätter geben den Congu und Bohea, letztere Sorte nach einem Kreise Fu-kians so genannt, wo diese Theesorte vorzugsweise gefunden wird.

Was die grünen Theesorten anbelangt, so ist der junge Hyson, von Manchen auch Schulan-Thee genannt, in Europa nie oder doch nur sehr selten zu haben. Er besteht aus den jüngsten und allerzartesten

Blättchen der grünen Theestaude, die man beim Erwachen des Frühlings mit größter Sorgfalt pflückt. In China heißt er Yu-tsin, das heißt: vor dem Regen. Die kleinsten und rundesten Blättchen des Hyson geben den Schießpulverthee (gun-powder), wegen seiner Aehnlichkeit mit den Körnern des Pulvers so genannt. Die Chinesen geben ihm den Namen Tschu-tscha, das heißt: Theeperle. Die übrigen grünen Theesorten heißen: Twankay, die wenigst werthvolle, weil aus den ausgewachsenen Blättern der grünen Theestaude gebildet; der Hyson, aus den allerfeinsten Blättern bestehend und nur gepflückt, wenn die Blätter im Frühjahr schon eine gewisse Größe erreicht haben. Die Blätter dieser letzteren Sorte werden alle einzeln gerollt. Das harte, gelbe oder weniger gefaltete Blatt wird dann sorgfältig ausgeschieden, und unter der Benennung: Hysonhaut (englisch: hyson-skin) besonders verkauft.

Bei den feineren Sorten wird nichts versäumt, um dem Thee sein ganzes Aroma und seinen feinen Geschmack zu erhalten. So wird derjenige, welcher am Hofe zu Peking gebraucht wird, auf einem besondern Hügel von ausgewählten Sträuchern gepflückt, wobei nur Kinder und junge Leute gebraucht werden, welche in Handschuhen die jungen Knospen abbrechen, damit diese nicht etwa durch die Hand erwärmt werden und dadurch verlieren.

Die Menge des nach Europa und Amerika über Rußland (Karawanenthee) und Canton ausgeführten Thees belief sich bisher jährlich auf ungefähr fünfundsechzig Millionen Pfund, wovon auf Rußland sechsundzwanzig, auf England und dessen Colonien achtundzwanzig, auf Amerika sechs, auf Holland drei, und auf den übrigen Theil des Festlandes zwei Millionen Pfund kommen. Diese Quantität Thees hat selbst in Canton einen Werth von circa vierzig Millionen Gulden.

Die Baumwolle ist ebenfalls ein für China wichtiges Gewächs. Dieser Strauch ist von uralten Zeiten her in Hindostan und Persien heimisch; von da verbreitete er sich in ganz Asien, und dient jetzt fast ausschließlich zur Bekleidung der ärmeren Klassen. Er bedarf eines fruchtbaren Bodens, und, wo derselbe von Natur nicht sehr ergiebig ist, der Bewässerung. Aus der in China wachsenden gelben Baumwolle

wird der in Europa allgemein bekannte Nanking verfertigt, den wir aber sehr selten ächt bekommen. Die chinesische Baumwolle wird im Lande selbst verarbeitet, ja es werden im Durchschnitt 300,000 Centner aus Ostindien und Nordamerika in China eingeführt. Dort färbt man diese Baumwolle gelb, und liefert uns dann den daraus gefertigten unächten Nanking.

Untern andern in China häufig gefundenen Gewächsen verdienen bemerkt zu werden: die Tabakspflanze, welche über den größten Theil des Reiches verbreitet ist, und der Bambus, dessen Anwendung zu den verschiedensten häuslichen Geräthschaften, sowie zu Schiffssegeln, wir bereits erwähnt haben. Die Chinesen bereiten daraus das bekannte Papier. Um dieses zu gewinnen, schneidet man die Zweige so nah als möglich an der Erde ab, legt sie in Rollen nach ihrem Alter und bindet sie dann in kleine Bündel. Je jünger die Pflanze ist, desto besser wird das daraus bereitete Papier. Diese Bündel wirft man in einen Behälter voll Schlamm und Wasser, und läßt sie einige Zeit darin liegen, damit sie erweichen. Nach dieser Zeit nimmt man sie heraus, schneidet sie in Stücke und bringt sie unter Zuguß von Wasser in einen Mörser, worin man sie mit großen hölzernen Kolben zerstößt. Diese halbflüssige Mischung wird, nachdem sie von ihren groben Theilen gereinigt ist, in einen großen Wasserbehälter gethan und von derselben Mischung so lange hinzugegeben, bis die Masse die Dichtigkeit erlangt, welche zur Fabrikation des Papiers erforderlich ist. Das übrige Verfahren gleicht dem der Papierbereitung in Europa, nur daß solches mit den Händen geschieht, während es in dem industriellen Theile von Europa zum großen Theil vermittelst Maschinen bewerkstelligt wird.

Ein bemerkenswerther Baum in China ist der **Laurus camphora**, welcher eine Höhe von fünfzig Fuß erreicht und starke Zweige treibt. Aus seinem mit Kampher reichlich geschwängerten Holze wird eine große Menge dieses Gummiharzes gewonnen; das Holz des Stammes verwendet man zu Hausgeräthschaften und zum Schiffbaue. Um den Kampfer zu bereiten, werden die frisch abgehauenen Zweige des Kampherbaumes in kleine Stücke zerschnitten, diese dann einige Tage in Wasser eingeweicht und hierauf gekocht, wobei die Masse mit einem

Stabe fleißig umgerührt werden muß, bis der Gummi das Ansehen eines weißen Gelees bekommt; die halbflüssige Masse wird hierauf in ein glasirtes Gefäß gegossen, bis sie nach und nach Festigkeit erlangt. Hierauf schreitet man zur Reinigung des rohen Kampfers. Merkwürdig sind ferner: der Tschie-schu, aus dessen Rinde ein schwarzer Saft dringt, der, der Sonne ausgesetzt, den schönsten schwarzen Lack gibt; der Kroton (Talgbaum), aus dessen Samen, welcher in erbsengroßen Kernen mit drei Zellen enthalten ist, die von einer weißen, in Consistenz dem Talge ähnlichen Substanz umgeben sind, Lichter verfertigt werden; der Seifenbaum, dessen Nüsse die Stelle der Seife vertreten; der Wachsbaum, aus dessen Aesten die Chinesen ein grünes Wachs zu bereiten verstehen, und der Nuwang, der König der Gehölze. Die Rinde dieses Baumes besteht aus drei Holzschichten; die erste ist schwarz, dicht und schwer, und wird Adlerholz genannt; die zweite, Kolambouk, ist leicht wie faules Holz; die dritte, Kolambaholz, hat einen herrlichen Geruch und ist sehr theuer. Die Verwendung der Blätter und des Holzes ist eben so vielfach, wie die des Bambus; die jungen Zweige bilden einen angenehmen Nahrungsstoff, und aus dem Stamme zapft man einen Saft, der einen vortrefflichen Essig gibt.

China ist dergestalt überaus reich an den prachtvollsten, nützlichsten Gewächsen aller Art; seine Bewohner sind ein fleißiges Volk, das die Erzeugnisse des Bodens zu benutzen versteht, und es ist daher nicht abzusehen, welche Schätze aus dem Naturreich für die übrige Welt noch auszubeuten seyn werden, wenn erst das Land dem Handels- und Forschungsgeiste der übrigen Nationen der Erde in größerm Maßstabe zugänglich geworden ist.

Wu-i-schän
oder die Boheatheehügel in der Provinz Fo-kien.

Die Wu-i-schän-Hügel sind berühmt, weil auf ihnen der feinste Thee wächst. Einen hauptsächlichen Reiz verleihen ihnen indeß die Sagen, deren Schauplatz um ihre malerischen Felsengruppen in den zahlreichen und tiefen Höhlungen oder auf ihren wolkenumhüllten Spitzen ist. Der hügelichte Theil von Wu-i begreift gegen Süden des Tsong-nan, im Kreise von Keen-ning-fo der Provinz Fo-kien, sechsunddreißig hohe und weithin sichtbare Felsenmassen von Kalksteinformationen in sich. Mitten durch sie hindurch schlängelt sich der Kiu-köh-ki, oder Fluß der neun Krümmungen, indem er die eigenthümliche Landschaft befruchtet und ihr zugleich malerische Reize verleiht; auch ist jeder vorspringende Punkt dieser Felsen mit irgend einer Sage im Munde des Volkes verbunden oder durch die Dichtkunst besungen.

Diese Hügel haben ihren Namen von einer Gottheit Wu-i-kiu oder Prinz Wu-i, der, der Legende nach, häufig sein Wolkenzelt verließ und sich zeitweise denjenigen der Hügel zu seinem Aufenthalt erkor, der ihm gerade am besten gefiel. Was den Prinzen dazu bestimmte, die Erde aufzusuchen, oder wohin er eigentlich in der chinesischen Mythologie gehört, ist nicht gesagt; in dem heiligen Buche Si-seen-tschuen oder „Ueberlieferungen der Unsterblichen" ist von einem Prinzen mit Namen Tseen-kong die Rede, der zwei Söhne hatte, wovon der ältere Wu, der jüngere I hieß. Seine Krone erbte auf beide; aber





die Sage erzählt bloß von dem ältern, daß er die Regierung angetreten habe. Sein Palast war jedoch allen Sterblichen unzugänglich, indem er auf der höchsten Spitze eines losgetrennten, hohen Felsens stand, der auf allen Seiten senkrecht in die Höhe ging. Bis heute hat noch kein Sterblicher, eben so wenig als zu Lebzeiten des Monarchen, seinen Palast gesehen; denn der Felsen, worauf er stand, Ta-wang-fong oder der Gipfel des großen Königs, auch Tsien-tschu, die Himmelssäule, genannt, hat bis auf den heutigen Tag noch nicht bestiegen werden können.

Einst herrschte in der Provinz Fo-kien eine so große und anhaltende Dürre, daß die Thiere umkamen, die Kornfrüchte erstarben und die ganze Natur die verderbliche Wirkung davon empfand. Das Volk blickte in solch großer Noth zu seinem Fürsten auf, der von der Wu-Dynastie war. Gerührt durch das Vertrauen seiner Unterthanen, nahte sich derselbe durch das Thal des Flusses der neun Krümmungen; auf dem großen abhängigen Felsen, der am Eingange desselben steht und als passender Altar betrachtet werden konnte, opferte er Wein und getrocknete Früchte; zu gleicher Zeit brachte er den Genien des Thales die Erstlinge der Heerden dar, und erflehte von ihnen die Hülfe des Himmels, damit er Regen oder Thau herabsende. Als die religiöse Ceremonie zu Ende war, bemerkte das Volk in der Luft einen Gegenstand, in dem es, als er sich schnell näherte, einen Elfen erkannte, der auf einem Storche ritt. Blitzschnell kam er angeflogen und stieg auf einem der Felsen ab. Diese Erscheinung war von dem erfrischendsten Regen begleitet; das bereits seit Monaten trockene Flußbett füllte sich schnell mit Wasser. Der Genius des Wetters verblieb einige Zeit auf dem Felsen, der seitdem den Namen Sien-hu-yen oder der Thurm des Storches und Elfen heißt, unter welchem Namen seiner auch Tschu-hi, der berühmte Erklärer der Werke des Confucius, erwähnt. In der Nähe des Sien-hu befinden sich verschiedene losgerissene Blöcke; demselben Schriftsteller zufolge dienten sie den Elfen des Felsens, die streng den Umgang mit Menschen meiden mußten, zu Tischen und Lagerstätten.

Der Name so manches dieser Felsen erinnert an Legenden, die

damit verknüpft sind. So unter anderen drei von röthlichem Stein und sonderbarer Formation, genannt die Felsen des untugendhaften Mädchens; der Man-ting-fong oder Felsen des behangenen Pavillons; Tieh-tieh-ting oder Pavillon der eisernen Flöte. Der letzte verdankt seinen Namen dem Orpheus dieser Felsengruppe, Liu-kien-tau, dem Gefährten des Hu-yan, den man beständig auf den Wu-i-Hügeln und Thälern herumwandeln sah, wie er seiner eisernen Flöte himmlische Töne entlockte. Die Töne, die er auf ihr hervorzuzaubern wußte, wirkten der Sage nach eben so wunderbar wie diejenigen des thracischen Musikers; denn sie „durchdrangen die Wolken, und hauchten dem gefühllosen Steine Leben ein.“

Der Name Bo-hea, unter dem der Thee der Provinz Fo-kien gewöhnlich vorkömmt, ist die verderbte Aussprache der Worte Wu-i, die für alle theeproducirenden Landstrecken China's als Benennung gelten.

Chinesische Schifffahrt und Schiffbau.

Die Flußschifffahrt der Chinesen gibt einen glänzenden Beweis von der Betriebsamkeit dieses Volkes; die hierzu bestimmten Fahrzeuge sind zu jedem erdenklichen Zwecke besonders eingerichtet, und entsprechen auf's Vollkommenste den verschiedenartigsten Verwendungen. Ganz verschieden hievon ist dagegen ihre Seeschifffahrt. Die Chinesen der neuern Zeit wagen sich selten in einige Entfernung von den Küsten ihres Landes; ihre weitesten Reisen gehen nicht über Java und südlich über die malayischen Inseln hinaus. In früheren Jahrhunderten sollen betriebsame Kaufleute dieses Reiches in ihren gebrechlichen Tschonken bis nach Ormus und Siraf im persischen Meerbusen gekommen seyn; der heutige Chinese scheint dagegen eine entschiedene Abneigung gegen alle Wagstücke zur See zu besitzen, so wie überhaupt Muth und Todesverachtung nicht seine starke Seite sind.

Einer Sonderbarkeit begegnet man bei ihren Fahrzeugen. Unter den großen Tschonken, schwimmenden Häusern, Tschops und kleinen Fahrzeugen, die außerordentlich zahlreich die chinesischen Ströme befahren, unterscheidet man zwei Klassen, die mit Augen, und solche, die keine führen. Die Stromfahrzeuge gebrauchen dem Anscheine nach dergleichen Organe nicht, aber alle Tschonken, deren Bestimmung die hohe See ist, sind auf jeder Seite ihres Buges mit einem großen gemalten Auge verziert. Dieser Gebrauch scheint sich in die ältesten

Zeiten zu verlieren und auf die Ureinfalt gegründet zu seyn; bei den früheren Bewohnern China's scheint nämlich die Meinung vorgeherrscht zu haben, als ob Seeschiffe, die dem Anrennen gegen Hindernisse mehr unterworfen sind, durch diese großen, sowohl bei Tage als bei Nacht offenen Augen in den Stand gesetzt würden, solchen Hindernissen auszuweichen, wenn der Menschen Augen im Schlafe geschlossen sind. Fragt man einen heutigen Chinesen, wozu diese Augen dienen, so deutet er mit schlauer Miene darauf hin, daß sie das Fahrzeug vor nächtlichem Anprallen gegen andere Gegenstände schützen. Der Anblick einer Anzahl solcher Schiffe, die mit großen, stierenden Augen an den Bugen bemalt sind, ist im höchsten Grade auffallend; man glaubt eine neue, eigenthümliche Art von Wasserthieren zu sehen, die der Mensch durch seine natürliche Ueberlegenheit bezwungen und seinem Dienste unterworfen habe.

Die großen Handels- und Kriegstschonken sind höchst mangelhafte, unbehülfliche Fahrzeuge. Obwohl die chinesischen Handelsschiffe, von denen einige achthundert bis tausend Tonnen Lastfähigkeit haben, durch die in den orientalischen Meeren besonders heftigen Stürme unsäglich leiden, scheint doch ihr Bau in vielen Jahrhunderten keiner Verbesserung gewürdigt zu seyn. Wahrscheinlich ahmten die chinesischen Schiffbauer bei dem Bau der Fahrzeuge natürliche oder nützliche Gegenstände nach. Nach Einigen sollten dieselben den Mond im ersten Viertel darstellen; viel wahrscheinlicher ist jedoch, daß der chinesische Schuh ihr Urbild war, oder daß der Schuh ihnen nachgeformt wurde; denn beide gleichen einander sehr.

Die großen Handelstschonken zeichnen sich hauptsächlich durch die ausnehmende Höhe ihres Vorder- und Hintertheils, so wie durch den gänzlichen Mangel eines Vorkiels oder Wasserbrechers aus. Eine weitere Eigenthümlichkeit derselben ist die Eintheilung des untern Raumes zu zahlreichen Verschlägen, deren jeder von dem andern getrennt und wasserdicht gemacht ist, so daß, wenn auch einer leck wird und sich mit Wasser füllt, dadurch nicht nothwendig des Schiffes Untergang bewirkt wird. Bei eigentlichen Transportschiffen ist indeß eine solche Einrichtung unbequem, da sie das Wegstauen der Ladung erschwert.

Die chinesischen Schiffe führen eine ziemliche Anzahl von Ankern, von denen sie häufigen Gebrauch machen, weil die ganz plattbodigen Fahrzeuge ohne allen Kiel sind, und daher leicht vom Winde an die Küsten getrieben werden.

Die Bollwerke sind sehr hoch, laufen an den Seiten der Poupe zum Stern hinauf, und sind hinten durch Bretter verschlossen, die in ihrer vorderen Ausdehnung ein Taffarell bilden; dagegen sind sie kurz vor dem Vorderschiffe plötzlich abgebrochen, so daß die offenen Vorbuge dem gähnenden Rachen eines Thieres gleichen, dessen Augen zu beiden Seiten desselben sitzen. Das Steuerruder wird häufig in einer, zu dessen Aufnahme offen gelassenen Sternabtheilung gebraucht, bei seichtem Wasser jedoch durch Hülfe von Tauen und Rollblöcken auf den Bord gewunden.

Drei, manchmal vier Maste ragen in unregelmäßiger Weise empor. Der Hauptmast steht in der Regel senkrecht, dagegen neigen der Vorder- und Besanmast sich vor- oder rückwärts, als sollten sie so entfernt als möglich vom Haupte gehalten werden. Die Segel bestehen, wie schon früher erwähnt, aus Bambusgeflechte, und sind mehr oder weniger viereckig gestaltet, daher von keineswegs gefälliger Form; solche, bei denen das eine Ende der Raae um Vieles höher hinauf getrieben ist, als das andere, gewinnen ein gefallsameres Aussehen.

Was indeß die Tschonken zu einem Gegenstande macht, auf dem das Auge mit Vergnügen verweilt, ist deren Bemalung mit schreienden Farben. Der Rumpf aller kleinen Tschin-tschen-Tschonken ist roth und weiß, doch bei den größeren wird mehr Mannigfaltigkeit der Farben vorgezogen; viele in die Augen fallenden Theile derselben sind mit Schreibcharakteren in bunten Farben bemalt, während der ganze Spiegel mit gräßlich grinsenden Gesichtern von Menschen und fabelhaften Thieren überdeckt ist. Flaggen aller Gestalten und jeder Größe hängen von den Mastspitzen herab, einige von dem Hauptmast, andere von Querstäben, und gleichen solchergestalt Wetterhähnen. Es kann nicht fehlen, daß ein so buntes Farbenspiel, verbunden mit dem Bilde reger Thätigkeit und bei dem Anschauen einer sich auf dem Verdeck bewegenden,

in fremde, ihm phantastisch erscheinende Gewänder gehüllten Menge, des Europäers ganze Theilnahme in Anspruch nimmt.

Die meisten größeren chinesischen Schiffe führen vorn große, auf die ausgebreiteten Segel gemalte Buchstaben, wodurch die Rheder oder Eigenthümer bezeichnet werden. Häufig können auch schwarze Flecken in besonderen Ecken der Segelmatte bemerkt werden, die den Hafen angeben, wohin die Tschonke gewöhnlich befrachtet wird.

Die Eigenthümer solcher großen Tschonken sind gemeiniglich Bewohner der Südküsten von Quang-tong und Fo-kien; unter dem allgemeinen Namen Tschin-tschen-Männer bekannt, treiben sie ihren Handel nach Siam, Japan, Cambodja und anderen südlich gelegenen Gegenden, und sind im Ganzen unternehmendere, kräftigere Leute als die Bewohner des Binnenlandes.

Der höchste Grad von Aberglauben scheint indeß bei den chinesischen Matrosen heimisch zu seyn, indem sie niemals ein Segel lösen, noch den Anker aufziehen, ohne gewisse Formen götzendienerischer Anbetung durchzumachen, welche sie zur Sicherung eines glücklichen Erfolges für ganz nothwendig halten. Bei dem höchst mangelhaften Bau chinesischer Fahrzeuge, der sie äußerst wenig befähigt, die See zu halten, ist bei dem Eintreten schwieriger Verhältnisse und wirklicher Gefahr das Anflehen überirdischer Kraft um Rettung allerdings auch fast das einzige Hülfsmittel.

Gützlaff, dessen Angaben über Sitten und Gebräuche der Chinesen als die zuverlässigsten erscheinen, schildert folgendermaßen die abergläubische Verehrung der Meeresgöttin:

„Was unser tiefstes Bedauern mit dem Seelenzustand der Chinesen erregt, ist die Abgötterei, deren geheiligte Gebräuche mit der größten Pünktlichkeit vollzogen werden. Die Göttin der Meere ist Ma-tsu-po, auch Tien-hau oder Himmelskönigin genannt. Nach der Sage war sie eine Jungfrau, die vor Jahrhunderten in Fu-kien, in der Nähe des Districtes Fu-tscho, lebte. Dadurch, daß sie durch eine Art von Wunder ihren Bruder vor dem Ertrinken rettete, wurde sie die Schutzpatronin der Schiffer und unter die chinesischen Gottheiten versetzt. Jegliches Fahrzeug enthält ein Bildniß dieser Göttin, vor

welcher beständig eine Lampe brennend erhalten wird. In scheußlicher Gestaltung umstehen einige Satelliten die stattliche Königin, welche immer in sitzender Stellung abgebildet ist. Tassen mit Thee werden vor sie hingestellt und ihr Altar ist mit Seidenstoffen geschmückt.

Bevor ein Schiff in die See sticht, wird Tien-hau feierlich zum Tempel getragen, wo ihr Opfer dargebracht werden. Der Priester spricht einige Gebete, der Steuermann wirft sich mehrere Male vor ihr nieder, und der Capitän ehrt sie gemeiniglich dadurch, daß er im Staatsanzuge vor ihrem Bilde erscheint. Eine Mahlzeit wird dann zu Ehren der Göttin aufgetragen, welche aber der Steuermann und Schiffscapitän verzehren. Hierauf erscheinen vor der Göttin Schauspieler und Gaukler, die ihre Künste entfalten. Sind diese Feierlichkeiten vorüber, so wird die Göttin unter Musikbegleitung zur Tschonke zurückgetragen, wo der lustige Klang des Gong die alte ehrwürdige Inwohnerin empfängt.

Der Priester, dem die Sorge für die Göttin übertragen ist, darf niemals mit ungewaschenem Antlitze vor ihr erscheinen. An jedem Morgen steckt er Stöcke brennenden Weihrauchs in die Opferbecken, und wiederholt seine Ceremonien in allen Theilen des Fahrzeugs, ohne sogar den Küchenraum davon auszunehmen. Gelangt die Tschonke auf ihrer Fahrt zu einem Vorgebirge oder herrscht anhaltender Gegenwind, so bereitet der Priester Opfer für die Geister der Berge und der Luft. Bei solchen Veranlassungen, aber nur allein bei diesen, werden Schweine und Geflügel getödtet.

Zu diesem Opfer fügt der Priester noch geistige Getränke und Frucht; wie bei allen religiösen Feierlichkeiten der Chinesen, zündet er vergoldetes Papier an, und indem er sich mehrere Male zur Erde wirft, ruft er den Matrosen zu: „Folgt den Geistern!“ worauf diese plötzlich emporspringen und den Rest des Opfers verzehren. Passirt das Schiff die Strommündung, so werden unaufhörlich Papieropfer in der Nähe des Steuerruders ausgeworfen, doch keinem Theile der Tschonke werden so viele Opfergaben gebracht, als dem Compaß; er ist mit rothem Tuche bedeckt, womit ebenfalls Steuer und Kabel umwickelt sind. Weihrauchstöcke werden in großer Menge vor ihm angezündet,

und Goldpapier, in die Gestalt einer Tschonke geformt, wird vor selbigem verbrannt. Die meisten Opfer der Seeleute bestehen in solchen Tschonken aus Goldpapier; bei herrschender Windstille werden sie auf das Wasser zum Forttreiben gesetzt. Folgt darauf kein Wind, so wird angenommen, die Göttin sey übler Laune und man wendet sich an die Dämone der Luft; zeigen sich aber alle diese Bestrebungen fruchtlos, so enden die Opfergaben und mit Ergebung warten die Matrosen.

Diese abergläubischen Gebräuche bringen auf den Europäer eine feierlich ernste Wirkung hervor. In nächtlicher Stille treibt auf dem Strome eine Tschonke ohne Hülfe von Ruder und Segel daher. Plötzlich ertönen von diesem Fahrzeuge die Gongs und stören, was auf dem Rücken des schönen stolzen Stromes dem Schlummer hingegeben ist. Es ist dieß das Zeichen, daß das Opfer beginnt. Raketen werden in Menge emporgehißt und verbrannt, und weithin glänzen noch auf dem Wasser die glimmenden Ueberreste vom verbrannten Goldpapier.

Kriegstschonken weichen in ihrem Bau nur wenig von den großen Kauffahrteitschonken ab, sind auch im Allgemeinen etwas kleiner, als die letztern. Der hauptsächlichste Theil ihres Rumpfes ist schwarz bemalt mit sehr großen weißen Stückpforten; doch diese öffnen sich nicht, um die Geschütze vorlaufen zu lassen, sondern sind bloße Darstellungen des Pinsels in weißer Farbe mit rothen und gelben Buchstaben im Mittelpunkte. Die Chinesen haben den Guß der Kanonen von den Jesuiten gelernt, ihr früheres Geschütz war von der kläglichsten Art. Die wenigen, zu einer Kriegstschonke gehörenden Kanonen sind auf Wirbeln befestigt und werden auf dem Hauptverdecke bedient; meist aus schlechtem Metall gemacht und kleinen Calibers sind sie mit Flaggen und andern Verzierungen geschmückt, als sollten sie ein bloßes Schaustück vorstellen. Die Waffen, welche im Kampfe wirklich gebraucht werden, sind Schwerter und lange Bambusstöcke mit Eisenspitzen. Mit diesen letzten stoßen sie aus der Entfernung auf ihre Feinde und finden bald deren schwache Seite aus, während sie sich selber durch große, runde, mit vielerlei Zeichen ausgeschmückte Schilde schützen. Diese bestehen aus Mißgeburten und Ungeheuern, wie sie die Phantasie

nur zu ersinnen vermag. Werden die Schilde nicht gebraucht, so hängen sie in einer Reihe an des Schiffes Außenseite, um dem Volke einen Begriff von der kaiserlichen Waffenmacht zu geben. Der Hauptsammelplatz diese Fahrzeuge ist Tschuen-pie, außerhalb der Boccatigris; von hier aus sieht man das eine oder andere stromauf- oder abwärts segeln, je nachdem es gilt, den kaiserlichen Befehlen in der einen oder andern Richtung Nachdruck zu verleihen.

Die Mandarinen *).

Ein früherer Aufsatz **) brachte die Rangeintheilung der bürgerlichen Gesellschaft in China und führte an, daß über die Anstellung der Beamten nur nach sorgfältigen, unparteiischen Prüfungen entschieden werde. Im Verhältniß zu den Ehrenanerkennungen, die der Candidat dabei zu erlangen wußte, erfolgt seine Anstellung im öffentlichen Dienste; das Han-lin-Collegium in Peking, aus den verdienstvollsten Männern bestehend, hat den wichtigen Beruf, Personen für die verschiedensten erledigten bürgerlichen Beamtungen zu ernennen.

Der Europäer bezeichnet unter der Benennung Mandarine alle öffentlichen Beamten China's vom untersten bis zum obersten Range. Die Chinesen haben indeß für jede der verschiedenen Rangclassen eigene Bezeichnungen. Sie theilen ihre Militär- und Civilbeamten in dergleichen neun, die je durch einen Knopf oder eine Kugel von der Größe einer Wallnuß auf der Spitze ihrer kegelförmigen Mützen unterschieden werden. Die erste Rangclasse umfaßt die Staatsminister und Präsidenten der Tribunale, deren Mützen mit rothen Edelsteinen geziert sind. In der zweiten befinden sich die Vicekönige und Gouverneure

*) Das Wort Mandarine kommt von dem portugiesischen Mandar, befehlen, und bezeichnet in diesem Sinne alle öffentliche Beamte China's.

**) S. den Aufsatz „das chinesische Volk" im achten Hefte.





der Provinzen, welche einen ähnlichen Edelstein, jedoch von geringerem Werthe, tragen. Der dritten gehören die Richter, Schatzmeister und Salz-Oberaufseher an, die durch einen dunkelblauen Stein ausgezeichnet sind. Die vierte zählt die Bezirksaufseher und Lieutenants der Provinzen, deren Mützen ein hellblauer Stein schmückt; die fünfte die Departementsvorstände mit einer Kristallkugel. Die sechste und siebente Rangclasse umfaßt die Beamten der Bezirke, deren Auszeichnung eine weiße steinerne Kugel ist. Der achte Rang begreift die Gehülfen der Bezirksbeamten, die einen mit einem Blumenkranze verzierten goldenen Knopf haben. Zur neunten und letzten Rangclasse gehören die Dorfbeamten und untergeordnete Diener, deren Auszeichnung in einer einfachen goldenen Kugel besteht. Die Militärbeamten tragen dieselben Auszeichnungen; was aber auch ihr Rang seyn mag, so gehen sie immer den Civilbeamten nach, selbst wenn diese auch nur einen untergeordneten Rang bekleiden. Bei besonderen Veranlassungen der chinesischen Diplomatie ist es die Aufgabe der niederen Beamten, die höheren bei Tische u. s. w. zu bedienen, wahrscheinlich, damit durch andere Diener, die außer der chinesischen Beamtenhierarchie stehen, keine Geheimnisse der Staatskunst ausgeplaudert werden.

Alle Personen, welche einer der obenerwähnten neun Classen angehören, genießen im chinesischen Staatsleben besondere Vorrechte; sie dürfen sich in Sänften tragen lassen; ihre Titel auf Ceremonienkarten schreiben, die jedesmal vorausgeschickt werden, wenn sie Besuche bei andern Personen abstatten; auch ihre Frauen erlangen dadurch Ehrenbenennungen. Als Attribute des Mandarinenranges dienen ferner niedere Diener, die in öffentlichem Solde stehen, und hochgespitzte Mützen tragen; ihr Beruf ist, dem Würdeträger stets vorauszugehen, wenn dieser sich in seiner Sänfte tragen läßt.

Consequent im Geiste des in China herrschenden patriarchalischen Systems ist jeder Beamte unbedingt verantwortlich für das gute Betragen der seiner Leitung Untergeordneten; ist ein Aufruhr entstanden, den er zu unterdrücken nicht im Stande war, so wird er bestraft, ebenso wie für das Verbrechen eines einzelnen Individuums, sobald dasselbe nicht augenblicklich entdeckt und zur Rechenschaft gezogen werden kann. Diese Verantwortlichkeit

begreift sodann sämmtliche Beamte der Provinz, in der sich der Fall ereignete, und jeder von ihnen wird nach dem Rang, den er einnimmt, dafür bestraft. Bei solchen Vorgängen erleiden die Beamten der höchsten Classen die geringsten Strafen, weil sehr richtig angenommen wird, dieselben seyen weniger tadelnswürdig, als jene Andern, unter deren unmittelbarer Obhut das Verbrechen begangen wurde. Diese Staatseinrichtung mußte übrigens in einem solch ausgedehnten Lande wie China, das bloß eine officielle Presse besitzt, zu den furchtbarsten Mißbräuchen führen; der Mandarine erlaubt sich die Einmischung in jedes, noch so heilige Verhältniß; Bestechlichkeit derselben findet fast durchgehends statt, so wie sie die schändlichsten Erpressungen verüben. Begangene Verbrechen, wofür sie verantwortlich sind, werden aus demselben Grunde verschwiegen und kommen nicht zur Aburtheilung; mit einem Worte, es findet fast kein einziger Fall von Amtsmißbrauch statt, der nicht in eben dieser Einrichtung seine Erklärung findet.

So z. B. ist es ausgemacht, daß die Classe der unteren Mandarinen in China die verworfenste von allen ist; das Volk steht gänzlich unter ihrer Aufsicht, und es gebricht diesem jede Möglichkeit einer höheren Berufung gegen deren Anordnungen. Die Pflicht der Mandarine soll darin bestehen, dem Volke Sittlichkeit und Tugend zu lehren, ihm zur Nachahmung das Beispiel der am höchsten geehrten Männer vorzuhalten, zu welchem Zwecke von Zeit zu Zeit öffentliche Vorlesungen der Moral stattfinden. Dagegen sind die Unterbehörden von Canton, denen diese wichtige Pflicht obliegt, als bestechliche, feile Menschen bekannt, denen der eigene Vortheil zur einzigen Richtschnur ihres Verfahrens dient. Die Art und Weise ihrer Amtsführung läßt ihre außerordentliche Gewalt erkennen, das Gouvernement bezahlt ihnen nur sehr geringen, oft gar keinen Gehalt; sie selbst sind aber hie und da nicht unbedeutenden Geldstrafen unterworfen, und halten sich daher für berechtigt, aus ihrer Würde so großen Nutzen zu ziehen, als ihnen nur immer möglich ist. Mit Ausnahme solcher Verbrechen, welche Menschenleben betreffen, werden daher alle übrigen, auch die ärgsten, dadurch vertuscht, daß die Betheiligten Geldsummen bezahlen und die Mandarine nach Verhältniß ihres Ranges erkaufen. Der größte Theil der

ungeheuern Schmuggelgeschäfte wird unter ihrer Zubilligung getrieben, die Gefälle und Abgaben, welche dem kaiserlichen Schatze zufließen sollten, füllen die Taschen des Vicekönigs und des Zollaufsehers.

Durch fortwährendes Bestehen ist dieses Verfahren zu einem auf Herkommen gegründeten Gebrauche geworden; die Unterthanen wenden indeß alle mögliche List an, um sich diesen drückenden Nebenauflagen zu entziehen. Zuweilen ist die Bedrückung der Mandarine so arg, sie fordern für ihre Nachsicht bei Schleichhandelgeschäften so unerschwingliche Summen, daß die kleineren Handelsleute dadurch oft angereizt werden, ihrem Glücke zu vertrauen und auf jede Gefahr die Bezahlung irgend einer Abgabe zu umgehen. Kommt so etwas an den Tag, so entwickeln die Mandarinen die größte Thätigkeit, bestrafen den Verbrecher auf das Strengste für seine Verletzung der Landesgesetze, ganz besonders aber für die ihrem eigenen persönlichen Vortheile zugefügte Benachtheiligung. Um dieses gehässige System noch weiter auszubilden, kommt hinzu, daß fast jede Art körperlicher Züchtigung in eine Geldstrafe umgewandelt werden kann, deren Betrag der Willkür der Mandarine unterliegt, so daß diesen dadurch die Thüre zu Amtsmißbräuchen jeder Art geöffnet ist.

Die Verwaltung der sämmtlichen Provinzen des ganzen großen Reichs geschieht nach gleichförmigen Grundsätzen; was daher von der Bestechlichkeit der Mandarine in der Provinz Canton gesagt ist, gilt so ziemlich von allen andern Theilen China's, und ist um so betrübender, wenn man erwägt, welch' große Gewalt in den Händen dieser Menschen ruht.

An der Spitze der Provinzialregierung von Canton steht der Li-ang-kwang-tsung-tu, gleichsam als Vicekönig oder Generalgouverneur der zwei Provinzen von Canton und Kwang-si; der Umfang des von ihm beherrschten Gebiets ist sehr bedeutend, da jede der beiden Provinzen an Größe einem unserer kleineren europäischen Königreiche gleicht. Ihm zur Seite steht der Fuh-yuen oder Lieutenant-Gouverneur, welcher den zweiten Rang einnimmt, und eigentlich der Vicekönig der einen Provinz Canton ist; wiewohl der Tsung-tu über dem Fuh-yuen steht, ist er doch nicht befugt, ihm Befehle zu ertheilen, vielmehr muß jede

Maßregel zuvor zwischen ihnen vereinbart werden; vermögen sie ihre Ansichten über einen Punkt der Verwaltung nicht zu einigen, so muß der kaiserliche Wille eingeholt werden.

Beide genießen das Recht, den rothen Korallenknopf, die Auszeichnung der höchsten Würden, auf ihren Mützen zu tragen. Bloß der Fuh-yuen nimmt Kenntniß von allen, den auswärtigen Handel betreffenden Angelegenheiten, die von Jahr zu Jahr mehr die Aufmerksamkeit der chinesischen Regierung erheischen. Andere in der Provinzialhauptstadt wohnende Hauptbeamte sind: der Te-tuh-heo-tsching, der die literarischen Angelegenheiten leitet, der Gou-tscha-tsze oder Criminalgroßrichter, der Liang-teu oder Oberaufseher der öffentlichen Kornhäuser, und der Yeu-yun-tse, gemeiniglich der Salzmandarin genannt. Allen diesen Beamten sind Secretäre und übriges Personal untergeben; auch bestehen dieselben Aemter in gleicher Reihenfolge für die übrigen Provinzen; nur Canton hat einen hohen Würdenträger mehr, als die übrigen.

Dieß ist der Han-kwan oder Verwalter der Zolleinkünfte, welche der ausländische Handel aufbringt; die Chinesen nennen ihn ebenfalls den Kwin-tuh, oder auch Kwan-pu; er vertritt in gewisser Hinsicht die Hu-po oder das Tribunal der öffentlichen Einkünfte in Peking, und wird von den Europäern gemeiniglich Hu-po oder auch der Hoppo genannt. Jedenfalls ist er ein sehr wichtiger Mann, insbesondere für die Ausländer, weil er den Betrag der Abgaben bestimmt, welche von den ein- und ausgehenden Waaren erhoben werden sollen. Seine Würde erhebt ihn zum gleichen Range, wie die ersten Beamten der Provinz, und da dieselbe sehr einträglich ist durch die Nebenvortheile seiner öffentlichen Stellung, so wird in der Regel irgend ein Tartarengünstling zu diesem Amte ausersehen, um ihm so Gelegenheit zur Verbesserung seiner Glücksgüter zu geben. Hieraus sollte man schließen, daß dem Kaiser selbst die finanziellen Vortheile dieser Würde bekannt sind.

Ein Engländer beschreibt folgendermaßen den Besuch, den der Hu-po einst in der britischen Factorei abstattete. In seiner, von vielen Kulies getragenen Staatssänfte saß derselbe, begleitet von sämmtlichen Hongkaufleuten, die ihm in ihren Tragsesseln folgten; voran

ging die gewöhnliche Anzahl von Dienern, um die Straße frei zu halten. In den Prunkzimmern der britischen Factorei wurde der Hu-po von den Residenten des Handelsstandes empfangen, und nachdem die üblichen Ceremonien gegenseitig erfüllt waren, zu einem Frühstück eingeladen, welches zu diesem Zwecke angeordnet war.

Die Tafel war mit schneeweißem Tischzeuge gedeckt, und mit den ausgesuchtesten Leckereien der Jahreszeit im reichen Uebermaße besetzt; alle Leckerbissen, die man in Canton nur immer auftreiben konnte, waren in hübsch verzierten Schüsseln aufgestellt. Auf einem schönen, etwas erhöhten Sessel saß am oberen Ende dieser so lockend besetzten Tafel der Hu-po, umstanden von seiner zahlreichen Dienerschaft, die ehrerbietig seine Befehle erwartete. Er war ein Mann in den sechsziger Jahren und von sehr einnehmender Gesichtsbildung; einige wenige graue Haare sproßten auf der Oberlippe, und ein kleiner Bartzipfel hing an seinem Kinn herab. Die Mütze, die er trug, war mit einer Pfauenfeder versehen, zum Zeichen, daß er die persönliche Gunst seines Kaisers genoß. Dieser Ehrenschmuck, verbunden mit der rubinrothen Kugel auf seiner Mütze, deutete den hohen Rang an, den er im Staate bekleidete.

Der alte Herr trug seine prachtvollsten blauen und rothen Gewänder aus den feinsten Stoffen und mit vielen Stickereien verziert. Um seinen Nacken hing eine Schnur dicker Perlen, die hinab bis zur Mitte des Leibes reichte; auf seiner Brust gewahrte man das seidene Ehrenzeichen, auf welchem ein Vogel in kunstvoller Stickerei dargestellt war. Seine Umgebung bestand aus seinem Secretär, seinem Linguisten und einer großen Anzahl Diener, die sämmtlich in sehr prunkender Weise gekleidet waren, aber an den Spitzen ihrer Mützen die minder werthvollen Knöpfe ihrer Rangclasse trugen.

Aus Ehrfurcht hatte Niemand gewagt, an der Tafel Platz zu nehmen; der Hu-po saß daher ganz allein und gebot leise ihm eine Schüssel nach der andern vorzutragen. Er betrachtete sämmtliche Leckerbissen der Reihe nach anscheinend mit der größten Sorgfalt, dann ließ er sie wegnehmen. Die ausgesuchtesten Blancmanges, Gelees und andere Leckereien wurden ihm so mit aller Förmlichkeit vorgezeigt, ohne

daß er sich herabließ, von einer Platte zu kosten. Zum Schlusse schüttelte er noch einmal den Kopf zum Zeichen seiner geringen Befriedigung, und forderte darauf eine Tasse Thee.

Der Stolz der chinesischen Beamten ist indeß zu groß, und sie äußern denselben so ohne Rückhalt, daß das Betragen des Hu-po durchaus nicht ungewöhnlich erschien. Er entfernte sich nun, ohne Zweifel, um seinem kaiserlichen Gönner zu berichten, daß er die Briten eben so barbarisch gefunden habe, als die übrigen Europäer.

Das Christenthum in China.

Die religiösen Werke der Chinesen thun dar, daß der morgenländische Urbegriff das Gewand der christlichen Kirche annahm. Der orientalische Geist hat einen nicht unbedeutenden Theil seiner religiösen Nahrung vom Christenthum entlehnt; der Beweis liegt darin, daß wir die Hauptlehrsätze der katholischen Religion in dem Glauben der Tibetaner und Chinesen wiederfinden. Sie kennen die Lehre von Gott und seinem Messias, vom Teufel und der Hölle, so wie von der Dreieinigkeit, hauptsächlich aber vom Fegfeuer. Sie halten Gebete für die Seelen der Abgeschiedenen und verrichten dieselben vermittelst des Rosenkranzes; das Weihwasser, so wie die letzte Oelung, heiligen den Menschen. Am merkwürdigsten ist wohl der Umriß einer Lebensgeschichte Jesus, den ein chinesischer Religionslehrer gibt. Er lautet folgendermaßen: Im äußersten Abendland, in einer Entfernung von 97,000 chinesischer Lis (eine Reise von fast drei Jahren) liegen die Ufer des Si-kiang; daselbst lebte in der Vorzeit eine Jungfrau mit Namen Ma-li-a. Im ersten Jahre der Regierung des Yuen-tschi von der Handynastie trat ein Engel vor sie hin und sprach zu ihr: „Der Herr des Himmels hat Dich zu seiner Mutter erwählt.“ Nach diesen Worten empfing sie und gebar einen Sohn. Voller Freude und zugleich voller Ehrfurcht wickelte sie ihn in Tücher und legte ihn in eine Krippe; Engel sangen und spielten um ihn

herum. Vierzig Tage nachher empfing er den Namen Je=su. Später, im Alter von dreißig Jahren, wanderte er in Ju=te=a herum, und lehrte die Menschen Gutes thun und verrichtete Wunder. Darob ergrimmten die Reichen und Mächtigen und erkauften einen Verräther, Namens Ju=ta=ße, der ihn seinen Feinden auslieferte. An das Kreuz geschlagen, verschied er unter Schmerzen, ward aber am dritten Tage nach seinem Tode wieder lebendig und erschien zuerst seiner Mutter, um sie zu trösten. Vierzig Tage nachher fuhr er gen Himmel, nachdem er vorher seinen Schülern befohlen hatte, in alle Welt zu gehen und seine Religion zu predigen. — Auch Ma=li=a ward von einem Engel gen Himmel gehoben und erscheint seitdem als die Kaiserin des Himmels und der Erde und Beschützerin des Menschengeschlechts.

Das Christenthum besteht hiernach, aber ohne die höhere Weihe der Seele, in China, ist aber noch dermaßen mit den götzendienerischen Ceremonien der Eingeborenen vermischt, daß es kaum erkennbar bleibt. Die Chinesen hegen so unvollkommene Begriffe von wahrer Religion, daß es ihnen durchaus gleichgültig erscheint, welcher Sekte sie angehören; dagegen überlassen sie sich gänzlich ihrem natürlichen Aberglauben, vermengen die Lehrsätze verschiedener Religionen mit einander, und weihen ihre anbetende Gottesverehrung allen Dingen, die ihnen vorkommen. Berichtet ja sogar Gützlaff: er habe in einem Tempel des Buddha an der Meeresküste die Büste Napoleons mit davor angezündetem Ghosstocke gesehen. Wir haben schon oben bemerkt *), daß der Kultus, welchen die sogenannte Staatsreligion dem Himmel, den Schutzgeistern, der Erde, den Gestirnen, den Bergen, den Flüssen und den Seelen der Verwandten widmet, ein rein bürgerlicher, eine bloß gesellschaftliche Einrichtung sey, deren Sinn auf verschiedene Weise gedeutet werden könne. Die chinesische Regierung hat daher, mit Ausnahme zeitweiliger Beschränkungen, schon seit mehreren Jahrhunderten vollkommene Religionsfreiheit gestattet; es wurde jeder Sekte erlaubt, öffentlich ihren Gottesdienst zu halten, und das Verbot der christlichen Religion erfolgte erst dann, als die Priester derselben Lehr=

---

*) S. den Aufsatz: Religion und Sprache, im achten Hefte.

sätze aufstellten, die mit dem System der chinesischen Regierung im Widerspruch waren.

In der Einleitung wurde der große Erfolg der Jesuiten während der Regierung Kaiser Kanghis erwähnt. In der That hatten sie durch ihre Kenntniß physikalischer Wissenschaften sich die Gunst des Herrschers in solchem Maße zu erwerben gewußt, daß sie am Hofe hohe Würden bekleideten, und daß ihnen volle Freiheit gestattet war, ihre Glaubenslehren zu verbreiten. Die Zahl der Neubekehrten wuchs daher außerordentlich; eine christliche Kirche ward in der Hauptstadt nach der andern und eine sehr große Anzahl derselben in den Provinzen erbaut.

Der ausnehmend günstige Erfolg der Jesuiten veranlaßte die kirchliche Oberbehörde von Rom, andere Missionäre nach China zu senden, um ihnen in ihrem Bekehrungswerke Beistand zu leisten. Es waren dieß meist Mönche des Dominikaner- und Franciskanerordens, die ihre Aufgabe damit begannen, daß sie theologische Streitpunkte, namentlich über die Angemessenheit: chinesische Namen und gottesdienstliche Gebräuche beizubehalten, aufstellten. Die Einheit des Wirkens war dadurch gebrochen, und die Priester des Christenthums machten sich durch ihre gegenseitigen Angriffe sowohl in den Augen des Kaisers als des Volkes verächtlich.

Endlich siegte eine Hofkabale, und unter Kanghis Nachfolger begann die Christenverfolgung. Die größere Anzahl der Missionäre wurde verbannt oder eingekerkert, ihre Kirchen dem Erdboden gleich gemacht. Dermalen ist noch ein Edikt in Kraft, ausgegeben gegen die „Tien Chu Kiao, oder Religion des himmlischen Herrn“, zuweilen auch genannt „Jä-su Kiao, oder Religion des Jesus.“ Es heißt darin, daß die Missionen nur deßhalb unterdrückt wurden, weil sie der öffentlichen Ordnung feindlich seyen und mit dem bestehenden Glauben, der die Grundlage der Regierung bilde, im Widerspruch stünden.

Es fehlt gegenwärtig an hinlänglich zuverlässigen Notizen über die Anzahl der Christen in China. 1810 wurde sie auf 215,000 angegeben, obgleich die Christen dieses Landes im Jahre 1805 eine arge Verfolgung zu erdulden hatten, welche sich in den Jahren 1811 und 1815 wiederholte. Im Jahre 1820 wurde ein französischer Missionär in der Provinz

Hu-pi auf Befehl der Regierung erdrosselt und Amiot, der sich 27 Jahre in Peking aufgehalten, nach Macao verbannt. Die französischen Mönche vom Orden St. Lazarus fahren übrigens fort, für die Aufrechthaltung des römisch katholischen Glaubens in China zu arbeiten. In neuerer Zeit haben sie hauptsächlich ihr Augenmerk auf den Umstand gelenkt, daß zahlreiche Eltern in China ihre Kinder aussetzen, um sie vom Hungertode zu erretten. Die Missionäre kaufen dieselben jetzt, so weit es möglich, von den Eltern, um sie sodann im christlichen Glauben zu erziehen; diese Brüderschaft besitzt öffentliche Kirchen in allen Provinzen, ferner zwei Seminarien, eines in Macao und das andere in der Tartarei. In Peking haben sie eine katholische Gemeinde, die sich auf nicht weniger als 26,000 Mitglieder beläuft und der zwei französische Priester vorstehen. In der Provinz Sze-tschuen werden die Christen auf dem Kirchhofe begraben und Kreuze über ihren Gräbern errichtet. Man wird sich wundern, wie dieß Alles, trotz dem Verbote der christlichen Religion, geschehen kann; aber eines theils sind die Ortsobrigkeiten sehr nachläßig gegen eingeborene Christen, anderntheils ist das Verbot aus oben angegebenen Gründen nicht als gegen die christliche Religion überhaupt gerichtet zu betrachten, sondern mehr gegen die europäische Priesterschaft, deren Einfluß die chinesische Regierung im höchsten Grade fürchtet.

Die neuesten Maßregeln der chinesischen Regierung, die jedem Europäer verbieten, in's Innere des Landes zu dringen, erschweren die Bemühungen der Missionäre in hohem Grade; dieselben können sich daher nur darauf beschränken, daß sie auf die an den Küsten lebenden Völkerschaften, hauptsächlich durch Vertheilung religiöser Schriften, zu wirken suchen. Fast Jeder kann in China lesen; man übersetzte daher die heilige Schrift in das Chinesische, und verbreitete solche in großen Massen von Exemplaren. Doch die jüngsten Edikte verbieten den Eingeborenen, solche Traktate zu empfangen, oder sie in das Innere des Landes mitzunehmen; denn die Regierung wacht eifersüchtiger, als je zuvor, um jegliche Art von religiösem Fanatismus zu verhindern. Das neueste Edikt, welches in der Cantonpresse vom 18. Juli 1837 mitgetheilt ward, ist zu merkwürdig, um hier nicht eine Stelle zu verdienen:

„Dekret. — Zum strengsten Verbot des Christenthums, zur Wegnahme fremder Bücher, zur Besserung des menschlichen Herzens, und zur Aufrechthaltung der guten Ordnung.

„Der Schatzmeister Gu und der Oberrichter Ham der Provinz Canton.

„Auf Befehl des Kaisers wird dem Volke kund gethan, daß, zu verschiedenen Zeiten, Europäer in das Innere des Reiches eingedrungen sind, um das Christenthum zu predigen, heimlich Bücher zu drucken, religiöse Versammlungen zu halten und eine große Zahl von Personen zu betrügen. — Mehrere derselben gingen in die Falle, wurden Christen und predigten nachmals. Die Weisheit der Regierung des himmlischen Reiches der Mitte erkannte aber nur zu bald für die Verbrecher die Gefährlichkeit dieser Lehren; die Hauptanstifter wurden auf der Stelle hingerichtet, ihren Anhängern wurde das Urtheil später im Gefängniß bekannt gemacht, und Diejenigen, welche den Irrglauben nicht abschwören wollten, wanderten nach der Stadt der Muhamedaner in die Verbannung, verurtheilt als Sclaven zu sterben. (Folgen nun die Namen derjenigen europäischen Missionäre, die dabei gewirkt hatten.)

Daher denn, weil die Christen jederzeit verfolgt und verurtheilt sind, ist ihre Religion seit jenen Hinrichtungen glücklich ausgerottet worden. Aber im Frühling letzten Jahres fuhren englische Schiffe, unter falschem Vorwande, längs der Küste von China und vertheilten europäische Bücher; und daraus, daß diese Bücher auffordern und ermahnen zu glauben und zu verehren das Haupt dieser Religion, genannt Jesu, ergibt sich, daß diese Religion die nämliche sey, wie die christliche, welche zu verschiedenen Zeiten verfolgt und auf's Strengste aus China verbannt worden ist.

Die Europäer wohnen meistens in Macao; schon ist ein Beamter dahin abgegangen, und hat eine Person Namens Kine-a-hi ergriffen, damit beschäftigt, Bücher zu stechen. Derselbe Beamte hat ebenfalls acht europäische Bücher wegnehmen lassen, welche er unserm Tribunale vorlegte. Der Bericht hierüber an den Kaiser ist bereits abgegangen und alle Regierungsbeamte der zweiten Klasse sind gewarnt worden, daß, wenn irgend einer ist, der einige christliche Bücher besitzt und

dafür nicht gestraft seyn will, es seine Pflicht sey, selbige in der Frist von sechs Monaten an die Beamten der respektiven Distrikte auszuliefern; würde er aber fortfahren, selbige zurückzubehalten, so soll ihn die ganze Strafe des Gesetzes ereilen.

„Die christliche Religion ist in der That Verderbniß aller Moral und des menschlichen Herzens; zu allen Zeiten bestand daher auch im himmlischen Reiche ein Verbot derselben, und in Uebereinstimmung mit den Weisungen, die uns unsere Vorfahren hinterlassen haben, ist die Vergangenheit der Zukunft Regel.

„Aus Unwissenheit und Verblendung hat so Mancher der Irrlehre Glauben geschenkt: es ist daher nöthig geworden, Jeden zu warnen und ihm Zeit zu gönnen, von dem betretenen Pfade umzukehren. Wer daher fortan nicht bereut und die gefährlichen Bücher ausliefert, der wird in dem Augenblicke, wo er es am wenigsten vermuthet, entdeckt werden und unfähig seyn, der Strafe zu entrinnen. Es ist Eure Pflicht, nützliche Bücher zu lesen, und Ihr seyd schuldig, Euch zu unterrichten. Weßhalb wollt Ihr aber Fabeln glauben, denen alle Begründung fehlt, und die nur das menschliche Herz verderben? Weßhalb sucht Ihr schnöden Gewinn und stürzt Euch dadurch in den Abgrund des Unheils?

„Wer innerhalb der Frist von sechs Monaten, von heute an, die verbotenen Bücher nicht ausliefert, wird der strengsten Strafe verfallen. Sollten wir dem Irrthum erlauben, sich auszubreiten, in diesen Zeiten der Glückseligkeit?

„Folgt der Religion der Vorfahren Eures eigenen Herrschers, damit Friede und Tugend bestehen bleiben!

„29. Tag, 4. Monat, 16. Jahr Tao-Kwangs." (1837).

Besonders erfolgreich in ihren Wirkungen erweisen sich die Bemühungen des amerikanischen Missionärs und Arztes Parker, den die Missionsgesellschaft seines Landes an die Spitze eines Hospitals in Canton gestellt hat, das sie zu religiösen und philantropischen Zwecken gründete. Es ist diesem edlen Manne dadurch Gelegenheit geboten, durch seine Uneigennützigkeit und die Ueberlegenheit seiner Kenntnisse des Volkes gute Meinung zu erlangen und zu sichern, um dann

allmälig die endlichen Absichten zu entwickeln, wenn die Gemüther der Eingeborenen darauf vorbereitet sind. Der Ruhm dieser Anstalt ist bereits in die großen Städte des Innern von China gedrungen, und es läßt sich vertrauensvoll erwarten, daß solch uneigennützige, von großem Talent unterstützte Bestrebungen nach und nach die Schranken des Vorurtheils und der Eitelkeit vernichten werden, die jetzt noch den Fortschritten europäischer Gesittung und Wissenschaft in China entgegenstehen.

Bis jetzt haben die Lokalbehörden von Canton dem Bestehen dieses Hospitals nicht das mindeste Hinderniß in den Weg gelegt; dem Volke ist gestattet, aus allen Theilen des Reiches herbeizukommen, um sich in demselben heilen zu lassen. Früher oder später muß die Aufmerksamkeit der obersten Regierung zu Peking auf diese Anstalt gerichtet werden und bedarf es dann bloß der Benützung des rechten Augenblicks, um die Erlaubniß zu erhalten, ähnliche Anstalten in Amoy oder Ning-po begründen zu dürfen, von deren Aufkommen, wenn sie ebenso taktvoll geleitet werden, wie diejenige von Canton, die dauerhafte Ausbreitung des Christenthums in China datiren wird.

Die Stadt Ning-po, vom Flusse aus.

Ungefähr zwölf englische Meilen von der Tschusaninselgruppe, am linken Ufer des Ta=hia oder Kinflusses, liegt die feste Stadt Ning=po, von den Europäern früher Liam=po geheißen. Sie ist die vierte Stadt der Provinz Tschi=kiang und gehört zur ersten Klasse der chinesischen Städte, indem unter ihr vier andere der dritten stehen; ihr Hafen ist sicher und bequem. Am Zusammenflusse zweier Flüsse, des Ta=hia und Jao gelegen, ist ihre Lage zugleich vortheilhaft und angenehm; auch war der Handel, den die Stadt mit Japan treibt, von jeher sehr belebt. Im Umkreis von mehreren englischen Meilen erstreckt sich eine Ebene, die nur in der Ferne von einer steilen Hügelreihe begränzt wird. Auf dieser Ebene, inmitten fruchtbarer Gründe, erblickt man zahlreiche kleinere Städte, und der Reiz der Landschaft wird durch zahlreiche Heerden, üppige Reis=, Baumwollen= und Gemüsefelder erhöht. Nirgends in China ist die Bewässerungskunst vortheilhafter und sorgfältiger angewandt, als auf der reichen Ebene um Ning=po; die Ströme, welche die benachbarten Berge entsenden, werden durch sechsunddreißig Kanäle aufgefangen, die alle zur Fruchtbarmachung dienen, und ihren Ueberfluß von Wasser in den Ta=hia abgeben. Das Amphitheater von Hügeln, der üppige Pflanzenwuchs eines reich bewässerten Bodens, der Anblick so mancher wohlhabenden Stadt, der klare Himmel und das gesunde Klima, verbunden mit dem Reichthum der





chinesichen Flora, verleihen dem ganzen Bilde einen höchst glücklichen und angenehmen Charakter. Englische Berichte zählen die Gegend um Ning-po zu den schönsten, die man in ganz China findet.

Die sich fünf englische Meilen weit erstreckenden Mauern der Stadt sind ganz von Granit; fünf Thore führen zu derselben. Auch hat die Stadt zwei Wasserthore, die zum Zwecke der Kanalverbindung in die Mauern gebrochen sind; jedes derselben ist mit einem Fallgatter versehen. Der öffentlichen Gebäude sind nur wenige, und selbst diese in architektonischer Hinsicht unbedeutend; der Handel hat jahrelang die Kräfte der Einwohner so sehr in Anspruch genommen, daß die schönen Künste in Vergessenheit geriethen. Eine hohe Pagode von Ziegelstein ist das einzige Kunstdenkmal, dessen sich die Stadt rühmen kann; außerdem besitzt sie noch eine bereits dreihundert Jahre alte Schiffbrücke über den Ta-hia. Ihre Straßen sind eher breiter, als die von Canton und die Buden derselben reicher, hauptsächlich, was lakirte, sogenannte japanesische Waaren betrifft; die Breite der Straßen wird indeß anscheinend durch vorstehende Wetterdächer vermindert. Im Anfang des letzten Jahrhunderts erhielten die Engländer die Erlaubniß, hier Handel zu treiben; die Intriguen der Portugiesen und Russen vermochten indeß so viel über die Eifersucht der Chinesen, daß diese Vergünstigung wieder zurückgenommen und der englische Handel auf die Häfen von Canton und Macao beschränkt ward. Der letzte Friedensschluß hat indeß den Hafen von Ning-po den Engländern wieder geöffnet; der Verkehr dieser Stadt hat auch seitdem wieder einigen Aufschwung genommen, und es findet hier in den chinesischen Produkten: Seide, Baumwolle, Thee und lakirte Waaren, ein belebterer Tauschhandel gegen englische Fabrikate statt, als in jedem andern Hafen des himmlischen Reiches.

Als Lindsay im Schiffe Amherst den Hafen von Ning-po besuchte, fand er die Bewohner dieser Stadt, die von ihrer Regierung gelehrt worden waren, die Engländer nur unter dem Namen: Hak-kwai (schwarze Dämonen) und Hong-mun (rothborstige Barbaren) zu kennen, geneigt, mit diesen ein freundschaftliches Verhältniß zu pflegen. Die Mandarinen der Stadt hatten indeß keine Vollmacht, mit Lindsay zu

unterhandeln, und seine Sendung blieb ohne allen Erfolg, wie es kundige Männer allerdings vorausgesagt hatten. Im letzten englisch-chinesischen Kriege zeigte sich übrigens der feige Charakter des Volks und der unwürdige Zustand, zu dem es seine despotische Regierung verurtheilt hat, in vollem Lichte, durch die Grausamkeit, mit der die Bewohner von Ning-po die Mannschaft des Transportschiffs Kite behandelten. Sie bemächtigten sich der Frau Noble, Wittwe des Schiffskapitäns, schlugen sie mit Bambusstöcken, legten eine Kette um ihren Hals und schleppten sie in diesem Zustande durch die Straßen mehrerer Städte; hierauf sperrten sie dieselbe in einen Käfig nach ihrem barbarischen Gebrauche. Kapitän Anstruther erlitt gleiche Behandlung, und mehrere Matrosen wurden in einem dunkeln Gewölbe so lange gefangen gehalten, daß sie, als ihnen später Freiheit ward, wie gefesselte Skelette erschienen.

Der Tag der Vergeltung nahte indeß. Kapitän Elliot hatte vergebens Alles versucht, die Freiheit der Gefangenen zu erhalten; lügnerische Ausreden waren das Hülfsmittel, was die chinesische Diplomatie anwandte. Endlich, im Jahre nach der blutigen Einnahme von Schang-hai, schritt Kontreadmiral Sir W. Parker zum Angriff der Stadt Ning-po. Die Stärke seiner Flotte, welche aus der Modeste, der Columbine, dem Cruiser, Bentink und den Dampfschiffen Sesostris, Königin, Nemesis und Pflegethon bestand, ängstigte die Mandarinen, und ihr Schrecken ward in solchem Maße durch die Nachricht von dem Schicksal von Schang-hai vermehrt, daß die englischen Truppen bei ihrer Landung die Stadt von ihnen verlassen fanden. Sir Thomas Herbert forcirte an der Spitze der Seebrigade die Eingänge der Stadt und rückte, ohne einen Schuß zu feuern, bis auf den Marktplatz vor, während zu großem Erstaunen der in ihren Häusern versteckten Chinesen die Musikbande des achtzehnten Regiments eine alte irische Melodie spielte. So wurden die an den armen Gefangenen verübten Grausamkeiten glorreich gerächt.

Die anderen größeren Städte, in der Ebene von Ning-po, boten keinen Widerstand. Sir Henry Pottinger segelte vierzig Meilen weit den Strom bis zur Stadt Yu-yuen hinauf, deren Behörden sie eben-

falls verlassen hatten; aber seichtes Wasser, so wie eine steinerne Brücke von sechs Bogen hinderte den Fortschritt der englischen Waffen in dieser Richtung.

Ning=po hat das Privilegium des Handels mit Japan; durch die Oeffnung dieses Hafens dürfen daher die Europäer hoffen, mit der Zeit näheren Aufschluß über das unzugängliche Japan zu erhalten, um so mehr, da die japanische Hafenstadt Nangasaki (eine der fünf größeren Reichsstädte) nur zwei Tagereisen von Ning=po entfernt ist.

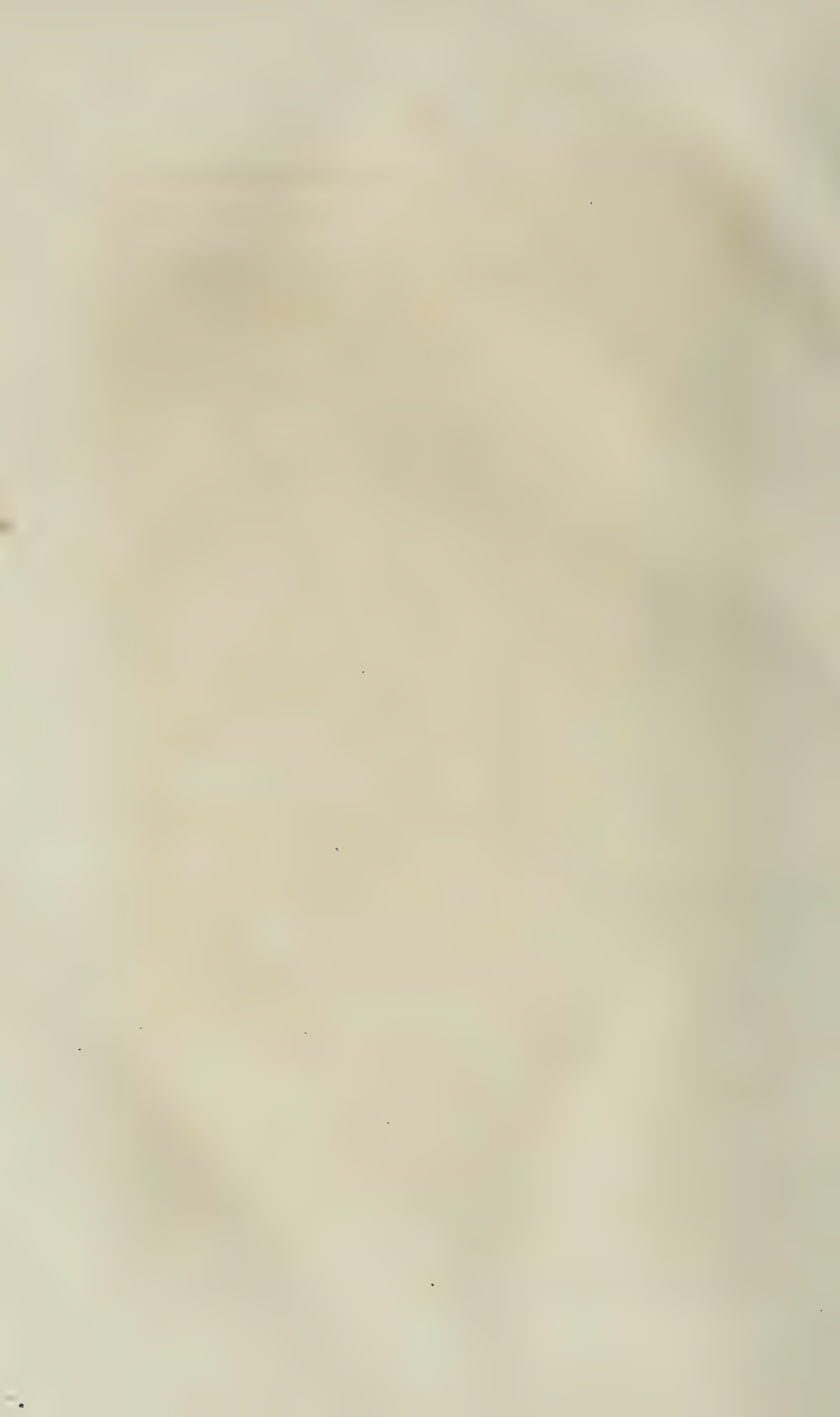
Die europäischen Missionsgesellschaften haben Ning=po vor andern Seestädten China's dazu erwählt, um von hier aus ihre wichtigen Zwecke zu verfolgen. Auch besitzt die Stadt seit der letzten englischen Expedition einige englische Comptoire, und voraussichtlich wird sie in nicht ferner Zukunft diejenige Handelswichtigkeit erlangen, die ihr durch ihre günstige Lage an der Mündung eines großen Flusses und als Vermittlerin des japanischen Handels zukommt.

Erstes Eingangsthor zum Confuciustempel zu Schang-hai.

Schang-hai, die Hauptstadt eines Heen oder Distrikts in der Provinz Tschi-kiang, liegt ebenfalls an der Mündung des Ta-hiaflusses. Seine Lage ist von Natur fest, da die Stadt auf einer steilen Halbinsel erbaut ist, deren Fuß auf der einen Seite von der See, auf der andern von der starken Strömung des Ta-hia bespült ist, gegen welch letztere ein massiver Steindamm einigermaßen schützt. Derselbe erstreckt sich an der Küste sechs oder mehr englische Meilen weit, und sichert eine entsprechende Fläche ebenes Land, das ziemlich unter dem Meerniveau liegt. Die äußerste, gegen die See auslaufende Spitze von Schang-hai ist mit einem sehr starken Fort versehen, das aber viele Jahre ohne Besatzung wie ohne das nöthige Material war, bis der Schrecken der britischen Waffen in den letzten Kriegen die Behörden veranlaßte, auf ihre Sicherheit Bedacht zu nehmen.

Durch den letzten Friedensschluß ist auch der Hafen dieser großen und wichtigen Handelsstadt den Engländern geöffnet worden und das schnelle Aufblühen derselben wird den Beweis liefern, daß ihr die Engländer, in Rücksicht auf ihre Strom- und Kanalverbindung, mit großem Rechte ein solche Wichtigkeit zuerkannt haben. Die englische Regierung unterhält in Schang-hai gegenwärtig ein Konsulat, und ein Kriegsschiff dieser Nation ist zum Schutze der Personen und des Handels daselbst stationirt. Anders war es jedoch noch vor wenigen Jahren,





wie aus dem kurzen Berichte des Lord Amherst hervorgeht, als er stromaufwärts bei Schang-hai vorüberfuhr. „Während wir vor der Stadt waren, schreibt er, näherten sich uns zahlreiche Boote, um mit uns zu reden; einige derselben enthielten niedere Beamte, die zuerst mit guten Worten, dann aber mit Drohungen uns nöthigen wollten, vor Anker zu gehen; da unser Schiff jedoch schnell segelte, so blieben diese Boote zurück; einige derselben landeten die darauf befindlichen Mandarinen, die am Ufer hinliefen, und das Schiffsvolk mehrerer vor Anker liegenden Tschonken aufforderten, uns entgegen zu treten, ohne daß diese Aufforderung von Erfolg begleitet war. Hierauf hießen sie einige Jungen mit Steinen nach uns werfen, wie wir dicht am Ufer hinfuhren, um der Hauptströmung zu entgehen, bis ich ihnen entrüstet zurief, daß ich den Tschi-fu (Oberbeamten) von dieser Ungezogenheit benachrichtigen würde; dieß hatte die Wirkung, daß weiter kein Stein nach uns geworfen wurde. Da glücklicherweise ein günstiger Wind blies, so entfernten wir uns vom Ufer, und fuhren ohne fernere Störung weiter."

Dieß war der militärische Charakter dieses hochcivilisirten Volkes im Jahr 1833; der Besuch, den seitdem (1841) die englische Flotte den benachbarten Tschusaninseln abstattete, überzeugte dasselbe indeß in dem Maße von der Lächerlichkeit seiner Anmaßung und seines Selbstvertrauens, daß, als einige englische Schiffe im Jahr 1841 vor Schang-hai erschienen, Jedermann aus dem ganzen Distrikte seine wohlgefüllte Laterne in die Höhe hielt, um die merkwürdigen Fremdlinge sehen zu können. Sir Henry Pottinger schreibt hierüber: „Wie unsere Schiffe vor Schang-hai Anker warfen, überzeugte ich mich, wie viel für die Bewaffnung des Forts binnen Kurzem geschehen seyn mußte. Die Stärke desselben war noch dadurch vermehrt worden, daß man Batterien von schwerem Geschütz und Außenwerke an jedem Ufer der Bucht errichtet hatte; der kaiserliche Bevollmächtigte, Yu-keen, der den Specialbefehl hier hatte, sowie die übrigen chinesischen Behörden, schmeichelten sich daher auch jetzt noch, nach allen den bittern Erfahrungen, die sie in der letzten Zeit hatten machen müssen, daß die Stadt nicht einnehmbar sey."

Um des Erfolgs gewiß zu seyn, entwarf Sir William Parker einen vollständigen Belagerungsplan; das Linienschiff Wellesley erhielt den Befehl, nördlich von der Citadelle oder dem Ghoshaushügel seinen Standpunkt einzunehmen, und zwar so nahe, als es nur immer thunlich sich zeige, ohne auf den Strand zu laufen; der Blenheim sollte östlich, die Blonde südwestlich vom Wellesley Posto fassen, während die Modeste südwestlich von der Blonde ihre Anker zu werfen hatte. Dadurch waren sie so nahe den chinesischen Wällen, als der Wasserstand und ihre eigene Stellung zu einander es nur immer erlaubte. Der Plan war darauf berechnet, den Feind durch das Bombardement der Citadelle zu vertreiben, um Verstärkungen, die man allenfalls von der Stadt aus an ihn senden wollte, zu verhindern. Unter dem Feuer der englischen Geschütze sollte ein Corps Seesoldaten an der westlichen Seite des Berges landen, während die Chinesen aus demselben Theile der Stadt durch die Bomben vertrieben würden. Eben so bestimmten Befehl erhielten die Transportschiffe, Kreuzer und das Dampfschiff Sesostris, welches nördlich von der Durchfahrtsinsel Anker zu werfen, von der Ostseite die Citadelle zu beschießen und die Batterien auf dem rechten Flußufer zu decken hatte. Ein anderes Dampfschiff sollte sich dem Landungsplatze so weit nähern, um ebenfalls Bomben in das chinesische Lager werfen zu können, den südwestlichen Theil der Citadelle beschießen, falls der Feind sich vor dem Feuer der nordwärts postirten Schiffe dahin flüchten würde, und wo möglich die Batterien von der Stadtseite, welche den Eingang zur Bucht vertheidigten, zum Schweigen bringen.

In Folge dieser Befehle nahm mit Eintritt der Ebbe das ganze Geschwader die jedem Schiffe zugewiesene Stellung ein, und behauptete dieselbe so nachdrücklich, daß die Wirkung des Feuers die Erwartungen des Admirals noch übertraf. Einige Zeit lang, während des Verlaufs einer Stunde, hielten die Chinesen das englische Feuer aus; endlich aber, da die Wälle bedeutend beschädigt und theilweise Breschen geschossen waren, begannen sie ihre Posten mit Schnelligkeit zu verlassen. Dieß war für die englischen Truppen das Zeichen zur Landung; trotz den Hindernissen, die ein abschüssiges, felsiges Ufer bot, rückten

die Engländer, unter Anführung des Hauptmanns Herbert, tapfer gegen die Citadelle vor. Schon befanden sie sich nur noch wenige Schritte vom Thore entfernt, als man einen tartarischen Soldaten, der auf demselben stand, die kaiserliche Fahne zum Trotze schwingen sah; in demselben Augenblicke traf eine Bombe vom Wellesley so genau ihren Zielpunkt, daß sie berstend ihn unter den Trümmern begrub. Diese Katastrophe flößte den wenigen Tartaren, die sich noch in der Citadelle befanden, solchen Schrecken ein, daß sie, ohne weiteren Widerstand zu leisten, alle sich aus dem einen Thore flüchteten, während die Briten durch die anderen ihren Einzug hielten.

Hier erwies sich abermals das Uebergewicht europäischer Kriegskunst über asiatische, und als Hauptmann Herbert gegen die Stadt anrückte, auf deren Wällen sich noch einige entschlossene Vertheidiger zeigten, so bemerkte man ein allgemeines Verlassen derselben. Es fielen noch einige Bomben auf dieselben, dann aber wurden sie, obgleich sechsundzwanzig Fuß hoch, von den Belagerern erstiegen. Hier endete der Kampf; die Engländer nahmen nun auch Besitz von der Stadt, und der chinesische Drache mußte dem britischen Löwen weichen.

Man darf indeß hieraus nicht schließen, daß die Chinesen der Kriegskunst ganz unkundig sind; sie entwickeln vielmehr eine große Geschicklichkeit im Legen von Minen und leicht hätte eine solche bei der Belagerung von Schang-hai den Angreifern in hohem Grade verderblich werden können. Kaum hatte nämlich die englische Colonne den Fuß des Hügels passirt, als eine Mine sprang, glücklicherweise ohne Jemand zu verletzen, außer einen armen Trommler; der chinesische Artillerist, der sie zu bedienen hatte, wurde entdeckt, wie er seinen Rückzug sichern wollte, und fiel als ein Opfer seiner List unter dem Kugelregen der englischen Seesoldaten.

Die regulären, schon am frühen Morgen gelandeten Truppen rückten nun ebenfalls vor, um die chinesische Waffenmacht anzugreifen, die, 5000 Mann stark, am südlichen Ufer des Flusses aufgestellt war. Unter dem Schutze des Hügels umgingen zwei Colonnen derselben den Feind und stürzten sich auf dessen Flanken, während das Hauptkorps ihn in der Fronte angriff. Dieses Manöver hatte eine entscheidende

Wirkung; verwirrt und angsterfüllt verließen die Chinesen ihre Linie und wandten sich dem einzigen, ihnen übrig bleibenden Auswege, der offenen See, zu. In dem Handgemenge, das nun entstand, zeigten sich die Europäer den Chinesen körperlich weit überlegen. Die Flüchtlinge zogen sich in ziemlicher Ordnung zurück, bis sie das Ufer erreichten, wo sie unter dem Kugelregen der Engländer sich in's Meer stürzten. Endlich nahmen sie Quartier an und das Gemetzel hörte auf.

Hier ward wahrscheinlich die blutigste Schlacht dieses ganzen Krieges geschlagen; wenigstens verlor hier der Feind, nach zuverlässigen Quellen, 1500 Mann. Der Tartarengeneral, der das stolze Versprechen gegeben hatte, die Barbaren in ihrer eigenen Schlinge fangen zu wollen, beschloß sein Daseyn durch Selbstmord, und viele brave Offiziere der kaiserlichen Armee folgten seinem Beispiel.

Dieß sind indeß die Uebel des Krieges. Was unser Mitleid in höherem Grade in Anspruch nimmt, das sind die übrigen Opfer seiner Verheerung; die Wittwen, Waisen und die Eltern, die ihrer schuldlosen Kinder beraubt werden. Die englischen Soldaten waren bei Besitzergreifung der Stadt Zeugen einer erschütternden Scene; vier Kinder waren auf einem Fleck von einer zerspringenden Bombe getödtet worden, der verzweifelnde Vater lag über ihnen, um ihre todten Leiber zu umfassen, und versuchte sich dann in einem benachbarten Teiche zu ertränken, woran ihn seine Freunde zu verhindern strebten. Von ähnlichen Gräueln, die der Krieg in seinem Gefolge hat, wendet der Menschenfreund betrübt sein Antlitz ab.

Nach Einnahme der Stadt und Citadelle war den Engländern jetzt Gelegenheit gegeben, sich die Denkmale der chinesischen Baukunst zu besehen, zu denen sie bis jetzt entweder keinen freien Zugang gehabt hatten, oder denen zu nahen ihnen streng verboten war. Schon oben haben wir eine Schilderung des Confucianismus versucht *), es bleibt uns nur noch übrig, das prachtvolle Gebäude zu beschreiben, das dem Andenken seines Stifters in Schang-hai geweiht ist. Drei Thore von edler Bauart führen zu dem Hauptgebäude; das schönste und größte stellt unsere Abbildung

---

*) Siehe den Aufsatz: Religion, Sprache, im achten Heft.

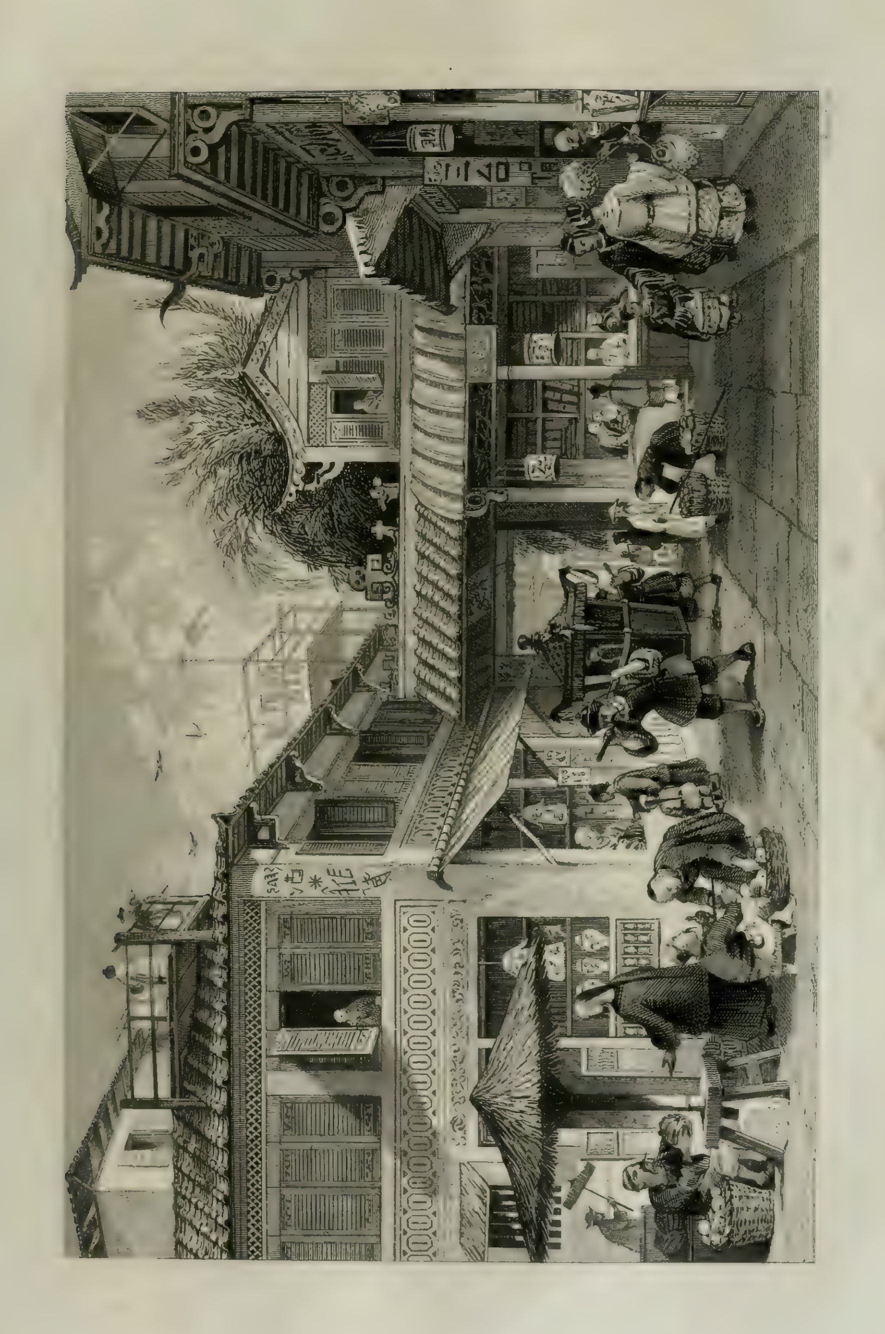
bar; dasselbe ist, sonderbar genug, nach chinesischer Art, von Mauern umschlossen, durch welche man vermittelst eines kleineren Thores, das von der Façade im rechten Winkel absteht, von der Straße aus gelangt. Figuren und Devisen der mannigfachsten Art und ohne Zweifel eben so vielbedeutend, zieren das Portal desselben; das obere Stockwerk ist mit einem Balkon aus kostbarem Holze nach einer prachtvollen Zeichnung versehen; man gelangt auf denselben durch sechs Thüren mit reichem Schnitzwerk aus hartem Holze. Das Dach besteht aus gelbglasirten Ziegeln; fallen die Strahlen der Sonne darauf, so lassen sie es wie aus feinstem Golde erscheinen. Diesen prachtvollen Anblick genießt man um Mittag sogar aus weiter Ferne, da der Bau einen großen Theil der übrigen Stadt an Höhe überragt. Figuren in Hochrelief zieren, wie überall in China, den Rand des Daches, und Drachen von ungeheurer Größe, die auf ihren schuppigen Rücken verschiedene groteske Figuren tragen, bedecken die Vorsprünge desselben.

*

Die Straßen in Canton.

Reisende, die das Innere von China besucht haben, bemerkten eine große Aehnlichkeit zwischen Canton und den übrigen Städten des Reichs. Auch waltet zwischen den bloß von Eingebornen bewohnten Stadttheilen und der Vorstadt, woselbst der Verkehr mit dem Europäer stattfindet, kein deutlich bemerkbarer Unterschied ob. Canton hat sich in der letzten Zeit außerordentlich vergrößert, und eine große Anzahl Kaufläden ist ausserhalb der eigentlichen Stadtringmauer angelegt worden. Unser Bild stellt indeß nicht diese sogenannte Vorstadt dar, sondern versetzt uns in das Innere des eigentlichen chinesischen Stadttheils. Der Umfang der Mauern dieser Altstadt beträgt nur sechs (englische) Meilen, und doch wird deren Bevölkerung mit Inbegriff der auf dem Wasser lebenden großen Anzahl auf eine Million Seelen geschätzt.

Canton besteht eigentlich aus nichts als aus Höfen, die sorgfältig gepflastert sind; die untern Stockwerke aller Wohnungen bilden Läden. Man findet indeß auch in Canton die Eigenthümlichkeit großer europäischer Städte, daß ganze Straßenhöfe von Leuten bewohnt sind, die alle einen gemeinschaftlichen Zweig oder Handel treiben. So wohnen die Schuhmacher zusammengedrängt in einer Gasse, in einer andern vielleicht Koffermacher oder Zimmerleute; in der nächsten Laternenmacher oder Schneider. Der Fremdling versucht es sich durch dieses





Labyrinth einen Weg zu bahnen, um seine Neugierde zu befriedigen; bald findet er aber, daß die Ausführung dieser Absicht mit Schwierigkeiten verbunden ist. Der Durchgang von einem Hofe zum andern ist nämlich so eng, daß er denselben im Gedränge kaum zu passiren vermag. Außerdem sind die meisten dieser Thorwege mit einem eisernen Gitter verwahrt, an dessen einer Seite sich ein Wachtposten befindet. Meistens ist die Aufsichtswache einem Gewerbtreibenden übergeben, der seine Ladenbude dicht dabei aufgeschlagen hat. So wie der Europäer vorgeht, um die Schranke zu überschreiten, wird er von den Eingebornen, die als Hüter derselben dienen, aufgehalten; diese tragen zuweilen ein Luntengewehr, und gehorcht man ihrer Weisung zum Stehenbleiben nicht, so treiben sie den Zudringlichen mit dem Kolbenende zurück.

Sollte dieser demungeachtet weiter vordringen wollen, so machen sie ihr Gewehr fertig, um Feuer zu geben. Inzwischen ist das viel schneller beabsichtigt als bezweckt, denn zuerst muß mit Stahl und Stein Feuer geschlagen werden, um die Lunte anzuzünden; mithin mag Jemand eine bedeutende Strecke vorgedrungen seyn, bevor diese gewaltigen Krieger zum Angriffe gerüstet sind. Indessen bleibt es meist bei der Drohung. Diejenigen, die entschlossen durch die Thore eindringen wollten, begegneten nur selten ernstem Widerstand; die bezopften Marssöhne ließen sich stets von ihren beherzteren Gegnern einschüchtern, indem sie sich damit begnügten, schweigend ihre Waffen niederzusetzen und mit sprachlosem Staunen den Fremden nachzustieren, die ihren Weg durch die Straßen fortsetzten.

Canton ist die reichste Stadt des chinesischen Reichs. Silber ist im Ueberfluß daselbst vorhanden; die von Individuen zusammengehäuften Geldmassen reichen an das Unglaubliche; Läden und Waarenhäuser sind mit den kostbarsten Gütern angefüllt; die Diebsgelüste sind daher daselbst auch sehr groß, so wie überhaupt der moralische Zustand von Seestädten schlimmer ist, als der im Innern der Reiche, weil dort so viele Fremde zuströmen, welche sich eher als die Einheimischen dem Arm der Gerechtigkeit entziehen können, sich auch in der Regel weniger als die Ersteren aus einer Uebertretung des Gesetzes eine Gewissensschuld machen. Auf der andern Seite ist den Eingebornen

das Vorurtheil eigen, die Fan-kuei als Barbaren und gute Beute zu betrachten, die man auf jede Weise betrügen und bestehlen darf; die im ganzen Reiche verbreitete Unzuverlässigkeit in Geschäften wird da auf den höchsten Punkt getrieben, wo sie mit Leuten zu thun haben, welche sie verachten. Ist die Gewohnheit des Betrugs einmal eingerissen, so kann ihr durch Strafen und Ermahnungen nicht mehr begegnet werden, und Künste, welche der Chinese Anfangs nur gegen Ausländer anwandte, wird er bald ebensowohl gegen seine Landsleute richten.

Trotzdem, daß eine ungeheuere Masse Gesindel auf einem so engen Raum unter so großen Schätzen sich herumtreibt, existirt doch, Dank einer aufmerksamen Polizei! eine verhältnißmäßig große Sicherheit des Eigenthums. Einem ertappten Verbrecher wird es fast unmöglich, der Gerechtigkeit zu entrinnen. Dieß wird durch die sehr engen Straßen erleichtert, an deren Ende die oben erwähnten Gitter- oder Riegelthore angebracht sind, die bei dem ersten Rufe: „Haltet den Dieb!" augenblicklich verschlossen werden können. Die Chinastraße, so wie andere der breiteren Hauptdurchgänge, sind an ihren Eingängen mit starken eisernen Thoren versehen, in denen nur eine schmale Pforte zum jezeitigen Durchgang einer Person geöffnet ist. Während der Nacht sind alle diese Schranken dicht verschlossen und die Vorstadt kann alsdann wie ein großes Haus betrachtet werden, dessen hundert Thüren wachsame Pförtner hüten. Bei jedem Eingange sind Polizeisoldaten angestellt, die ihre regelmäßigen Wachen halten, und selbige durch Trommelschlag oder durch Gongtöne in vorgeschriebenen Zwischenzeiten ankünden müssen. Die Stunden werden von den Nachtwächtern entweder durch Schlagen ihrer Bambusstäbe auf das Pflaster angegeben, oder auch durch starkes Anstoßen zweier gehöhlter Bambushölzer, die sie dazu in den Händen tragen.

Aeußerst strenge sind die Anordnungen in Betreff Nachts durchgehender Personen; Niemand wird gestattet, die Thore zu überschreiten, ohne genaue Rechenschaft von sich zu geben, oder eine kleine Abgabe zu bezahlen; im Grund ist es keinem Chinesen erlaubt, Nachts seine Wohnung zu verlassen, wenn nicht die allerdringendste Nothwendigkeit

dieß fordert. In letzterm Falle ist er gehalten, eine Laterne zu tragen auf der mit großen Buchstaben sein Name zu lesen ist; eine Verletzung dieser Vorschrift macht ihn straffällig. Selbst die fremden Residenten sind davon nicht ausgenommen; begegnet man einem derselben zur Abendzeit in den Straßen, so wird unfehlbar sein chinesischer Diener vor ihm hergehen, um ihm mit einer dieser buntfarbigen Lampen zu leuchten. Diejenigen Kaufleute, welche in Nagasaki auf Japan die Nacht außerhalb ihren Schiffen zubringen wollen, werden sogar eingeschlossen wie die Einheimischen, und dürfen ebenso wie diese nur mit Anbruch des Tages ihre Wohnungen verlassen.

Den Ausländern ist der Eintritt in die Ringmauern von Canton nicht gestattet; eine um so bessere Uebersicht derselben genießt man von den obersten Balkonen der europäischen Factoreien aus. Die Fernsicht von diesen Punkten ist unglaublich anziehend und wahrhaft panoramaartig. In weiter Ferne erblickt das Auge Strecken ungemein fruchtbaren Landes, die von Hügeln und Bergreihen jeglicher Färbung unterbrochen und durch tausend silberhelle Ströme bewässert werden; die ganze Landschaft wimmelt von menschlichen Wesen. Weiter unten gewähren Stadt, Vorstadt und Strom ein eben so seltsames als prachtvolles Schaubild, das jedoch bei der Großartigkeit des ganzen Panoramas den Fremden nicht lange zu fesseln vermag. Canton bildet fast ein Viereck, das rings von hohen Mauern umschlossen ist; auch im Mittelpunkt der Stadt läuft solch' eine Mauer hin und theilt sie in zwei gleiche Hälften. Nur sehr wenige hohe Bauwerke erblickt man hier wie im übrigen China; die meisten Häuser haben bloß ein, höchstens zwei Stockwerke und werden hie und da von einem etwas höheren Thorweg oder Triumphbogen überragt. Die Straßen sind gut gepflastert und werden im Allgemeinen sehr sauber gehalten, was bei dem stets darin herrschenden Gewühl wahrhaft merkwürdig ist.

Der Fremde staunt billig über die Bloßstellung der zum Verkaufe ausgekramten kostbaren Artikel. In der Regel fehlen den Läden Vorderfenster; die kostbaren Kaufmannsgüter sind in anscheinender Verwirrung darin aufgehäuft und oft so hingeschichtet, daß sie einen Theil des Straßenpflasters bedecken. Ueber den Thüren sind Bretter befestigt,

welche in großen vergoldeten Charakteren den Namen des Ladenbesitzers und dessen ausgewählten Sinnspruch enthalten. Die meisten der letzteren lauten wie Diejenigen, welche wir bereits früher erwähnt haben *). Der tobende Lärm und das Gewühl dieser geschäftigen Scene läßt sich kaum beschreiben; gelegentlich mischt sich das Abbrennen krachender Schwärmer, die Fisteltöne von Pfennigtrompeten und das Geräusch der Gongs hinzu. Natürlich bilden die Eingeborenen des Landes bei weitem die Mehrzahl der versammelten Menge; sie klappern entweder in ihren dicksohligen Schuhen vorüber, oder stehen gaffend und beschauen sich die anlockenden Waaren in den Läden. Langsam bewegen sich im Gedränge die Barbiere, welche am Ende eines über die Schultern geschlungenen Stocks ihre zum Wandern eingerichteten Geräthschaften tragen. Die Wichtigkeit dieses Gewerbes mag aus der Anzahl derer erkannt werden, die ihren Unterhalt durch dieses Geschäft erwerben; man schlägt dieselbe für Canton höher als siebentausend an. Diese regsamen Leute bilden da ihre Läden, wo sie Kunden antreffen, wenn anders der Raum es gestattet; neben dem Rasieren verrichten sie die Funktionen der Wundärzte.

Auffallenden Gegensatz zu den übrigen Fußgängern bilden die Fremden in ihren eigenthümlichen Trachten; so besonders die Parsen in ihren langen wallenden Gewändern und hohen Mützen. Unvortheilhaft stechen dagegen ab die Europäer in ihren modisch geschnittenen Röcken, und mit ihren förmlichen schwarzen Hüten. Ausländer, die sich durch das Gedränge ihren Weg bahnen, werden unaufhörlich von den Kulie beläftigt, die mit ihren schweren Traglasten voraneilen, und einen ganz eigenthümlichen Schrei ausstoßen, zum Zeichen, daß man ihnen Platz mache; in der That ist auch eine große Behendigkeit nöthig, um in einem solch' ungewohnten Gedränge sich vor den vorspringenden Ecken vorübergetragener Lasten zu sichern. Da fast alle Arbeit in China durch Menschen verrichtet wird, mit Ausschluß alles Zugviehs, so kann man sich einen Begriff von der Menge solcher Lastträger in einer Stadt, wie Canton, machen.

---

*) Siehe den Aufsatz „Nanking" im sechsten Hefte.

Tritt ein Käufer in einen Laden, so wird sogleich ein Theetopf mit zwei oder drei kleinen Tassen von einem Aufwärter hereingetragen und auf den Zahltisch gestellt. Dieß ist eine Artigkeit, die jeder Geschäftsmann seinen Kunden oder auch dem ersten besten Fremden erweist, und die Einladung erfolgt ganz so, wie der Franzose seine Tabaksdose oder der Türke seine Pfeife anbietet.

Im Laufe der Sommerzeit, während welcher die Hitze in Canton wahrhaft erdrückend ist, macht der Europäer meist einen oder mehrere Ausflüge nach einem kleinen Dorfe, Namens Fa-tee, welches etwa zwei Meilen den Strom hinauf liegt. Die Annehmlichkeit der Fahrt dahin wurde bereits früher *) von uns geschildert; es bleibt uns bloß noch übrig, etwas Weniges über den reizenden Ort selbst zu sagen. Derselbe besteht aus einer Anzahl ungemein gefallsam am Ufer angelegter Gärten, die ursprünglich für die Besuche der vornehmen Chinesen eingerichtet waren; in neuerer Zeit sind sie jedoch, um den Wünschen der Ausländer zu entsprechen, mehr nach europäischem Geschmack angelegt worden. Jegliche Person zahlt eine Kleinigkeit als Eintrittsgeld für den Besuch dieser pittoresken, höchst anmuthig ausgeschmückten Gärten; für die Behaglichkeit der Besucher ist zugleich in jeder Hinsicht gesorgt. Dieselben werden sogleich nach ihrer Ankunft in eines der schönen Zimmer geführt, die sich in Reihen längs der Gärten hinziehen. Diese Wohnungen sind mit Bäumen und Stauden umpflanzt, und gewähren entzückenden Schatten. Erfrischungen der kostbarsten Art werden hier gereicht; Thee und Kaffee machen in der Regel den Schluß.

Man bemerkt hier Gartenbeete mit Pflanzen angefüllt, die entweder reihenweise oder in zierliche Töpfe gesetzt und daher zum Fortschaffen geeignet sind; viele davon enthalten die wohlriechendsten Blumen in den schillerndsten Farben. Noch andere Einrichtungen dieser Gärten machen sie dem unter der Gluth eines südlichen Klima leidenden Europäer doppelt angenehm; in ihrem Mittelpunkte befinden sich nämlich kleine Teiche so klaren Wassers, daß die Spiele der Gold- und Silberfische in selbigem deutlich zu sehen sind. Mandarin-Enten,

---

*) S. den Aufsatz: Das Leben in Canton, im siebenten Hefte.

ein Geflügel der prachtvollsten Befiederung, schwimmen auf der Oberfläche oder bergen sich unter dem breiten Laubwerke von Wasserpflanzen. Nebenan befinden sich Badanstalten. Im Hintergrunde des spiegelhellen Wassers ist das ferne Ende des Gartens mit Hainen von Fruchtbäumen und blühenden Sträuchern bepflanzt, und schattige Ruheplätze wie Lauben sind in geeigneten Zwischenräumen angebracht.

Dieß sind die Gärten von Fa=tee, deren Besuch dem Europäer, nachdem er einige Zeit in der gewühlvollen lärmenden Vorstadt von Canton zugebracht hat, die wohlthuendste Erholung gewährt.

Der Engpaß von Yang-tschu.

Die Berichte der Jesuiten über die große volkreiche Stadt Yang-tschu-fu lauteten im sechzehnten Jahrhundert folgendermaßen: „Die Einwohner derselben erziehen mit großer Sorgfalt ihre Kinder, denen sie Unterricht im Gesang, der Musik und Malerei so wie in allem Uebrigen, was zur höhern Ausbildung des weiblichen Geschlechts gehörend angesehen wird, ertheilen lassen, um sie sodann den Mandarinen der ersten Klassen als Kebsweiber zu verkaufen." Zur Ehre der Bewohner dieser Stadt sey hiermit gesagt, daß dieselben keinen solch' schändlichen Handel treiben. Nur so viel ist an der Behauptung der Väter der Gesellschaft Jesu wahr, daß Musik, Malerei und Literatur in keiner andern Stadt China's höher gepflegt werden, als in Yang-tschu-fu und dessen Umgegend. Ihre Kinder aber werden in all' dem nur unterrichtet, um öffentlich als Schauspieler und Künstler aufzutreten, und die Gesellschaft durch die Entfaltung der schönen Künste zu erfreuen und zu bilden.

Das Clima dieses Distrikts gleicht dem des südlichen Italiens oder Siciliens. Die Landschaft bietet interessante, pittoreske Partien, und der Handel der Stadt ist so lebhaft, daß Tausende durch Geschäfte hierher geführt werden, für die dann der heitere gesellschaftliche Ton, der hier herrscht, einen willkommenen Anziehungspunkt bildet.

Unterhalb einer Brücke mit stumpfwinkligen Bogen ergießt hier ein Kanal sein Wasser in den Yang-tschi-kiang, und auf einer von demselben aufsteigenden Höhe befinden sich öffentliche Lustplätze, ländliche Theater u. s. w., von denen aus man einen so herrlichen Ueberblick über die ganze Provinz Kiang-nan hat, daß der Engpaß von Yang-tschu auch „der Felsen der Aussichten" heißt. Jeden Abend suchen hier von der Sorge des Tages Mandarinen und Tausende der Geschäfttreibenden ihre Erholung; zu einer solchen Tageszeit ist die Zahl der Zuströmenden zu groß, um sich einen Weg bahnen zu können, es sind daher zahllose Boote in steter Bereitschaft, um die Vergnügungssüchtigen über den Canal hinüberzuführen, der an diesem Punkte nur wenige Ellen breit ist. Der Arme wird von der großen Menge der vornehmen Diener fast in's Wasser gestoßen; jeder Mandarine erachtet es nämlich für nöthig, durch eine möglichst große Schaar von Sänftenträgern und Begleitern den Glanz seines Namens und Rangs zu entfalten.

Nahe bei der Canalmündung im Engpasse von Yang-tschu befindet sich eine kleine Bucht im Flusse, in der die Salztschonken mit ihren reichen Ladungen vor Anker liegen, um auf die Canäle des Innern und die kleineren Flüsse der Provinz verschifft zu werden.

Neuere Touristen ahmen das schlimme Beispiel der Jesuiten nach, indem sie den Einwohnern von Yang-tschu-fu das Verbrechen des Menschendiebstahls zum Vorwurf machen; wie wir jedoch schon oben gezeigt haben, so hat diese Anklage bloß darin ihren Grund, daß die Bewohner dieser Stadt hauptsächlich die Erziehung ihrer weiblichen Kinder zu vervollkommnen bemüht sind, und daß sich das weibliche Geschlecht hier durch besondere körperliche Schönheit auszeichnet. So wissen moderne Reisende manches Abenteuer zu erzählen, das mit der Cactusbrücke, dem Felsen der Aussichten und den Gewässern des Yang-tschi-kiang verknüpft ist. — Alles dieß entbehrt jedoch jeder reellen Grundlage.

Yang-tschu-fu ist eine uralte Stadt und soll zwei Millionen Einwohner enthalten. In der Periode der chinesischen Chronologie „Frühling und Herbst", ungefähr sechshundert Jahr vor Christi Geburt,

gehörte sie zum Staat Wu; hierauf ging sie in den von Yui und noch später in den von Tsu über, bis sie unter der Tsindynastie mit dem ganzen Reiche vereinigt ward. Der allgemeinen Eintheilung nach gehörte sie zu dem Distrikt von Kii-kiang oder der neun Flüsse. Schriftsteller neuerer Zeit erwähnen ihrer unter dem Namen Kiang-tu oder der Flußhof, oder auch Hof von Liang-nan, Kwang-lin und Sang-tschu; erst unter der Sangdynastie erhielt sie ihren früheren Namen wieder. Unter den Ming oder der letzten Herrscherfamilie hieß sie Wi-hao-fu, welcher Name in ihren heutigen umgeändert ward. Der Distrikt begreift drei Städte des zweiten, und sieben des dritten Rangs. Die größte naturhistorische Merkwürdigkeit in der Umgegend ist der Ta-tong-schäng oder große Metallhügel, so genannt, weil der Herrscher von Wu auf demselben Geld schlagen ließ. Noch andere merkwürdige Punkte erhöhen den Reiz dieser wunderherrlichen Gegend; darunter erwähnen wir des Berges Kwan-liin-liang, dessen Form und Höhe die ausgezeichnetste des ganzen Reiches ist, und des To-kang, nordwestlich von der Stadt, der die Ufer des Yang-tschi-kiang überhängt.

Auf dieser besonders reizenden Hügelgruppe gibt es sehr schätzbare, herrliche Produkte des Naturreiches; unter Andern eine Arzneipflanze, Tschu-pu genannt, von der man dreißig Abarten oder Species zählt, und die in China sehr gesucht ist; auch sind der Hu oder Sternbaum, so wie die Hivan-Hiva oder Cirkelpflanze hier heimisch. Von dieser Pflanze erzählt man sich, was auch in Bezug auf die nach England eingeführte Platane der Fall ist, nämlich, daß deren Kultur in letzterem Lande von einem einzigen orientalischen Schößling herrührt, und daß, wenn die Stammpflanze kränkelt, man bei allen daher abstammenden das Gleiche beobachtet. Der Sage nach zerstörte ein rauher Winter alle in China vorhandenen Cirkelpflanzen bis auf eine, die ebenfalls abzusterben schien. Der Kaiser Tschi-tschin von der mongolischen Dynastie ließ sie hierauf auf den Pa-seen-hiva verpflanzen, und rettete dadurch die Gattung.

Die vierundzwanzig Stadtbrücken von Yang-tschu-fu werden weniger wegen ihres Styls als wegen der Solidität ihres Baues

bewundert. Ausländer besuchen mit Neugierde das Grab Pwan-kus, des ersten Menschen der Schöpfung und das Mausoleum des Kaisers Yang-ti zu Long-tang. Nahebei befinden sich die Trümmer der alten Stadt Kwang-ling, die Gärten von Say oder Schang-lin und der Hochwald. Eine weitere Merkwürdigkeit in der Nähe von Yang-tschu-fu ist die Hivan-Hiva-Terrasse, worauf einst prachtvolle Pavillons, Ahnenhallen und ein Confuciustempel standen.

Oeffentliche Feste.

Der öffentlichen Feste der Chinesen sind nur wenige, und selbst diese wenige können nur als wesentliche Theile ihrer Religion betrachtet werden. Leichen- und Hochzeitsfeierlichkeiten ersetzen ihnen unsere Sonn- und Festtage und werden daher auch mit allem möglichen Pomp gefeiert. Im Allgemeinen lieben die Chinesen Prunkaufzüge und Ceremonien, und diese ihre harmlose Neigung wird durch Religionsgebräuche und Staatseinrichtungen begünstigt.

Das hauptsächlichste chinesische Fest ist dasjenige des Neujahrs, welches beim Eintreten des neuen Mondes, wenn die Sonne den fünfzehnten Grad des Wassermanns erreicht, gefeiert wird. Schon zehn Tage früher schließt man die öffentlichen Bureaux, die dann auch erst nach dem zwanzigsten des ersten Monats wieder geöffnet werden. Am Abend des letzten Tages im Jahre wacht Jedermann bis Mitternacht, dann aber beginnt ein gewaltiger Freudenlärm, überall steigen Schwärmer empor, brennen Freudenfeuer. Man badet und wäscht sich, zieht die besten Kleider an, schmückt die Statuen der Hausgötter, besucht mit Anbruch des Tages die Tempel und die Freunde, denen man Glück wünscht. Während des ganzen Festes findet man überall Thee und Bethel servirt; der Schuldner bezahlt noch vor dem Eintritt des Festes seine Schulden; Freunde machen sich gegenseitig Geschenke, die aus Früchten, Bonbons, feinem Thee, Seidenstoffen, Perlen

u. s. w. bestehen. Die Beglückwünschungskarten enthalten in der Regel die drei Sinnbilder chinesischer Glückseligkeit: Nachkommenschaft, Amtserhöhung und langes Leben. Das erste Sinnbild besteht in einem Kinde, das zweite in einem Mandarine, das dritte in einem bejahrten Manne oder einem Storche, welcher Vogel nach chinesischer Meinung von dem ganzen befiederten Geschlecht das längste Leben erreicht.

Das berühmte Fest der Laternen findet im ersten Vollmonde des begonnenen Jahres statt, und wird durch das ganze weite Reich gefeiert, welches alsdann im Scheine bunter Lichter erglänzt. Man hat berechnet, daß während dieser Festzeit mehr als zweihundert Millionen der prachtvollsten Lampen dieser Art zu gleicher Zeit ihre bunten Farbenstrahlen im ganzen Reiche verbreiten. Alles wird um diese Zeit aufgeboten, um diese Lampen so geschmackvoll als möglich zu schmücken. Man malt alsdann Reiter, Krieger, Thiere u. s. w. darauf; die Hitze der Lampe dreht ein Rad, worauf diese Figuren gemalt sind, die nun in fortwährender Bewegung bleiben. Von jeher hat der außerordentliche Glanz dieser Beleuchtung der Ausländer Aufmerksamkeit gefesselt; ganz besonders war dieß der Fall, als die Begleiter des englischen Gesandten Lord Makartney in der Nähe der großen Hauptstadt des himmlischen Reichs den tausendfachen Schimmer solcher Glanzballone über den Fluthenschwall großer Ströme hingebreitet und vom Wasserspiegel zurückgestrahlt sahen.

Bereits oben *) haben wir des altherkömmlichen Ackerbaufestes gedacht. Dasselbe wird ebenfalls in ganz China gefeiert; als Stellvertreter des Kaisers erscheinen dabei die Gouverneure der einzelnen Provinzen. Mit Blumen bekränzt durchziehen dieselben im reichen Prunke die Straßen, begleitet von zahlreichen Schaaren Vornehmer und Großer, die Flaggen tragen; letztere sind mit Sinnbildern des Ackerbaues und Abbildungen von Personen, die sich einen Namen dabei erwarben, geziert. Alle Straßen, durch die der Zug geht, sind mit großen, prunkenden, sinnreich erdachten Laternen und herrlichen Triumphbögen geschmückt. Figuren, aus Thon oder Porcellan gebildet, werden durch die Straßen

---

*) Vergleiche den Aufsatz: die merkwürdigsten Städte und Orte China's.

zur Schau herumgeführt. Vierzig Leute tragen auf ihren Schultern einen aus Thon gefertigten Büffel von ungeheuerem Umfange; ihm voran geht ein Knabe, der den Genius des Gewerbfleißes vorstellt. Sobald der Zug bei dem Palaste des Gouverneurs angelangt ist, hält dieser in seiner Eigenschaft als Priester des Frühlings eine Rede zum Lobe und zur Ehre des Ackerbaues. Am Schlusse derselben schlägt er dreimal mit einer Peitsche auf den Büffel, den das Volk sodann mit Steinen zertrümmert. Die Ceremonie endet damit, daß der Inhalt vom Innern des großen Thieres, bestehend aus einer Anzahl kleiner Kühe aus demselben Material, unter dem Volke vertheilt wird.

Im neunten Monate findet ein ähnliches Fest statt, wobei die Kaiserin selbst thätig ist. In Begleitung ihrer vornehmsten Hof- und Palastdamen begibt sie sich an den, dem Erfinder der Seidenfabrikation geweihten Altar, um an demselben zu opfern. Nach der Beendigung dieser Opferfeier sammeln die Damen Maulbeerblätter ein, um die Seidenwürmer damit zu füttern, die in dem Depot des Kaisers auferzogen werden, und machen alle Operationen des Seidenabhaspelns u. s. w. mit.

Durch ihre Mitwirkung bei beiden Festen wollen der Kaiser und die Kaiserin dem Volke beweisen, daß sie selbst das heilige Edikt befolgen, welches befiehlt: „Seyd besorgt für Eure Aecker und Maulbeerbäume, damit Ihr Nahrung gewinnt und Kleider.“

Ein anderes Fest feiern die chinesischen Schiffer durch eine Wettfahrt, welche am fünften Tage des fünften Monats zu Canton stattfindet. Es werden dazu Boote von so außerordentlicher Länge gebraucht, daß jedes einzelne Fahrzeug fünfzig bis achtzig Ruderer zu fassen vermag, die ihre Ruder nach dem Trommelschlage in Bewegung setzen.

Im Anfange unseres Aprilmonats werden von den Chinesen die Todtenfeste gefeiert; sie bezeichnen diesen Zeitabschnitt mit dem Namen Tsing-ming. Aus allen Städten und Oertern zieht das Volk alsdann haufenweise zu den benachbarten Hügeln, auf deren Gipfelkronen gemeiniglich die Grabmäler sich befinden; diese werden nun gereinigt und gesäubert, auch die gebräuchlichen Feierlichkeiten vollzogen. Die Erfüllung derselben am Grabe Angehöriger erachtet jeder Eingeborne,

vermöge der empfangenen Erziehung und nach herkömmlicher Sitte, für seine Pflicht und seine Freude; er hofft nach seinem Tode dieselben Ehrenbezeigungen in der Halle seiner Vorfahren zu erlangen, und sieht ihnen als der größten Belohnung entgegen, welche ihm für ein Leben tugendhaften Duldens zu Theil werden kann. So wird die Erhaltung und Pflege der Gräber zu einem Beweggrund so mancher Tugenden und mildthätigen Handlungen, die sonst unvollführt geblieben wären. Der Arme erkauft mit den ersparten Pfennigen Wein, den er auf dem Grabe ausgießt, und einige Bögen mit Zinnblättchen überzogenes Ghospapier, das er anzündet, nachdem das Grab von Unkraut und Schutt gereinigt ist. Die Reichen errichten in der Nähe des Grabmals schöne Zelte, sprechen gewisse Lehrsätze zur Versöhnung der abgeschiedenen Geister der Todten, und stellen sodann ein üppiges Mahl von Kuchen, heißen Weinen und Schinken in den Zelten auf; erscheinen keine Schatten, um dieses Mahl zu verzehren, so wird es zur Ehre der Todten ,von der versammelten Gesellschaft genossen.

Als eines eigentlichen Provinzialfestes bleibt uns noch das am vierzehnten Tage des Septembers zu Canton gefeierte Dankfest zu erwähnen übrig; vielleicht wird kein anderes Fest in Canton mit so allgemeiner Befriedigung gefeiert. Dasselbe bezeichnet den Anfang des Geschäftsjahrs und heiligt den Tag, an welchem die Theewaaren auf den vielen Canälen und Strömen des Binnenlandes nach Canton abgeschickt werden, wodurch die Geschäftsthätigkeit aller Derjenigen, welche vom ausländischen Handel leben, von Neuem beginnt. Am Abende wird zur Gedächtnißfeier dieses Jahrestages der Nationalwohlfahrt ein prunkvolles Fest in der ganzen Stadt gefeiert, das den Namen „Tschin-tschin-Ghos" oder Dankweihe führt. Das Aussehen der Vorstädte ist nun ganz verändert, sie erglänzen im blendendsten Lichtscheine; besonders ist dieß mit der Chinastraße der Fall, die den auffallendsten Gegensatz gegen die gewöhnlichen Tage bildet. Von allen Richtungen her ertönt Musik, und man hört der Schauspieler kreischende Stimmen aus dem wiehernden Gelächter der versammelten Volksmenge heraus.

Ein Engländer beschreibt die Feier dieses Festes folgendermaßen: „Bevor wir uns von den Factoreien her dem gewölbten Eingang zu den Chinastraßen näherten, erinnerte uns das Gebrause menschlicher Stimmen und der Schall geschlagener Gongs an einen europäischen Jahrmarkt; es war ganz das nämliche Kreischen und Schreien, dieselben mißtönenden Klänge zerbrochener Kesselpauken und schrillender Pfennigtrompeten, das Krachen abgebrannter Schwärmer und das Brüllen wilden Gelächters. Wir erlangten inzwischen einen Ueberblick der ganzen Scene, die in der That ungemein viel Eigenthümliches bot. Tiefer die Straße hinab gewahrte man eine fast vollkommene Fläche dicht aneinander gedrängter, kahl geschorner Chinesenköpfe, mit fast bis auf den Boden herabhängenden Zöpfen, die sich in hübscher Perspective der Entfernung gemäß verjüngte, bis sie mit der Masse verschmolz, die sich von der Seite der Factoreien herbeidrängte. Ueber dieser Schädelfläche hingen große Lampen und Kronleuchter, die ihre Glanzstrahlen mit dem milderen, sanfteren Scheine vermengten, den zierliche, mit den lebhaftesten, prunkendsten Farben bemalte Laternen verbreiteten.“

„Die öffentliche Schaulust befriedigte sich an den Gemälden und Sinnbildern, die auf Stangen quer über die Straße in geringer Entfernung von den Köpfen der Menge aufgehängt waren, oder an den Darstellungen phantastisch gekleideter Schauspieler, die ihre Rollen auf zahlreichen schmalen Bühnen spielten. In den Winkeln der Straßen befanden sich Götzenbilder, meistens in der Gestalt riesiger Krieger, und waren von einer Anzahl Diener umstanden, die von Zeit zu Zeit zu deren Ehre hunderte von Schwärmern abbrannten.“

„Die ganze versammelte Volksmenge bestand aus Männern, da Frauen, selbst denen der niedersten Stände, in einem solchen Gedränge zu erscheinen nicht erlaubt ist. Die Unreinlichkeit, die sich an den Röcken der Chinesen zeigte, offenbarte, daß die Menge nicht zu den bessern Classen gehörte, und lieferte einen Beweis von dem Widerwillen der Chinesen, Flußwasser zu einem andern Zweck als zur Bewässerung ihrer Reisfelder anzuwenden.“

„Uebrigens war das Volk bemerkenswerth ruhig; nicht ein einziges

Individuum war darunter mit einem Stocke in der Hand zu erblicken, und obwohl sich Tausende im Gedränge ganz fremd seyn mußten, so zeigte sich doch nicht die allermindeste Spur von Zanksucht. Mit aufgesperrten Mäulern stierte die Menge die zahllosen Schaudinge an; kitzelte etwa ein Lieblingsheld ihr Geistiges, so erscholl wieherndes Gelächter, und im freudigen Umrollen stießen sie dann einer heftig gegen den Andern; doch Alles dieß ward auf's Friedlichste hingenommen, kein noch so kleines Zeichen von Groll oder Unmuth ward sichtbar."

Die Hiahügel bei Tschau-king-fu.

Im westlichen Distrikt von Quang-tong (der Provinz Canton) bemerkt man eine Hügelgruppe von großer Ausdehnung, in der so mancher stolze Fluß seinen Ursprung bildet. Manches schätzbare Metall wird hier gewonnen und in den daselbst befindlichen Wäldern wachsen die kostbarsten Holzgattungen. Die Abhänge und Felsen dieser Alpenregion wölben sich an manchen Punkten so vollständig über dem Flußbette, daß sie dem Auge die merkwürdigste Erscheinung bieten, und die niedern Partien derselben sind meist so von Wasser unterwühlt, daß das Ganze den Charakter von fortlaufenden Höhlen hat. Die Eingebornen kennen diese interessante Region unter dem Namen: Hia. Bei Hia-kiu nähern sich die Berge in dem Maße, daß die Sonnenstrahlen nicht einzudringen vermögen; die Wunderherrlichkeit dieser Kalksteingrotten, mit einem Wasserfall, der sich zwischen denselben herabstürzt, ist daher nur dann genießbar, wenn sie im Wiederschein der Sonne erglänzen.

Zehn Meilen östlich von Tschau-king-fu ist am Flusse Tschu zwischen den Hiahügeln der berühmte Engpaß, und nahebei findet der Zusammenfluß dreier Ströme statt, auf denen der Verkehr von Canton mit dem Innern China's vermittelt wird. Die Höhen von Hia sind geschichtlich als der Schauplatz eines blutigen, darauf stattgefundenen Kampfes berühmt. Unter der Wudynastie unterwarf Pu-tschih, die

rechte Hand von Kiau-tschän, diesen Distrikt seiner Gewalt, und die blutige Entscheidung fiel auf der Bergfläche von Hia-kin, indem der widerstrebende Theil seiner Bewohner, unter der Anführung von Hang-i und Tseen-twan, daselbst unterlag; die vom Blute gerötheten Wasserfluthen trugen die Kunde davon bis nach Canton. Unmittelbar nach dieser Niederlage, die sie erlitten, fand die wunderbare Verwandlung einer Heerde Schafe in eine eben so große Anzahl Steine statt; zum Zeichen von der Gottheit, die so die Erfolge der Unterdrücker durch den Hunger vereitelte. Der Ort dieses Wunders trägt heute noch den Namen Ling-yang-hia.

Die Natur hat alle ihre Gaben auf die gesegneten Hiahügel verschwendet, und längs der Ufer dieses majestätischen Flusses, der, ungefähr mit dem Charakter des Rheins, sich seinen Lauf durch die Berge bahnt, befindet sich keine noch so kleine Strecke unbebauten Landes, auf der nicht eine Hütte oder ein Dorf steht; auf den Abhängen und Höhen, die theilweise durch die höchst reizenden Halbinseln gebildet werden, wohnen wohlhabende Bergwerkinhaber oder Forstaufseher. Ein großer Theil der Bevölkerung, hauptsächlich derjenige, welcher vom Transport der Metalle oder des Bauholzes nach Canton lebt, bewegt sich stets auf dem Wasser und ein rohgebautes Floß ist häufig die Wohnstätte einer großen Anzahl derselben. In den Bergen von Tsi-hwiy sind reiche Silberminen; Zinn findet man zu Tih-king-tschu und Long-siy-heen, Erz zu Kau-yao, und zu Lang-hiang einen sehr geschätzten, zu Malerpaleten verwandten Stein, worauf die Einwohner die chinesische Tusche reiben. Man gebraucht hierzu verschiedene Sorten Steine: dunkelpurpurne, rothe mit Purpurstreifen und eine dritte Sorte von bläulichem Purpur, welch' letztere in ihrer Vollkommenheit tausend Goldstücke werth ist.

Neben Zinn, Silber und Eisen erhält man aus derselben Gegend Gold, Quecksilber und Edelsteine; es befinden sich hier Zinn-, Messing- und Stahlfabriken. Alle tropischen Pflanzen gedeihen in diesem irdischen Paradiese, und Rosen- und Eisenholz ist hier heimisch. Zu diesen Schätzen kommen noch andere hinzu, die den Werth der Gegend in den Augen des Naturfreundes erhöhen. Der Pfau und eine Abart

desselben, der Fi=tswy, zeichnen sich auf den Hügeln von Hia hauptsächlich durch ein Gefieder vom glänzendsten Grün aus; aber auch ein häßlich schwarzer Affe, Hih=yuen, und eine giftige Ratte, Hia=schu genannt, die mit ihrem gefährlichen Bisse jedes andere Thier verfolgt, werden in großer Anzahl hier gefunden. Am Flußufer hausen Ottern, größer, aber auch weit wilder als die europäische Art, und richten gelegentlich unter den Heerden, die dem Ufer zu nahe kommen, arge Verheerungen an.

Die Stadt Amoy.

Die Unfruchtbarkeit der Seeküste der Provinz Fo-kien nöthigte die Bewohner derselben, ihren Lebensunterhalt durch den Handel zu gewinnen; sie wählten daher schon in den früheſten Zeiten mit großer Ueberlegung den dazu besonders günstig gelegenen Hafen und die Insel Amoy. Man findet hier ein von Natur breites Wasserbecken, in dem tausend Schiffe bequemen und tiefen Ankergrund finden und durch einen Inselvorsprung vor den Winden geschützt sind. Der Verkehr mit Siam und Cochinchina zog sich auch bald hierher, wo die Engländer eine Factorei besaßen, die sie jedoch beim Ausbruch der letzten Feindseligkeiten zu verlassen genöthigt wurden; vor diesem Zeitpunkt war Amoy der Mittelpunkt des chinesischen Verkehrs. Durch den Traktat von Nanking ist Amoy ein Freihafen geworden; bei der Vorliebe der Bewohner dieser Stadt für den Seehandel wird daher auch der Verkehr derselben durch diese Umstände sich neu beleben und einen rascheren Aufschwung gewinnen, als selbst der von Ning-po, obgleich letztere Stadt günstiger in Bezug auf das Innere China's gelegen ist. Amoy ist der Schlüssel zu der Provinz, welche den meisten Thee hervorbringt. Die Stadt zählt öffentliche Gebäude genug, aber kein einzig geschmackvolles darunter; in der That war auch der Wohlstand derselben durch die Maßregel der chinesischen Regierung, welche allen auswärtigen

Handel verbot und die britische Factorei entfernte, überraschend schnell gesunken.

Das große Thor von Amoy ist mehr colossal als prachtvoll; der Drache bildet unter seinen Verzierungen den Hauptheil und die weisesten Sinnsprüche des Confucianismus sind darauf angebracht. Die Spitze desselben endigt sich in einem Boote, das zwei Fische trägt, jedenfalls für Amoy ein geeigneteres Symbol, als der chinesische Drache, da die Fischerei an der Küste in dem Canal von Formosa außerordentlich ergiebig ist, und die gesammte Bevölkerung davon und vom auswärtigen Handel ihre Nahrung zieht. Die Stadt Emuy oder Amoy hat eine Besatzung, Kanonengießerei und Schiffswerfte, welch' letztere seit mehreren Jahren besteht; die englische Flotte traf im Jahr 1841, als sie in diesen herrlichen Hafen einlief, den Platz stark befestigt und durch eine beträchtliche Tartarenmacht vertheidigt.

Am 25. August 1841 erschienen die Engländer zum zweiten Mal vor Amoy, und wurden von der Hafenbatterie aus mit einigen Kugeln begrüßt, was die englische Fregatte „Modeste" erwiderte. Tags darauf näherte sich ein Mandarine mit einer Waffenstillstandsflagge von der Stadt her und erkundigte sich nach dem Zwecke des Besuchs einer so starken Flotte, der, wie er meinte, wohl nur den Handel zum Gegenstand haben könne; er schloß damit, daß das einzige Mittel, um unvermeidlicher Vernichtung zu entgehen, darin bestehe, wenn die englische Flotte sich alsobald entferne. Die Antwort Sir Henry Pottinger's lautete: daß er nur aus Mitleid mit den Bewohnern in die sofortige Uebergabe der Stadt und Festung willige, die er bis zum Friedensschlusse besetzen werde; die Tartaren und übrigen Truppen der Besatzung sollten sich zurückziehen dürfen. Die Tartaren waren jedoch nicht ohne Grund der Meinung, daß sie den englischen Angriffen von den festen Wällen herab und vermittelst ihrer Geschütze von großem Kaliber starken Widerstand zu leisten im Stande seyn möchten. Ein zwölfhundert Ellen langes Fort hatte neunzig Stück Geschütz, außerdem besaß der Feind noch einzelne Batterien, und auf dem sogenannten rothen Punkt ein zweites Fort mit zweiundvierzig Geschützen des größten in China üblichen Kalibers. Bei Ku-long-su, dem Schlüssel zu Amoy,

standen sechsundsechzig Kanonen und die Mauereinschnitte waren mit Sandsäcken ausgefüllt; weitere Befestigungen deckten den Platz auf andern Seiten.

Der anscheinend uneinnehmbare Platz konnte indeß europäischer Kriegskunst nicht widerstehen; mit dem fast sichern Erfolg des Siegs entwarfen die Engländer den Angriffsplan. Die Kriegsschiffe „Modeste“, „Blanche“, „Druide“ mit den übrigen Flottenschiffen näherten sich der Stadt unter Austausch gegenseitiger Batterielagen mit dem Feinde, ohne jedoch Anker zu werfen, bis sie dicht unter den Wällen von Ku-long-su waren. Kurz darauf vollführten die englischen Seesoldaten unter Capitän Ellis mit einem Detaschement des sechsundzwanzigsten Regiments unter Major Johnston glücklich ihre Landung unter einem heftigen Scharmützel mit dem Feinde, der bereits zu fliehen begann. Die „Modeste“ lief in den innern Hafen ein, dessen Kanonen sie zum Schweigen brachte; sie erbeutete daselbst sechsundzwanzig von ihrer Mannschaft verlassene Kriegstschonken mit hundert und achtundzwanzig Geschützen. Bei der langen Batterie setzten die Tartaren einen zwar tapfern aber kurzen Widerstand dem vereinigten Feuer von fünf englischen Linienschiffen entgegen, wurden aber von einem in ihrem Rücken angreifenden Corps der Engländer zum großen Theil vernichtet. Dieß vermehrte noch den Schrecken, der bereits angefangen hatte, sich bei der ganzen Besatzung zu äußern und das ganze Feld war bedeckt mit auf der Flucht begriffenen Mandarinen und Tartarensoldaten, die von englischen Seesoldaten und Matrosen verfolgt wurden.

Der chinesische Oberbefehlshaber ertränkte sich unmittelbar nach der Niederlage, die er erlitt, im Meere, und ein angesehener Mandarine, der sich von den Engländern auf den Fersen verfolgt sah, zog sein Schwert und stieß es sich in's Herz. Die Beute an Silber war gering, desto mehr Kupfergeld fiel den Siegern zu.

Der Tong-ting-schän.

Die Berge, die südöstlich von Nanking den Tai-hu oder großen See einschließen und theilweise überhängen, haben denselben malerischen, oder besser gesagt, grotesken Charakter, der der ganzen Landschaft der sieben Sternenhügel*) eigen ist. Kalkstein ist hier die allgemeine Formation; wo dieselbe daher entweder mit den Wellen der See oder der Strömung des Flusses in Berührung kommt, wird sie entweder ganz davon abgewaschen, um sich an einem andern Orte neu zu bilden, oder verändert ihre Gestalt. Im ganzen Laufe des Yang-tschi-kiang und des Tai-hu, wo diese Formation vorherrscht, sind Höhlen, malerische Vorgebirge, losgetrennte Felsenmassen, fruchtbare Inselchen dasjenige, was sich am Häufigsten dem Auge darstellt und in den bergigten Theilen, wo die Gewalt von Wasserstürzen auch das zähste Material bezwingt, sind die Formen, die der Kalkstein annimmt, von endloser Verschiedenheit. Einer der steilsten Hügel im großen Seedistrikt, ungefähr dreißig (englische) Meilen nördlich von der Stadt Su-tscheu, ist der Tong-ting-schän, auch Lin-uh-schän und Pau-schän genannt. Der Umfang der ganzen Hügelgruppe, innerhalb welcher die schönsten Landschaften des Innern von China liegen, beträgt einhundert und fünfzig Meilen. Ein chinesischer Geograph sagt hierüber: „Gegen Nordwesten liegen

---

*) Siehe Abbildung und Aufsatz: Die sieben Sternengebirge, im dritten Heft.

die vierundvierzig Hügel, von denen der höchste und geschichtlich berühmteste der Ma-tsih ist; einundvierzig andere, von denen der Tong-ting sein dunkles Haupt in die Wolken erhebt, begränzen den Osten und von den siebenundvierzig weiteren, die man in andern Richtungen zählt, tritt abermals ein Theil des Tong-ting hervor." Die Schriftsteller dieses Landes haben in Bezug auf diese Berggruppe das ganze Wörterbuch ihrer Sprache in Lobeserhebungen erschöpft, und ihre Bewunderung derselben und der von ihnen eingeschlossenen Landschaften hat keine Gränzen. Sie sagen von ihnen: daß der Schatten der daselbst befindlichen Grotten, das Grün ihrer Thäler, die einsamen Punkte derselben, der weithin leuchtende Glanz der auf dem Rücken der niederen Hügel erbauten Paläste, so wie die hellglasirten Dächer der Tempel ein Licht ausströmen, gleich den Sternen des Nachthimmels, und daß alle diese großen Bauten mit einer Regelmäßigkeit errichtet seyen, wie die Figuren eines Schachbretts. Man sieht, daß den chinesischen Schiftstellern gleich den übrigen Orientalen die Uebertreibung eigen ist; in der That aber sind in Bezug auf die meisten Landschaften China's die Contraste zu stark, um nicht zu den auffallendsten Vergleichen Stoff zu bieten.

Im Gegensatz zu den Eingebornen, die sich an den Schönheiten des westlichen Theils von Tong-ting ergötzen, findet der Europäer einen größeren Genuß an den Naturwundern von Tong-ting-schän. Er begegnet hier keinem Palast eines stolzen Mandarinen, noch Altären des Götzendienstes, die in regelmäßigen Zwischenräumen erbaut sind; hier feiert die Natur ihre einsamen Feste. Ueppige Wälder zieren die Spitzen, und das Grün, in das die Thäler gekleidet sind, contrastirt auffallend mit den unfruchtbaren Felsenmassen, die hie und da dieselben überhängen. An Stellen, so romantisch als sie die lebhafteste Phantasie nur zu erdenken vermag, wo irgend ein glänzender Bach aus einem einsamen Thale seinen Lauf in die Ebene nimmt, oder wenigstens nicht weit davon, entdeckt der Wanderer Dörfer, und so groß ist die Abgeschiedenheit ihrer Lage, daß man sie als von der übrigen Welt getrennt betrachtet. Im Munde der Bewohner derselben sind die steilsten Höhen der benachbarten Berge mit Sagen verknüpft.

Jeder derselben ist ein Merkzeichen des Wegs dem Wanderer, oder bildet an Festtagen den Versammlungsort der Dorfbewohner; von einem jeden derselben weiß man sich irgend eine Geschichte zu erzählen, die ihm einen gleichen Grad von Interesse verleiht, wie die Wolke, die zu Zeiten seine Spitze umhüllt.

Die Ueberlieferung schweigt in Bezug auf die Bewohner dieser Hügel in früheren Zeitaltern; ohne Zweifel wurden hier die Menschenopfer gebracht, die das Heidenthum mehr schänden als die unsinnigen Lehren, worauf dasselbe beruht. Desto mehr aber freut sich der Freund der Natur dieser Gegenden. Er findet hier stete Contraste — den Frieden einer einsamen Natur neben der großartigsten Scenerie; den Lärm des Katarakts neben der ruhigen Oberfläche eines See's. Ueberhaupt gehört China zu den schönsten Ländern der Erde; zwar enthält es auch öde, unfruchtbare Striche, im Allgemeinen ist es aber ein äusserst fruchtbares Land voll wahrhaft schöner Gegenden, sein Clima gehört zu den gesundesten der Erde und die Jahreszeiten wechseln regelmäßig; die Chinesen feiern daher auch einen eigentlichen Cultus der Natur; überall befinden sich Tempel, die den Gottheiten der Winde, der Luft u. s. w. geweiht sind. Auch die Ahnenhallen sind hie und da in der freien Natur errichtet, wie z. B. auf dem Tong-ting-schän. Auf einer kleinen Halbinsel, die in das felsigte Wasserbecken eines herrlichen Katarakts ausläuft, nicht weit von Shih-kong-schän, befindet sich eines der zierlichen Gebäude, die der Chinese Tsu-tang oder Ahnenhallen nennt. Statt der Götzenbilder enthalten die Nischen dieser Hallen Tafeln, worauf die Tugenden der verstorbenen Würdigen des Distrikts verzeichnet sind. Die Aufnahme in diese Hallen wird als die größte Ehre angesehen, die einem Chinesen nach seinem Tode widerfahren kann, alle seine Verwandten nehmen daran Theil, und legen den größten Werth darauf, daß ihm diese Auszeichnung zuerkannt wird.

Chinesischen Schriftstellern zufolge geschah hier in den Wildnissen des Tong-ting-schän und den Schluchten des Lin-uh die Unthat, daß Hiu-lu, der Prinz von Wu, seinen Schwiegersohn Lin-wi gefangen hielt, bis er ihm nach Verfluß von siebenzehn Tagen das heilige Buch von Yu auslieferte. Yu ist der große Kaiser China's, dem, der

chinesischen Ueberlieferung zufolge, die Rolle des biblischen Noah zugetheilt war *). Später, während seiner Regierung, verfaßte er das gelehrte Buch: „Die wahre Lehre von der wirklichen Lage der Berge und Seee, der Gold-, Silber- und Eisenminen, und Beschreibung aller Fische der Gewässer." Oberhalb der Schlucht erstreckt sich der Siau-hiahain, in dessen Schatten der König von Wu, der Sage nach, Zuflucht vor der Sonnenhitze suchte, nicht weit davon der Ming-tschui oder blasse Mondscheingang, wo er im Mondlichte sich zu ergehen pflegte.

Die Producte aller dieser Haine sind prachtvoll und zahlreich, keines aber übertrifft eine Art von Orangebaum, Namens Kurih, der purpurroth blüht und dessen Frucht im Spätsommer geerntet wird. Stehen aber alle Thäler und Hügel dieses irdischen Paradieses in Blüthe, so ist der Anblick wahrhaft entzückend und übertrifft an wirklichem Reiz Alles, was der Europäer Schönes von dem Welttheil, den er bewohnt, zu rühmen weiß.

---

*) Der chinesischen Sage zufolge ließ er die Gewässer der Sündfluth ablaufen, wozu er acht Jahre bedurfte. Er maß neun Fuß; ein Goldregen fiel drei Tage lang vom Himmel herab, als er geboren ward.

Chinesische Regierungsform.

Man war bis auf die letzten Zeiten der Meinung, die chinesische Regierungsform sey streng despotisch; sie ist es aber nur insofern, als der alte Grundsatz daselbst besteht, daß die Interessen der Individuen durchaus rücksichtslos dem Wohl des Ganzen aufgeopfert werden müssen. Der Wille des Kaisers entscheidet an und für sich nicht souverän, denn er ist beschränkt durch ein repräsentatives, von bestimmten Classen der Staatsbeamten ausgehendes Gesetz, so wie durch die Verpflichtung des Monarchen, seine Beamten nach bestimmten Vorschriften aus dem Vereine gebildeter Personen zu wählen. Dieser Verein bildet China's eigentliche Aristokratie; es gibt zwar in diesem Lande auch einen Erbadel von verschiedenen Rangclassen, wozu die Mitglieder der kaiserlichen Familie und die Nachkommen des Confucius, Mencius, Laot-se und andere verdiente Personen, die der Kaiser mit einem erblichen Titel beehrte, gehören, indessen fällt der Rang dieser Bevorrechteten mit jeder Generation um eine Stufe, so daß sie sich in der fünften unter der Masse des Volks verlieren. Nur die Senioren der Familien des Confucius, Mencius und Laot-se machen hiervon eine Ausnahme, indem man diesen aus Achtung für die Stifter der in China herrschenden Religionen den Erbtitel „Kong" gelassen hat. Die damit verbundenen altherkömmlichen Ehrenbezeigungen werden von Zeit zu Zeit in den Augen des Volks erneuert; so berichtete unlängst die Staatszeitung

von Peking, der Kaiser habe einen directen Abkömmling des Confucius an seinen Hof gerufen, ihm daselbst alle Ehre zu erweisen geboten, und ihn hierauf mit reichen Geschenken entlassen.

Die eigentliche Aristokratie China's besteht aus den Beamten oder denjenigen, die bereits die erforderlichen Prüfungen bestanden haben, um solche Stellen bekleiden zu dürfen. Schon oben *) haben wir der vier gelehrten Würden gedacht, die sich der Chinese nach eben so viel vorausgegangenen Prüfungen erwerben kann. Jede dieser Würden befähigt zu einem Staatsdienste; aus der obersten derselben, dem Collegium der Han-lie oder dem Nationalinstitut werden alle höheren Staatsbeamten, selbst die Minister, gewählt, was vom Kaiser nur auf den Vorschlag des Conseils geschieht. Die erwähnten vier Würden bilden mit den neun Classen der Mandarine also den einzigen Adel, gewissermaßen den Dienstadel China's, und der Chinese ist stolz auf eine Einrichtung, die schon seit dem siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bestehen soll. In Bezug auf dieselbe führt der Chinese den Sinnspruch an: „Durch Bildung erhebt sich der Sohn des Volks zu den Großen, und ohne Bildung steigen die Söhne der Großen bis zu der Classe des Volks herab."

Der Kaiser übt jedoch ausschließlich die höchste Gewalt, zugleich ist er aber auch der Oberpriester der Staatsreligion, und seine Minister und Staatsdiener sind die Mitglieder dieser Hierarchie **). Es existirt daher in China auch keine Priesterschaft der Staatsreligion, weil der Monarch und seine Großofficiere selbst die Functionen derselben verrichten; der Kaiser opfert sogar als Pontifex maximus in den Tempeln des Staates.

Der Kaiser wird der Vater des Reichs, der einzige Beherrscher der Erde und der Sohn des Himmels genannt. Die Ehre, die ihm erwiesen wird, ist eine fast göttliche. Gerbillon, ein französischer Jesuit, der den Kaiser Kanghi im Jahr 1691 nach der Tartarei begleitete, schildert folgendermaßen das Zusammentreffen des Kaisers mit den tartarischen Großen:

---

*) Siehe den Schluß des Aufsatzes: Religion, Sprache, im neunten Hefte.

**) Vergleiche hierüber den Aufsatz: Religion, Sprache, im achten Hefte.

„Was der Scene irgend Feierlichkeit verleihen konnte, war aufgeboten worden; der Kaiser war in ein langes Gewand mit Stickereien auf gelbem Seidegrund gekleidet, worauf Drachen aus Seide und Gold abgebildet waren. Darüber trug er ein Oberkleid von Purpuratlas, worauf vier große Kreise, jeder nahezu ein und einhalb Fuß im Durchmesser haltend, gestickt waren, die je zwei gestickte Drachen enthielten. Einer dieser Kreise war auf dem Unterleibe, ein zweiter auf dem Rücken, und die beiden andern auf den Aermeln angebracht. Die letzteren, und namentlich der Kragen, waren mit dem kostbarsten Hermelin verbrämt. Seine Mütze zierte vornen eine glänzende Perle und die Schuhe waren von schwarzem Atlas. Um seinen Hals trug er große Agatkugeln mit Corallen vermischt. Das Pferd, was er ritt, war eben so prachtvoll geschmückt."

An seinem Zelte angelangt, stieg der Kaiser ab und setzte sich, nach orientalischer Sitte, mit in einandergeschlungenen Beinen nieder. Die Prinzen von Geblüt schaarten sich jetzt mit verschiedenen mongolischen Großen zur Linken; zur Rechten stellten sich die drei mongolischen Khane mit dem Oberpriester voran auf; letzterer hat immer den Vortritt. Es mögen sich im Ganzen sieben bis achthundert Tai-ks oder tartarische Vornehme hier befunden haben. Sobald als der Kaiser sein Zelt betreten und sich niedergesetzt hatte, führte der Zeremonienmeister alle diese Adeligen unter dem lauten Commando: „Auf die Knie!" vor dem Kaiser vorüber. Dem Gebote, welchem schnell gehorcht ward, folgte ein zweites: „Kopf an den Boden!" — Alle Anwesenden berührten jetzt dreimal die Erde mit der Stirne. „Steht auf!" hieß es nun, und gleich darauf wieder: „Auf die Knie!" So ward diese Ceremonie (der Koteu) dreimal verrichtet. Bloß die Lama's und Khans sind hiervon ausgenommen; von ihnen waren wenigstens sechshundert anwesend. Nachdem die Empfangsfeierlichkeit vorüber war, wurden die Tafeln gedeckt, und jeder setzte sich an dieselben nieder, so weit der Platz reichte; für den Kaiser wurden zwei mit Goldschüsseln bedeckt, wovon die Diener eine nach der andern, in Zwischenräumen von neun bis zehn Schritten, auftrugen; Derjenige, der das Getränke brachte, hielt das Gefäß zuvor über den Kopf, ehe er es dem Kaiser

reichte. Während dieser trank, warf sich abermals Alles zu Boden. Kurz darauf traten Seiltänzer und Gaukler ein, und ein Marionettentheater wurde inmitten der Versammelten aufgerichtet."

Von allen Gesandten fremder Reiche ist bis jetzt die Verrichtung der demüthigenden Ceremonie des Koteu verlangt worden; bloß Kaiser Kien-long entband davon im Jahre 1793 den Lord Macartney auf dessen berühmter Reise in China. Die Ehren, die diesem englischen Gesandten von dem Hofe von Peking erwiesen wurden, sind überhaupt ein Wunder in den Annalen der chinesischen Diplomatie.

Die chinesische Thronfolge ist erblich, der Kaiser hat aber das Recht, aus seinen Söhnen den Nachfolger zu wählen. Kaiserliche Minister gibt es vier, Tschong-tong und Kao-lao genannt, es sind immer zwei Tartaren und zwei Chinesen; sie bilden die innere Kammer des Conseils (Nai-ko), haben den Vorsitz bei den Verhandlungen in ihrem Cabinete, und unter ihnen stehen mehrere Assessoren, welche vereint mit ihnen das große Staatsconseil ausmachen.

Ein zweites Collegium, Kuin-ki-ta-tschin, bestehend aus geheimen Räthen, berathet solche Fälle, welche Verschwiegenheit und Schnelligkeit des Entschlusses erfordern.

Außerdem besitzt Peking noch eine Anzahl andere untergeordnete Regierungsanstalten, wie z. B. die Prüfungskommissionen der sich zum Staatsdienst Meldenden, das Han-lie-Collegium, welches die Geprüften zu den Staatsdiensten vorschlägt, das Conseil für die Staatsrevenüen, das Militärconseil u. a. m. Zu erwähnen bleibt uns das Censurbureau mit seinen zwei Präsidenten, von denen einer ein Chinese seyn muß. Dieses Büreau besteht aus vierzig bis fünfzig Mitgliedern, worunter selbst Mitglieder der kaiserlichen Familie sind, welche als kaiserliche Inspectoren in das Reich gesendet werden, und das Hauptorgan der Regierung in Peking bilden. Das System der Beamtenaufsicht wird überhaupt in China strenger als sonst in einem despotischen Lande durchgeführt; keiner derselben darf in der Provinz, in welcher er geboren ist, ein Amt bekleiden; weder der Sohn noch der Bruder, noch sonst ein naher Verwandter eines Staatsbeamten darf unter dem Befehle desselben einen öffentlichen Dienst versehen, und von drei zu

drei Jahren muß der Provinzstatthalter eine Liste an den Hof zu Peking senden, in welcher das Verhalten aller Beamten angegeben ist. Ueberhaupt werden in diesem Lande die Beamten häufig versetzt, weil die Regierung dadurch der Vertraulichkeit vorzubeugen glaubt, welche zwischen Beamten und Unterthanen entstehen könnte. Ferner sind erstere gehalten, bei Aufführung ihrer Titel genau anzugeben, um wie viel Grade sie erhöht oder zurückgesetzt wurden.

Der Tod eines Kaisers wird den verschiedenen Provinzen durch Depeschen mitgetheilt, die mit blauer Tinte, der Farbe der Trauer, beschrieben sind. Alle Personen von Rang müssen bei Empfang der Nachricht die rothseidene Verzierung und die ihren Rang bezeichnenden Kugeln abnehmen.

Hochverrath, an der Majestät des Throns begangen, wird mit lebenslänglicher Sclaverei und Verbannung nach Ily, einem Regierungssitze in einer entfernten Provinz der Tartarei, bestraft. Schon oben *) haben wir erwähnt, daß Verbannung aus seiner Heimath für den Chinesen die allerschrecklichste Strafe ist, der er jede Körperpein, so wie den Tod selbst ohne Bedenken vorzieht. Die frühere Gesetzesfassung war noch weit strenger; es heißt darüber im chinesischen Gesetzbuche, dem Lu-li: Hochverrath ist entweder Verrath am Staate durch Umsturz der bestehenden Regierung, oder Verrath am Souverän durch den Versuch zur Zerstörung des Orts seiner Residenz, des Tempels, worin seiner Familie Verehrung dargebracht wird, oder der Gräber, in welchen die Gebeine seiner Vorfahren ruhen. Alle, die überwiesen sind, Haupturheber oder Mitschuldige eines so hassenswürdigen Verbrechens gewesen zu seyn, sollen langsamen, qualvollen Tod erleiden. Alle männliche Verwandte der auf solche Weise Verurtheilten, die das Alter von sechszehn Jahren erreicht haben, oder darüber hinaus sind, als namentlich der Vater, der Großvater, die Söhne, Großsöhne, väterliche Oheime und deren Söhne sollen, ohne irgend eine Rücksicht auf deren Wohnort, noch auf wirkliche oder zugezogene Krankheiten der Personen, ohne allen Unterschied enthauptet werden. Sämmtliche andere männliche Ver-

---

*) S. den Aufsatz: Die Strafe des Cangue oder des Kia im achten Hefte.

wandten in oder über dem Alter von sechzehn Jahren sollen, wie entfernt auch ihre Verwandtschaft und ob selbige Blutsverwandtschaft oder angeheirathete Sippe sey, ebenfalls den Tod durch das Schwert leiden, wenn sie mit dem Hochverräther zu der Zeit unter dem nämlichen Dache lebten, unter welchem das Verbrechen begangen wurde. — Die männlichen Verwandten ersten Grades unter dem Alter von sechzehn Jahren und die weiblichen Anverwandten ersten Grades und jeden Alters sollen als Sclaven unter die Reichsofficiere vertheilt werden. — Das ganze Vermögen des Hochverräthers fällt dem Staat anheim; jedes Individuum, das einen solchen Verbrecher zur Haft bringt, soll seinen Fähigkeiten gemäß angestellt oder, falls selbiges bereits Regierungsbeamter war, im Rang befördert werden, und in jedem Falle das ganze, vom Staate eingezogene Vermögen des Verbrechers als Belohnung erhalten.

In früheren Zeiten wurde dieses barbarische Gesetz häufig zur Anwendung gebracht; ganze Volksstämme sind ausgerottet worden, um das Verbrechen eines einzigen Ehrgeizigen zu sühnen; heutzutage wird die Strafe jedoch selten weiter ausgedehnt als auf die schuldigen Personen. Für das Gesetz sprach früher der Beweggrund, daß es nothwendig sey, der zahllosen Bevölkerung dieses Landes gigantische Abschreckungsbeispiele vor die Augen zu führen. Ueberdieß wird der Kaiser in seiner Eigenschaft als des Reiches „Hoherpriester" als Sohn des Himmels betrachtet und als höchstes Wesen verehrt; ein Versuch, diese gleichsam göttliche Würde anzutasten, müßte daher als wahrhaft ungeheuer erscheinen, um dem Grundsatz Raum zu geben, daß man um seiner willen lieber den Unschuldigen leiden, als den Schuldigen entkommen lassen dürfe. Was ferner bei der Fassung eines solchen Gesetzes mitgewirkt haben mag, ist eine alte religiöse Vorschrift, die es dem Sohne zur Pflicht macht, den Mörder seines Vaters auf's Aeußerste zu verfolgen; Confucius selber gibt dem Kinde den Rath: „mit dem Mörder seines Vaters nicht unter demselben Himmel zu leben."

Wie streng übrigens die äußere Verletzung der Schicklichkeit gegenüber dem Himmelssohne bestraft wird, davon liefert nachstehendes kaiserliches Edict aus der Pekinger Staatszeitung, welche unter unmit-

telbarer Aufsicht des Kaisers erscheint, ein Beispiel. Dasselbe zeigt auf's Treffendste, welche Ungerechtigkeit unter despotischer Herrschaft gegen eine schuldlose Person von Rang und Wichtigkeit begangen werden kann, nur allein veranlaßt durch Verletzung des Anstands von einem ihr Untergebenen. Die Angabe bietet zugleich eine Probe von kaiserlichen Mandaten.

Vierter und fünfter Tag des vierten Monats im sechsten Jahr der Regierung Kia-kings (14. und 15. Mai 1801).

Kaiserliches Edict.

„Auf Unserer Rückkehr von den Gräbern Unserer kaiserlichen Vorfahren, wohin Wir Uns aus Anlaß der Ablegung Unserer Trauergewande begeben hatten, begegneten Wir im Districte von Whang-ma-tien einem Manne zu Pferde, der in Unserer Gegenwart mit dem Anscheine großer Eilfertigkeit hin- und hersprengte. Nachdem die dienstthuenden Officiere den Missethäter verhaftet und die näheren Umstände erforscht hatten, ergab es sich, daß er ein Diener von Mienko, Prinzen von Tschuong-tsching war. Zur Ahndung eines so außerordentlichen anstößigen Benehmens verfügen Wir, im ersten Verfahren, daß der Schuldige der Haft des Tribunals für Verbrechen übergeben und von diesem, in Uebereinstimmung mit dem Gesetze gegen unziemliches, ruhestörendes Benehmen in kaiserlicher Gegenwart, mit dem Bambus gezüchtigt werden soll, und daß zweitens Mienko seiner Würde als General des Heeres und als Mitglied des höchsten Rathes entsetzt, ihm jedoch die Nachsicht werden soll, nach wie vor den Rang und Titel eines Prinzen von Tschuong-tsching zu bekleiden. Wir bestimmen Weiteres, sobald Wir das Ergebniß der Berathungen des Tsung-zin-su oder Tribunals für Angelegenheiten, welche die kaiserliche Familie betreffen, erhalten haben werden."

Khin-tsi.

Dieses letzte Wort wird jedesmal den officiellen Befehlen des Kaisers hinzugefügt und bedeutet: „Laßt dieses ehrfurchtsvoll beachtet werden!"

Man sieht hieraus, durch welche Mittel das kaiserliche Ansehen in China aufrecht erhalten wird. Was dasselbe indeß am wirksamsten

schützt, das sind die starren Gewohnheitsformen, in denen sich das chinesische Leben seit Jahrhunderten gleichmäßig bewegt, der geistige Indifferentismus, mit dem sich das himmlische Reich gegen alle neuen Ideen verschließt. Ein berühmter Deutscher *) bemerkt sehr treffend: „In China bildete sich der Egoismus auf eine so eigenthümliche Weise zu einer so scharfen und großen Persönlichkeit aus, daß die Individualität des Einzelnen zurückgedrängt werden mußte. Das Wasser, die Ströme, der Ocean, regen überall durch den Wechsel zu einer höheren Cultur auf, doch nur von der generellen Art zur Befriedigung der Triebe des irdischen Menschen, ohne den höheren Sinn. Dieser Einfluß reicht nicht bis zur Cultur der Ideen. Der Ausbildung des Menschen als Individuum oder seiner ideellen Entwicklung scheint der vorwaltende Einfluß des oceanischen Gebiets nicht günstig zu seyn; dessen Naturgewalt bannt die Völker mächtig in einen Zauberkreis."

Fragen wir, wie es gekommen, daß eine verhältnißmäßig kleine Zahl britischer Streiter in so kurzer Zeit einen der stolzesten Herrscher der Welt, dem mehr als 333 Millionen Menschen zu Gebote stehen, zu einem Frieden zwang, dessen Folgen so wichtig werden müssen? so antwortet man, daß die Chinesen als Nation gegen die Fortschritte des Feindes vollkommen gleichgültig blieben, ja, daß sogar eine nicht unbedeutende Anzahl geradezu dieselben begünstigte. Die Briten standen daher eigentlich bloß den tartarischen Söldnern einer, China fremden Dynastie gegenüber, und es ward dringendes Bedürfniß für den Kaiser, durch einen schnellen Frieden den Handel seines Reichs vom Untergange, seine alte Hauptstadt vor der Einnahme mit Sturm und sein Reich selbst vor Gefahr der Auflösung zu retten. Es erklärt sich auch hieraus, daß die tartarischen Commissäre E-le-pu und Ne-ying auf jede Bedingung, von welcher England den Frieden abhängig machte, unbedenklich eingingen und sich beeilten, den Rückzug des englischen Heeres durch schnelles Herbeischaffen der ersten Rate der vom Sieger bedungenen einundzwanzig Millionen Dollars zu bewirken.

*) Ritter, in seiner Erdkunde.

Die Chinesinnen.

Es däucht uns von Wichtigkeit, eine möglichst genaue Schilderung der chinesischen Frauenwelt gegenwärtigem Werk über China einzuverleiben, da die Kenntniß des weiblichen Theils eines Volkes zur Charakteristik desselben wesentlich ist. In den früheren Aufsätzen *) haben wir eine Beschreibung der chinesischen Wohnungen versucht; es bleibt uns nun noch übrig, den physischen und moralischen Zustand der Chinesinnen, so weit derselbe den Europäern kund geworden ist, näher in's Auge zu fassen.

Sowohl bei den Männern als bei den Frauen erscheint, wenn ihre Züge in Ruhe sind, eine große Leere des Ausdrucks, was von der Breite des Gesichts, der Kleinheit des Mundes, der Nase und der Augen herkömmt. Um die Züge einer chinesischen Dame schön zu finden, darf der Europäer sie nur dann beobachten, wenn Gutmüthigkeit oder Zorn in ihrem Auge glänzt. Das Lächeln einer Chinesin ist von unbeschreiblichem Reiz; es verräth das vollste Gepräge einer tiefen Seele. Es ist bereits früher von uns erwähnt worden, daß dünne, schwarze und gewölbte Augenbraunen als ein Haupttheil der Schönheit angesehen und verschiedene Schminkmittel zu deren Her=

---

*) Siehe: Zimmer eines Mandarinen, im dritten Heft; Boudoir und Schlafgemach einer chinesischen Dame von Stand im siebenten Heft.

vorbringung angewandt werden. Dicke Braunen werden daher auch an deren unterem Theile abgeschoren, so daß der zurückbleibende Bogen dünn und fein erscheint, wie eine mit dem chinesischen Schreibpinsel gezogene Linie. Solche Augenbraunen vergleichen chinesische Dichter mit dem Neumonde bei dessen erstem Sichtbarwerden. Sehen wir ein chinesisches Frauengesicht von der Seite, so fühlen wir uns höchlich überrascht, wenn wir gewahren, daß zwischen der Stirn und dem Kinn die mittleren Gesichtstheile sehr zurücktreten, oder daß, um einen technischen Ausdruck zu gebrauchen, der Gesichtswinkel bei ihnen viel stumpfer als bei den meisten übrigen Völkern ist. Diese Bemerkung ist oft sehr störend in unserem geselligen Verkehr mit ihnen; wir sehen häufig Chinesinnen, deren Züge selbst nach europäischen Begriffen hübsch und regelmäßig erscheinen; plötzlich erblicken wir sie von der Seite, und ein großer Theil des angenehmen Eindrucks, den sie bis dahin auf uns gemacht hatten, ist verschwunden.

In der allgemeinen Bildung der Gestalt weichen die Chinesinnen von den europäischen Damen eben so sehr ab, als dieß bei der Form des Kopfes und den Lineamenten des Gesichts der Fall ist. Bei uns gilt als Typ schöner weiblicher Formen Rundung der Hüften und ein voller Busen; Vorzüge, die uns sowohl Natur als Kunst als dem Weibe angehörig zu betrachten gelernt haben. Der Anzug der Chinesinnen, vielleicht der angenehmste der ganzen Welt, macht diese Kennzeichen einer hübschen Gestalt unwesentlich. In China wird, im Gegensatze zu dem Manne, verlangt, daß die Schultern eines schönen Weibes niedrig seyen; das Gewand muß daher leicht vom Halse herabhängen, und so das bewunderte Herabsinken der Schultern begünstigen. Ein merkwürdig gearbeitetes Halsband ist um den Hals geschlungen, dagegen wird der Arm der Schönheit wegen bloß getragen. Was jedoch mit europäischem Schönheitsgefühl durchaus nicht übereinstimmt, sind die Finger, die lang und spitz zulaufen, und oben mit Nägeln versehen werden. Man läßt die Nägel ohne Zweifel deßhalb so lange wachsen, damit die Fingerspitzen hübsch schmal bleiben, und daß auch der Nagel selbst, wenn er über den Finger hinauswächst, sich nicht mehr ausdehne. Die Furchen zu beiden Seiten des Nagels

sind sehr vertieft und machen es sogar möglich, eine künstliche metallene Spitze hineinzuschieben, mit welcher auf dem Tsing, einem mit Saiten bespannten Instrumente, gespielt, und die nur durch den Druck der beiden Seiten ohne irgend eine andere Vorrichtung gehalten wird. Die Sucht, Effekt zu machen, verleitet auch viele chinesische Damen, auf jedem der Finger Spitzen von Silber zu tragen, wenn sie nicht in den Fall kommen, auf der Guitarre oder Harfe zu spielen. Hieraus geht aber hervor, daß die Chinesinnen, sobald sie nicht auf die Arbeit ihrer Hände als Erwerbszweig angewiesen sind, durchaus nichts verrichten, was, wie Sticken, Nähen u. s. w. die Beschäftigung selbst vornehmer europäischer Damen bildet; Musik und Malen abgerechnet, sind sie stets einem dolce far niente hingegeben.

Die unselige Gewohnheit, ihre Füße zu verstümmeln, haben wir bereits früher erwähnt *). Man sollte die damit verbundene Operation für sehr schmerzhaft halten; dieß scheint jedoch nicht in hohem Grade oder doch nur vorübergehend der Fall zu seyn, wenigstens haben ältere Frauen nicht erwähnt, daß sie arg dadurch gelitten hätten. Wie dem nun sey, so ist in den Augen eines Chinesen ein Fuß von nur zwei Zoll Länge ein Gegenstand der höchsten Bewunderung; chinesische Dichter besingen solche Füße unter dem Namen: „die goldenen Lilien". Die Frauen knüpfen daher auch die weiten Beinkleider ein wenig oberhalb der Knöchel fest, damit dieser Schmuck ihres Geschlechtes besser sichtbar werde. In den Augen von Europäern erscheint es lächerlich, wenn Damen, die schon nahe am kindischen Alter stehen, dennoch glauben, daß alle Blicke bewundernd auf sie gerichtet seyen, weil ihre Füße nicht größer sich ausnehmen, als die von fünf- oder sechsjährigen Kindern. Es versteht sich von selbst, daß alle Schönheiten eines solchen Fußes nur ideell sind, sobald derselbe des von farbigen Bändern umschlossenen Schuhes entkleidet wird; man erblickt alsdann eine leblose Masse, vergleichbar dem Stumpfe eines Menschen, der durch irgend einen Unfall seinen Fuß verloren hat. Ein Mann bekommt indessen den unbekleideten Fuß einer Chinesin selten zu sehen;

---

*) Siehe den Aufsatz „Nanking" im sechsten Hefte.

derselbe wird vielmehr eben so geheim gehalten, wie nur Freimaurer ihre Satzungen und Zeichen bewahren können. Es leuchtet von selbst ein, daß der Tritt einer Chinesin nichts weniger als sicher seyn kann; dieselben schwanken vielmehr im Gehen immer von einer Seite zur andern; wünschen sie sich umzublicken, so sind sie genöthigt, vorher stille zu stehen, um vorerst einen festen Standpunkt zu gewinnen, und dann den Körper allmählig herumzuwenden, so weit es nöthig ist.

Solche Verkrüppelung und Verunstaltung eines Theiles vom menschlichen Körpers ist lediglich Sache des Geschmacks; der nämliche Antrieb bestimmt die Menschen dazu, in einem Theile der Welt die feine Taille für das Höchste weiblicher Eleganz zu halten, im andern, den verkürzten Fuß zu preisen. Sobald dergleichen Begriffe zum Aeußersten getrieben und gewaltsame Mittel angewendet werden, um den Lauf der Natur zu hemmen, wird die vermeintliche Eleganz zum Gebrechen, die schöne Wellenlinie der Natur macht einer steifen Kunstlinie Platz und die Gesundheit wird gefährdet.

Bei Schilderung chinesischer Frauen darf der Fächer nicht vergessen werden, der in diesem Lande seiner Herkunft mit einer Geschicklichkeit und Leichtigkeit gehandhabt wird, die jedem Worte, jeder Handlung einen beredten Ausdruck beifügt. Durch eine leichte Handbewegung geöffnet und zusammengeschlagen, bezeichnet er einen bejahenden oder verneinenden Entschluß. Das Zeichen innerer Ruhe ist ein sanftes Fächeln mit demselben; wird er schief vor dem Gesichte getragen, so geschieht dieß, um das einwilligende Lächeln der Hingebung vor den Blicken des halbverzweifelnden Liebhabers zu verbergen. Auf gleiche Weise könnte man alle Bewegungen des Herzens und Verstandes, je nach dem Einflusse, den sie auf den Menschen ausüben, an dem Fächer verfolgen. Denselben tragen übrigens in China nicht bloß Frauen; er bildet vielmehr, wie wir bereits schon an mehreren Orten erwähnt haben, ebenfalls den Schmuck eines jeden Mannes von Stande.

Beständigkeit, Ehrerbietung und Geselligkeit sind die bezeichnenden Eigenschaften, welche bei unserer Betrachtung des Charakters der Chinesinnen sogleich ins Auge fallen.

Namentlich die erste Eigenschaft tritt bei ihnen stark hervor, und die chinesischen Geschichten wimmeln von Beispielen unbegränzter Liebe. „Es gibt nur einen Himmel!" sprach ein trostloses Mädchen, als ihre Eltern ihr wegen der Thränen, die sie täglich über dem Grabe ihres Geliebten vergoß, heftige Vorwürfe machten, „und er war mir dieser Himmel". Die tiefe Woge und der rauschende Strom sind oft Zeugen der unzertrennlichen Eigenschaft eines treuen Herzens gewesen. „Ehe ich meinen Leib einem Andern hingebe, als Dem, dem ich mich versprochen, will ich ihn lieber ins Wasser schleudern, oder an einem Stricke aufhängen!" so lassen chinesische Novellisten Manche ausrufen, die von ihrem Geliebten durch mißliche Verhältnisse getrennt wurde. Mit fast jedem der herrlichen Ströme, die durch China fließen, ist irgend eine Erzählung verknüpft, die von Seite eines der Liebenden mit einem derartigen Act der Verzweiflung schließt.

Man hat ferner stets bemerkt, daß die Chinesinnen ihren Gatten mit der größten Ehrerbietung begegnen. Zwar wird dieses Gefühl durch den Gebrauch und die festgesetzte Meinung des ganzen Landes aufrecht erhalten, doch tritt es auch selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen aus eigenem Antriebe hervor, so daß wir auf das Vorhandenseyn einer Naturgabe schließen müssen. Im Allgemeinen sprechen auch alle Reisende, die China besucht haben, von dem hohen Sittlichkeitsgefühle der Chinesinnen, und zollen der ungeschminkten Züchtigkeit sowohl der Matronen als der Jungfrauen alle Anerkennung. Ohne Zweifel haben diese ehrenden Eigenschaften ihre Quelle in dem vorherrschend starken Sinn der Chinesen für das Familienleben, der durch die Institutionen des Landes von den frühesten Zeiten an ausgebildet wurde. Was auch immer von den Folgen der Frauenabsonderung in China erzählt wird, darf nur mit Vorsicht als richtig angenommen werden; eine auch nur oberflächliche Beobachtung chinesischer Frauen belehrt vielmehr bald, daß im Allgemeinen das weibliche Selbstgefühl bei ihnen nicht geschwächt ist; der Ton ihrer Stimme und der Blick des Auges zeigen deutlich, wie sie wissen, daß sie nicht geboren wurden, um verachtet zu werden.

Die dritte der in dem Charakter einer Chinesin besonders hervor-

tretenden Eigenschaften ist die Geselligkeit oder jene Neigung, welche das Herz eines menschlichen Wesens dem eines andern verbindet. Zwar herrscht derselbe Sinn für Geselligkeit auch bei den Männern vor, und erklärt sich aus dem Mangel alles öffentlichen Lebens; Jeder in China bewegt sich nur im Kreise seiner Bekannten, und Caffeehäuser oder Ressourcen gibt es nicht. Das Weib ist ihnen in dieser Beziehung völlig gleich gesinnt. Vormittags werden die Sessel nach allen Richtungen hin durch flinke Diener getragen, denen, dem Range der Person entsprechend, eine oder mehrere Dienerinnen folgen. In diesen Sänften befinden sich die Damen, die die Tageszeit bei ihren Freundinnen in geselliger Unterhaltung verbringen. Diejenigen, die keine Sänfte bezahlen können, gehen meist in Begleitung eines kleinen Mädchens, das als Dienerin eine Schachtel mit dem Nothwendigsten oder ein Bündel trägt, worin sich die der Herrin zugehörenden Sachen befinden. Man bemerkt daher häufig Damen in ihren besten Kleidern und mit dem heitersten Gesichte zwischen sechs und sieben Uhr des Morgens auf der Wanderung, um wahrscheinlich den Tag bei gleichgesinnten Freundinnen in gegenseitigen Ergüssen ihrer Gefühle zu verleben.

In den Theatern sieht man die Damen bei ihren Kleinen mit Freuden das Amt einer Amme versehen, nicht als ob es ihnen an Dienstleuten fehle, sondern aus Anhänglichkeit zu ihren Kindern. Die Sänftenträger bringen die Mutter und das Kind nebst einem Kästchen, worin verschiedene Bequemlichkeiten eingeschlossen sind, nach dem Theater, wo es ihr Vergnügen zu machen scheint, ihre Aufmerksamkeit gleichzeitig den Spielern, ihren Freundinnen und ihrem Kinde zuzuwenden. Ueberhaupt gibt es keine zärtlicheren Mütter als die Chinesinnen. Das größte Glück, was einer solchen widerfahren kann, ist, wenn ein Fremder ihr Kind liebkost; die innigste Freude strahlt alsdann aus ihrem Antlitz, und er ist gewiß, bei den Eltern die freundlichste Aufnahme zu finden.

Die beste Kenntniß von den Ansichten, welche die Chinesen über ihre Frauen hegen, können wir auf der Bühne sammeln. Alles wird uns hier mit einer Treue und Genauigkeit der Ausführung geschildert,

welche die scenische Darstellung zum wahren Spiegel des wirklichen Lebens machen, und beweisen, daß nichts dabei übertrieben oder entstellt ist. In solchen Scenen tritt das Weib immer mit einem Vorrecht geistiger Art auf. Bringt es ihre Rolle mit sich, daß sie an den Staatsangelegenheiten oder an diplomatischen Verhandlungen Theil nehme, so räumen ihr Tact und ihr richtiger Blick ihr eine Stelle über alle männlichen Mitbewerber ein. Oft wird sie dargestellt, als werde sie durch Gewalt, nie aber durch List überwunden, und nur höchst selten sieht man sie aus Furcht nachgeben. Sie scheint sehr oft um die Sicherheit eines Gatten oder Bruders, nie aber um ihre eigene besorgt zu seyn, so oft ihre Pflicht sie der Gefahr entgegenführt.

Die Chinesen.

Nachdem wir in einem früheren Artikel *) das chinesische Volk hauptsächlich in Bezug auf die Verhältnisse des Landes geschildert haben, fassen wir jetzt den Chinesen in's Auge.

Der Kopf eines Chinesen, mit der gewöhnlichen Form des Kopfs der Europäer verglichen, ist hinten breit und in der Stirne schmal. Da nun ziemlich allgemein angenommen wird, daß der Vordertheil des Kopfes der Sitz der geistigen Kraft sey, so fällt der Vergleich keineswegs zu Gunsten der Chinesen aus, und die Wahrnehmung hat dessen Richtigkeit vollkommen bestätigt. Die Abgeschlossenheit des Reiches hat unläugbar selbst da, wo geistige Fähigkeiten vorhanden seyn mochten, deren Entwicklung nicht befördert; übrigens ist das chinesische Reich eine Zusammensetzung verschiedener Nationen, die vor der chinesischen Zeitrechnung in manchfaltige Fehden mit einander verwickelt waren; wenn daher Reibungen und Zwiste geeignet sind, die Geisteskraft zu schärfen, so hat es dieser Nation an der dem Zweck entsprechenden Anregung nicht gänzlich gefehlt.

Eine weitere Eigenthümlichkeit tritt an dem Kopfe des Chinesen hervor. Es ist dieß eine deutliche Linie, die vom Scheitel bis zur

*) Vergleiche den Aufsatz: „Das chinesische Volk," im achten Hefte.

Stirne läuft und oft sich so stark über den Schädel erhebt, daß sie wie ein Kamm oder Federbusch aussieht. Wenn wir nun einer neueren Wissenschaft, der Phrenologie, Glauben beimessen, so gelangen wir zu dem Schlusse, daß diese merkwürdige Erhöhung mit den angebornen Eigenschaften der Ausdauer, der Gutmüthigkeit und der Ehrerbietung zusammenhängt, die in der That bei einem Chinesen am meisten auffallen.

Namentlich ist Ausdauer die charakteristische Eigenschaft des Chinesen, der nicht leicht die einmal eingeschlagene Bahn verläßt. In ihren Handlungen, Gebräuchen und Vergnügungen beweisen sie eine Anhänglichkeit an das Alte, die sich bis jetzt als ziemlich unerschütterlich gezeigt hat; alle ihre Arbeiten, so z. B. die Elfenbeinspielsachen, sind Proben einer Geduld, die, wie es scheint, dem Chinesen von dem Schöpfer verliehen ist, um damit die, im Vergleich mit uns sich ergebende geringere Geistesfähigkeit zu ersetzen.

Wie die chinesischen Frauen, charakterisirt aber auch die Männer ein heiterer, geselliger Sinn. Ueberall tritt uns der Ausdruck der Gutmüthigkeit, freundliche Stimmung und Bereitwilligkeit, die Munterkeit und den Frohsinn Anderer zu theilen, entgegen. Wir sehen im Vorbeigehen in Läden, die ganz mit Leuten angefüllt sind, die troß der Verschiedenheit ihrer Verrichtungen doch in vollkommener Harmonie mit einander umgehen. Wir lassen uns auf einer ihrer Tschonken übersetzen und sehen, mögen sie nun arbeiten oder spielen, ihre Nahrung bereiten oder sie genießen, ein gutes Einverständniß unter ihnen herrschen. Erzeugt auch irgend ein Anlaß einen ungewöhnlichen Stimmenlärm, so ist dieser doch bald vorüber und der Friede schnell hergestellt. Der gesellschaftliche Umgang ist dem Chinesen etwas Unentbehrliches; im Umgang mit seinen Freunden ist er Etwas, für sich allein aber Nichts.

Die Unterwürfigkeit der Chinesen ist der ganzen übrigen Welt zum Sprichwort geworden. Es ist dieß nicht geradezu die gewöhnliche Frucht des Despotismus. Die Ehrerbietung, die der Chinese nach allen Richtungen hin bezeigt, ist nicht stets aus der Furcht hervorgegangen, die er vor Höhergestellten empfinden könnte; der Umgang

der Eingebornen besteht vielmehr, den geschäftlichen Verkehr abgerechnet, aus bloßen Höflichkeitsformeln. Stehen bleiben und Jemand bloß mit Kopfneigen grüßen, ist ein Zeichen der geringsten Unterwürfigkeit; mit einem Knie die Erde berühren, bedeutet schon etwas mehr, noch mehr aber, wenn beide Knie die Erde berühren, wenn man ganz niederkniet, und überdieß noch mit der Hand und Stirne die Erde berührt. Die öftere Wiederholung dieser Handlung beweist die größere oder geringere Erhabenheit der Stelle, die der so Begrüßte bekleidet. Außerdem beugen die Chinesen ihre Häupter zu Boden zu den Schatten ihrer Vorfahren und der Weisen, welche im Alterthum durch ihre Herzensgüte und ihr wohlthätiges Leben sich auszeichneten. Im Allgemeinen ist die Zuvorkommenheit, die in dem geselligen Verkehr China's sich äußert, eine Aeußerung desselben ethischen Systems, aus dem sie alle moralischen Pflichten ableiten, der Achtung und Ehrfurcht, welche die Jugend dem Alter schuldet. Nach ihren Ansichten wird der Nachbar als ein älterer Bruder angesehen, der deßhalb die dem höheren Alter zukommende Achtung in Anspruch zu nehmen befugt ist. Im Allgemeinen ist der Chinese den geselligen Vergnügungen und öffentlichen Lustbarkeiten leidenschaftlich ergeben; sein Bemühen ist daher auch dahin gerichtet, sich mit Allen, mit denen er in Berührung kommt, auf den besten Fuß zu stellen, und einem Fremden fällt die Hochachtung ungemein auf, die Jeder den ihn Umgebenden an den Tag zu legen bemüht ist. Je genauer wir das Benehmen solcher versammelten Personen betrachten, desto mehr drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß, was wir sehen, nicht bloß Form ist, sondern wirklich gefühlt wird. Die strenge Beobachtung der Höflichkeitsformen läßt zwar die gesellige Berührung als steif und formell erscheinen; dadurch, daß wir jedoch den dabei thätigen Grundsatz „einander gegenseitig höher zu achten", in's Auge fassen, und die ungezwungene Anmuth, mit der diese Regeln befolgt werden, berücksichtigen, söhnen wir uns damit wieder aus *).

---

*) Der Artikel: „Die merkwürdigsten Städte und Orte China's", im siebenten Hefte, enthält die Schilderung des Begegnens von Bekannten.

Dieselbe Eigenschaft der Ehrerbietung ist zugleich auch die Quelle der Unterthanentreue des Chinesen. Das Gefühl der Ehrfurcht ist nämlich demselben gewissermaßen angeboren und durch die vielseitige moralische Ausbildung so sehr entwickelt, daß er auf alle bestehenden Autoritäten mit einer gewissen religiösen Scheu blickt und Gehorsam ihm dadurch zur beständigen Gewohnheit wird. Dazu kommt aber noch eine andere Ursache der bürgerlichen Folgsamkeit. Er liebt Ehre, Reichthum und Freundschaft, weiß aber auch, daß alle diese Vortheile nur Derjenige genießen kann, der das Gesetz achtet und dem Vorgesetzten gehorsam ist.

Im Allgemeinen ist das sittliche Gefühl bei den Chinesen in mancher Beziehung sehr ausgebildet. Von der Kindheit an wird der Werth der gegenseitigen Pflichten dem Geiste durch stete Unterweisung eingeprägt, und Alles, was von starker Beweiskraft ist, oder was sich Schönes im Gebiete der Natur findet, muß zu diesem moralischen Zwecke mitwirken. Ehrfurcht gegen Eltern und Bejahrtere, Gehorsam vor dem Gesetze, Keuschheit, Güte, Sparsamkeit, Klugheit und Selbstbeherrschung sind die beständigen Gegenstände der Unterweisung und der Erläuterung durch Beispiele. Damit wollen wir jedoch keineswegs behaupten, daß dem Chinesen die höhere Moralität eigen sey; im Gegentheil steht sein sittlicher Zustand im genauen Verhältniß zu der geringen Entwicklung seiner Geisteskräfte.

Der Chinese ist in der allgemeinen Richtung seiner Gedanken ausschweifend und ergibt sich vor Aller Augen den verbotenen Genüssen, denen man sich in den meisten andern Ländern nur ungesehen und im Geheimen überläßt. Einen Beweis hiervon liefert das Vorhandenseyn der sogenannten Blumenböte auf dem Fluße bei Canton. Diese Fahrzeuge sind auf's Zierlichste ausgestattet und werden von Freudenmädchen bewohnt, die alle Künste versuchen, um den Wüstling zu locken. Reihenweise sitzen sie auf den Balkonen, reich geputzt, mit Blumen in ihrem Haare und funkelnde Geschmeide an ihren Gewändern. Wirkliche Erzesse durch Straßenlärm in Folge von Trunkenheit u. dgl. sind jedoch äusserst selten.

Wir haben schließlich nur noch den ökonomischen Zustand der weniger bemittelten Klassen in's Auge zu fassen. Dreist kann man

die Behauptung aufstellen, daß vielleicht dreimal mehr Zufriedenheit unter den Dorfbewohnern, aber auch nur ein Drittel jenes Geistes herrscht, der sich unter dem europäischen Volke kund gibt. Jedenfalls sind von Kummer zerrissene und halb verhungerte Gesichter in China etwas Seltenes. Wir führen dieß auf folgende Wahrnehmungen zurück:

Der Chinese verachtet keine Mühe, sondern arbeitet bereitwillig selbst um den geringsten Lohn. Es kümmert ihn wenig, ob die Beschäftigung ehrenvoll oder entehrend ist; er hat vielmehr nur die bedungene Löhnung im Auge und widmet sich mit Eifer der Arbeit. Er kann dieß um so eher, da außerordentlich wenig dazu gehört, sich den Lebensunterhalt und die Kleidung zu verdienen; seine Erziehung ist hauptsächlich darauf berechnet, in Allem zu sparen, wo es nur immer thunlich ist. In keinem Lande drängt sich die Bevölkerung so dicht auf jedem benachbarten Punkte zusammen, wie in China; in keinem Lande stehen dem armen Volke so viele Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens zu Gebote. Die Läden in China enthalten einen Ueberfluß an Gegenständen, die dem Auge gefallen und die Begierde erregen, wozu der niedrige Preis das Seinige beiträgt. Er wird dadurch versucht, sich durch deren Erwerbung Genüsse zu verschaffen, was ihm einen neuen Sporn zur Thätigkeit verleiht. Die Leichtigkeit, mit der man eine Familie ernähren kann, erregt in ihm die Neigung zum ehelichen Leben, und er legt frühzeitig zurück, um sich einen eigenen Herd zu gründen. Ohnehin ist es den niedern Classen in China gestattet, frei von aller Behinderung durch die Gesetzgebung sich zu befruchten, zu gedeihen und sich auszubreiten.

Der kaiserliche Sommerpalast zu Yan-ming-yen, näher beschrieben *).

Die kaiserliche Prachtentfaltung in China kennt keine Gränzen. Im ganzen weiten Reiche gibt es keine Provinz, ja fast keinen noch so kleinen Distrikt, der nicht irgend eine kaiserliche Villa oder einen kaiserlichen Palast enthält; Phantasie und Prachtliebe wetteifern bei diesen Bauten. Yan-ming-yen ist vielleicht die ausgedehnteste und prachtvollste der kaiserlichen Sommerresidenzen; europäischen Gesandtschaften ist sie wenigstens besser bekannt, als der Reisepalast von Hu-kin-schän oder andere malerische Oertlichkeiten; vorzugsweise in den Marmorhallen von Yan-ming-yen findet der Empfang von Gesandten statt.

Der Park von Yan-ming-yen liegt ungefähr drei Meilen nordwestlich von Peking und enthält einen Flächenraum von sechzigtausend englischen Akres. Es gibt hier nicht weniger als dreißig geräumige Paläste mit dem nöthigen Zubehör von Wohnungen für die Hofleute, Diener und Kunstfeuerwerker, von denen eine große Anzahl nicht bloß bei Anlaß bevorstehender Hof- und Landesfeste sondern fortwährend anwesend ist. Jeder dieser einzelnen Paläste mit den zahlreichen Nebenbauten gewährt, aus einiger Entfernung gesehen, den Anblick eines

*) Vergleiche hierüber den Aufsatz: „Die merkwürdigsten Städte und Orte China's, im siebenten Hefte.

ansehnlich großen hübschen Dorfes. Chinesische Bauten sind indeß nichts weniger als dauerhaft, und es gibt sich daher für Denjenigen, der die Meisterwerke der Baukunst in andern Welttheilen kennen gelernt hat, selbst an den kaiserlichen Palästen ein Charakter von Dürftigkeit und Unbedeutendheit kund; so besteht z. B. auch der Haupteindruck von Yan-ming-yen einzig und allein in der erstaunlich großen Zahl von Lusthäusern, Triumphbögen u. dgl.

Unter diesen dreißig bunt bemalten Palästen tritt die Ahnenhalle in Verzierungen und Größenverhältniß hervor. Sie steht auf einem vier Fuß vom Boden erhabenen Fundament, und hat hundert und zwanzig Fuß Länge, fünfundzwanzig Breite und zwanzig Höhe. Eine Reihe von breiten Holzsäulen stützt das schwere vorspringende Dach, während eine zweite, weniger starke Reihe, zurücktretend, den Raum der Säle bezeichnet. Darunter befindet sich, von Mauerwerk bis zu vier Fuß Höhe eingeschlossen, das Hauptgemach. Oberhalb dieses Mauerwerks ist der Raum mit Gittern aus gefärbtem Oelpapier versehen, welche zum Luftzuge geöffnet werden können. Der Plafond enthält mathematische Figuren der verschiedensten Art und in den heitersten Farben, dagegen ist der Fußboden aus Stücken von schönem grauen Marmor schachbrettartig und auf's Künstlichste zusammengesetzt. Mitten im Hintergrunde des einen Endes entdeckt man den kaiserlichen Thron aus dem kostbarsten Schnitzwerk von Cedernholz; dessen Baldachin stützen hölzerne, roth, grün und blau bemalte Säulen. Das ganze Geräthe dieses Thronsaals besteht aus zwei großen erzenen Kesselpauken, die gelegentlich vor dem Eingang aufgestellt und bei Annäherung des Kaisers geschlagen werden, aus chinesischen Gemälden, einem englischen Glockenspiel und einem Paar runder Fächer aus den Flügeln des Goldfasans auf polirten Elfenbeinstäben. Sie stehen auf jeder Seite des Throns, über dem mit Goldbuchstaben in chinesischer Schrift die Worte zu lesen sind: „Wahr, groß und glanzverbreitend", darunter das stolze Wort: „Glück".

Alle die erwähnten, an dem Gebäude sich befindenden Holzsäulen haben keine Kapitäler, und ruhen einzig in den vorspringenden Querbalken des Daches. Den oberen Theil zwischen den Säulen füllt

hölzernes Getäfel in den stärksten Farben und in reichster Vergoldung aus, und gelegentlich wird ein Netz von vergoldetem Metalldraht darüber gebreitet, um Schwalben, die gerne in den Ecken der Dachvorsprünge nisten, abzuhalten.

Die Gründe, welche die Paläste umgeben, sind entweder von Natur uneben oder hat Kunst sie so gemacht. Man bemerkt hier an künstlichen Wasserleitungen Ufer, die die Hand der Natur nicht täuschender schaffen konnte. Es ist, als hätte Feenmacht das Ganze hervorgebracht.

Berühmter Buddhatempel zu Honan, gegenüber von Canton.

An den südlichen Ufern des Tschu-kiang oder Perlflusses, gegenüber von Canton, führt eine Brücke zu der kleinen Insel Honan, die durch den sich hier in zwei Arme theilenden Strom gebildet ist. Sie enthält ein außerordentlich fruchtbares Erdreich, und ihrer sehr günstigen Lage wegen ist sie von vielen der vornehmeren Chinesen, die durch ihre Geschäfte genöthigt sind, in der Nähe der Stadt zu weilen, zum Aufbau von Landhäusern ausersehen, die mit schönen Gärten umgeben sind. Der Stromtheil zwischen Stadt und Insel ist daher stets mit Barken angefüllt, die die Verbindung zwischen beiden unterhalten.

Hier, unter den ärmlichen Fischerhütten der Insel, befindet sich der berühmteste Buddhatempel von ganz China. Der Eindruck, den das Betragen der Inselbewohner auf den Fremden macht, ist keiner der günstigsten. Er sieht sich beim Landen von einer Anzahl Kinder und kranker alter Leute umgeben, die einen hölzernen Götzen anflehen, daß er sie für die Vergehen und Sünden dieser Welt dieß- und jenseits begnadige. Ein anderer Theil der Menge hat sich um eine Anzahl Leute geschaart, welche in ihrem Zustand des Blödsinns von ihr gehänselt und ausgeplündert werden. Welche Cultur kann man aber auch von menschlichen Wesen erwarten, die sich unter den Götzenbildern des verwerflichsten Aberglaubens bewegen?

Der Bootführer, der den Fremden von Canton zur Insel führt, rudert seinen San-pan zur Seite eines schmalen steinernen Landungsplatzes auf; kaum ist man einige Schritte gegangen, so befindet man sich in einer unfläthigen, engen Straße, in der ein Gewühl der Einheimischen herrscht. Der Eindruck ist ganz derselbe, den die verrufensten Stadttheile von Canton machen. In jeder Ecke stehen Kramtische für Eßwaaren und Spielkasten aufgestellt; auf allen Seiten tobt der Lärm und die Geschäftigkeit einer vollgedrängten Hauptstraße. Man ist daher auch äußerst angenehm überrascht, nach dem Durchschreiten einer kleinen Riegelpforte, die gerade breit genug ist, um eine einzelne Person durchzulassen, den Schauplatz durchaus geändert zu finden, und die feierlichste Stille dem betäubenden Lärm Platz machen zu sehen. Man befindet sich nun im Innern eines mit hoher Mauer rings umschlossenen Grundes, der mehrere Aecker an Bodenfläche enthält, und mit Gebäuden und Höfen bedeckt ist; vor einem schönen Gebäude dehnt sich ein weiter, offener, mit Reihen uralter Banianbäume bepflanzter Platz aus, und ein hübscher Steinpfad führt quer durch den grünen Rasen.

Zwei gigantische Gestalten sind zu beiden Seiten des hohen Eingangsthores in Mauervertiefungen und in sitzender Stellung angebracht; ihre ungeheueren Gliedmaßen sind schreiend bemalt, ihre Gesichtszüge fratzenhaft. Sie sind Gebilde aus Thon, im Ganzen genommen gut geformt, und sollen die beiden alten Krieger Chin-ky und Chin-long vorstellen, wie sie den Eingang zu den Tempeln bewachen; eiserne Gitter umschließen die Statuen. Hinter diesem gut bewachten Portikus zeigt sich ein zweiter, dem vorerwähnten ähnlicher freier Platz mit kräftigen Bäumen. Auf Wegen, die mit großen Granitplatten gepflastert sind, gelangt man wieder zu andern Thoren, deren Mauerböschungen statt mit Götzenbildern durch glänzende Inschriften mit großen goldenen Schriftzügen geziert sind.

In der Mitte der umgebenden Gebäude erhebt sich der Haupttempel, der in verschiedene geräumige, den einzelnen Gottheiten angehörende Hallen und Säle zerfällt, die sich durch ihre reichen, prachtvollen Verzierungen auszeichnen. Die Halle, von etwa achtzig

Quadratfuß, hat einen mit Backsteinen gepflasterten Fußboden, über den ein Teppich aus gemaltem Stoffe gebreitet ist; die Wände sind carmoisinroth behangen und Tafeln in regelmäßigen Zwischenräumen mit vielen seltsamen Schriftzeichen darauf angebracht. Wie bei den meisten chinesischen Gebäuden steht die Höhe der Halle in gar keinem Verhältniß zu ihren Umfange. Die Decke ist mit grotesken Verzierungen, ihre Ecken mit fliegenden Drachen und vergoldeten Schlangen ausgeschmückt. Im Mittelpunkte der Halle sieht man drei große und übermäßig stark vergoldete Bildsäulen, genannt die drei kostbaren Fo, d. h. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, Kwo-kiu-fo, Wi-lai-fo und Heen-tsa-fo. Vor ihnen stehen kleine Altäre mit Weihrauchgefäßen. Rings in der Halle sind noch achtzehn oder zwanzig kleinere, ebenfalls vergoldete Götterbilder aufgestellt; sie sind die Lohan oder Heiligen geringeren Ranges und stellen die ersten Schüler oder Apostel Buddhas vor.

Die zahlreichen übrigen Zellen oder einzelnen Abtheilungen des Tempels haben alle den gleichen Umfang, und enthalten ebenso dieselben Götzenbilder; außerdem gehört noch ein nahes Kloster hinzu, in dem einige hundert Priester bequem wohnen. Dieselben scheinen übrigens Mönche verschiedener Orden zu seyn; denn einige derselben wandeln in kostbaren Gewändern einher und stellen noch andere Merkmale ihres Wohlbehagens zur Schau, während andere schmutzig, ausgehungert und ärmlich aussehen.

Die kirchlichen Ceremonien bestehen im Klingeln der Schellen und dem langsamen Gesang der Priester, die mit gefalteten Händen dastehen. Der Buddheismus hat eine Eigenthümlichkeit, die ihn vor allen andern Religionen auszeichnet; er ist nämlich allein auf die Priester beschränkt. Zuschauer stehen an der entfernten Thüre, um ihrer Neugier zu genügen; man ladet sie aber nie ein, einzutreten, wiederzukommen oder sich in irgend einer Weise an dem Opfer zu betheiligen. Es ist ein abscheuliches System der Selbstsucht und des Menschenhasses.

Treten wir zufällig in einen Buddhatempel, so ertönt meist eine kleine Glocke, und wir sehen eine Anzahl Priester in den Tempel

treten, um die gewohnte Aufgabe frommer Uebungen zu vollziehen. Ihre Kleidung unterscheidet sich von der chinesischen Bekleidungsart und besteht aus langem, gelbem, fast bis auf den Boden reichendem Gewande, das um den Leib etwas zugezogen wird. Ihr Haar hängt nicht nach Tartarengebrauch vom Rücken herab, sondern wird ganz kahl vom Kopfe geschoren, der unbedeckt bleibt. Bei ihrem Eintreten durch den geöffneten Portikus zieht einer von ihnen mit großer Heftigkeit eine Glocke, während ein anderer mit gleich kräftiger Anstrengung auf einem großen Holzblocke trommelt. Dieß wird eine Weile vor den Bildsäulen der Fo fortgesetzt, und soll dazu dienen, der Götzen Aufmerksamkeit der flehenden Anbetung ihrer Diener zuzuwenden. Nach Verlauf einiger Zeit ertönt ihr dumpfer Gesang zu den Tönen dieser musikalischen Instrumente; sie durchziehen also singend das Gemach in einfachen oder doppelten Reihen; kommen sie den Gegenständen ihrer Anbetung nahe, so beugen sie sich vor ihnen zur Erde nieder und stoßen ihre Köpfe auf das Pflaster. Ist der Umzug vorüber, der auf den Beschauer den Eindruck einer mit der vollkommensten Gleichgültigkeit verrichteten Ceremonie macht, so ziehen sich die Priester ohne weitere Förmlichkeit jeder in seine Zelle zurück.

Eines der Nebengebäude des Tempels wird bloß von Frauen besucht, weil darin die Kwan-yin oder Schutzheilige des weiblichen Geschlechts verehrt wird; eine andere weibliche Gestalt wird Chin-ti genannt, und mit einer Menge von Armen dargestellt, als Symbol ihrer außerordentlichen Schutzgewalt. Vor diesen und vielen andern schwer vergoldeten Götzenbildern brennen fortwährend Lampen und kleine angezündete Weihrauchstäbe erfüllen die Luft mit dem köstlichsten Wohlgeruche.

Die gewaltige Ausdehnung des merkwürdigen Gebäudes setzt in großes Erstaunen; im hinteren Theile der Masse von Bauwerken entdeckt man ein geräumiges Gemach, welches keine Götzenbilder enthält, deren Stelle im Mittelpunkte des Zimmers durch eine ungeheure Vase von weißem Marmor ersetzt wird. Es sollen darin die Reliquien Buddhas, des Gründers dieser Religion, ruhen. Rings um dieses schöne Geräth brennen Lampen und buntfarbige Laternen; kleine

Gefäße mit heiligem Wasser stehen in der Nähe. Der Eindruck des Ganzen, der durch die feierliche hier herrschende Stille noch vermehrt wird, ist unbeschreiblich.

Ueber den Haupttempel hinaus gibt es noch viele Gebäude zur Bequemlichkeit der Klosterbewohner; ferner gehören dazu noch Gärten, die in vortrefflicher Cultur gehalten werden. Schmale Streifen niederen Grundes sind zu Bewässerungsfeldern eingerichtet, und zwischen ihnen stehen Reihen üppiger Fruchtbäume. Es ist dadurch den armen Mönchen alle Gelegenheit geboten, sich durch Pflege derselben, so wie durch den Gartenbau eine gesunde Bewegung zu verschaffen.

An einer Seite der Mönchszellen befinden sich Ställe für sechs Schweine, die so reichlich gefüttert werden, daß sie sich kaum zum Nahrungstroge begeben können. Wozu diese Thiere hier gehalten werden, ist nicht bekannt. Die Buddheisten dürfen keine thierische Nahrung kosten; wahrscheinlich gelten sie für heilig, in Folge einer Lehre, daß die Seelen verstorbener Heiliger, nach dem Verlassen ihrer menschlichen Hüllen, in die Leiber dieser Thiere übergehen. Man behauptet sogar, daß, stirbt eines dieser Thiere, man dasselbe mit großer Feierlichkeit in ein eigens dazu bestimmtes Grab legt.

Wie gering übrigens im Allgemeinen die Macht und das Ansehen buddheistischer Priester sind, beweist folgender Umstand:

Als Lord Amherst von seiner Gesandtschaftsreise nach Peking wieder in Canton ankam *), zögerten die Behörden dieser Stadt keinen Augenblick, dem zahlreichen Personal seiner Mission, von so wenig Erfolg dieselbe auch begleitet war, ein Unterkommen in dem großen Tempel von Honan zu verschaffen. Die dreieinigen Fo wurden von ihren Postamenten nach dem jenseitigen Ufer des Flusses entfernt, und die Haupthalle des Tempels mußte den Fremdlingen zum Bankettsaal dienen. Dieser Umstand veranlaßte schon damals Einzelne aus der Gesandtschaft zu der Bemerkung: „daß die Bekehrung eines Volkes, das so wenig an seiner Religion hänge, nicht wohl schwer fallen könne, sobald dieselbe nur mit dem nöthigen Ernst und der erforderlichen Gewissenhaftigkeit von den Missionären versucht würde.“

*) Im Jahre 1816.





Si-tsiau-schän, oder westlich verdorrter Hügel.

Ungefähr hundert Meilen westlich von Canton erhebt sich eine herrliche Berggruppe, in der eine Unzahl Flüsse und Bäche ihren Ursprung nehmen, um den schiffbaren und befruchtenden Si-kiang vergrößern zu helfen. Kein Land der Welt ist reicher an den herrlichsten Strömen, als China. Seine Berge enthalten aber auch nicht unbedeutende Schätze des Mineralreichs: Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn u. s. w. Namentlich die Berge von Si-tsiau gewähren eine reiche Ausbeute und machen die fruchtbare Provinz Kwang-tong, in der sie liegen, zu der ersten des ganzen Reichs an Reichthum und Handelsthätigkeit.

Wie überall in China ist mit jedem dieser zahlreichen Hügel irgend eine Sage verknüpft; jeder Punkt des ganzen weiten Reichs, hauptsächlich aber die emporsteigenden Höhen, sind im Munde des Volks der Schauplatz irgend einer wirklichen oder wunderbaren Begebenheit gewesen, und in diesen Traditionen gibt sich der Hang der Chinesen zur Poesie kund. So vergleichen sie den Si-tsiau mit der Gestalt eines fliegenden Drachen und ihre Sagenwelt kennt Namen wie: der Donnerberg, der Genienhügel, die Geisterhand, die neun Drachen u. s. w. — Die herrlichen Berge und Thäler China's geben ihrem poetischen Hang und ihrer üppigen Einbildungskraft reiche Nahrung.

Wie überall in China sind auch die Bäche und Flüsse, die ihren Ursprung bei Si=tsiau nehmen, überaus reich an Fischen; der Haupt=nahrungszweig der Bewohner besteht daher auch hier im Fischfange, und sie bedienen sich dazu derselben Netze, die wir bereits oben *) beschrieben haben.

---

*) Vergleiche den Aufsatz: Hong=kong, im neunten Hefte.

Inhalt.

